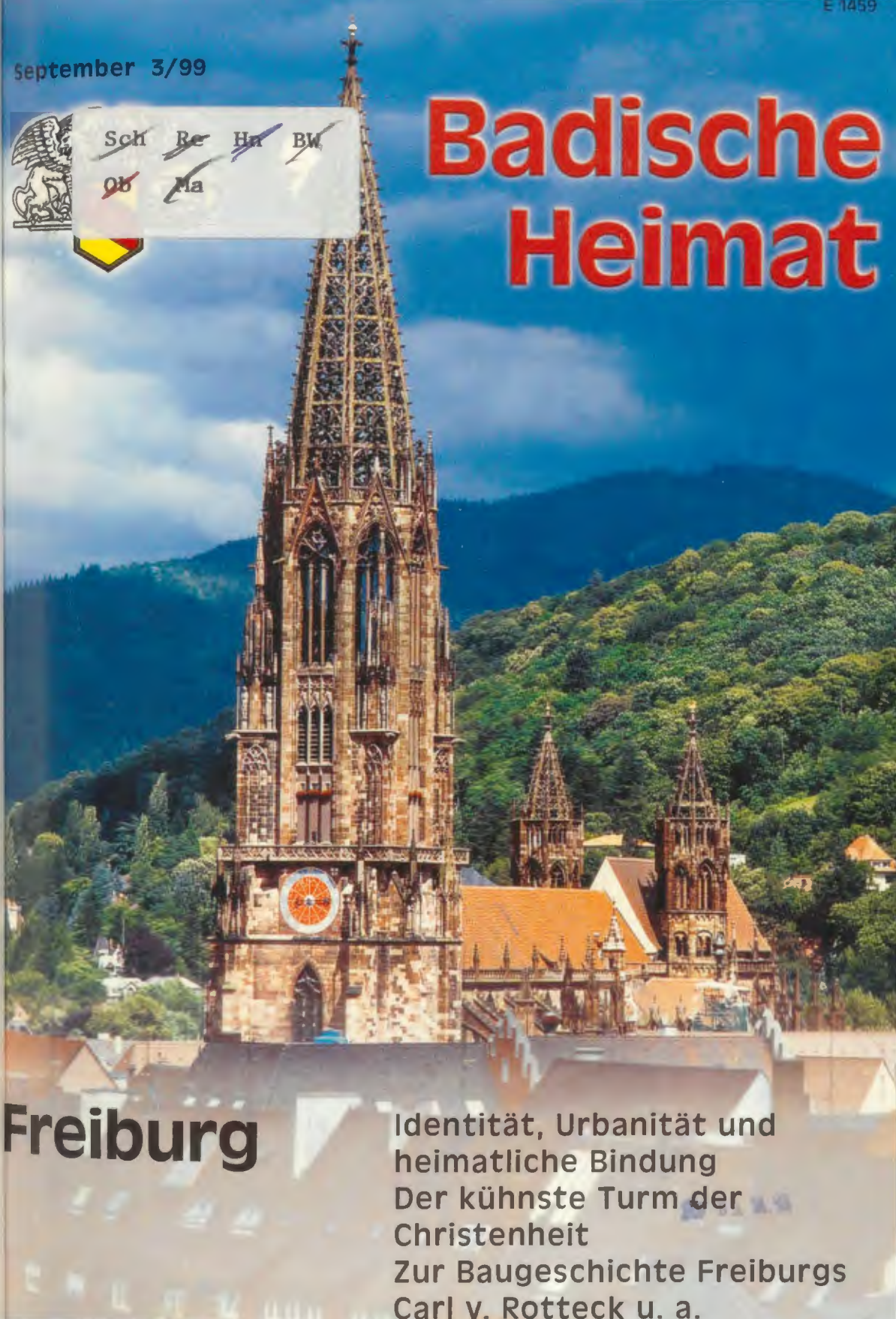


September 3/99



Sch Re Ha BW
Ob Ma

Badische Heimat

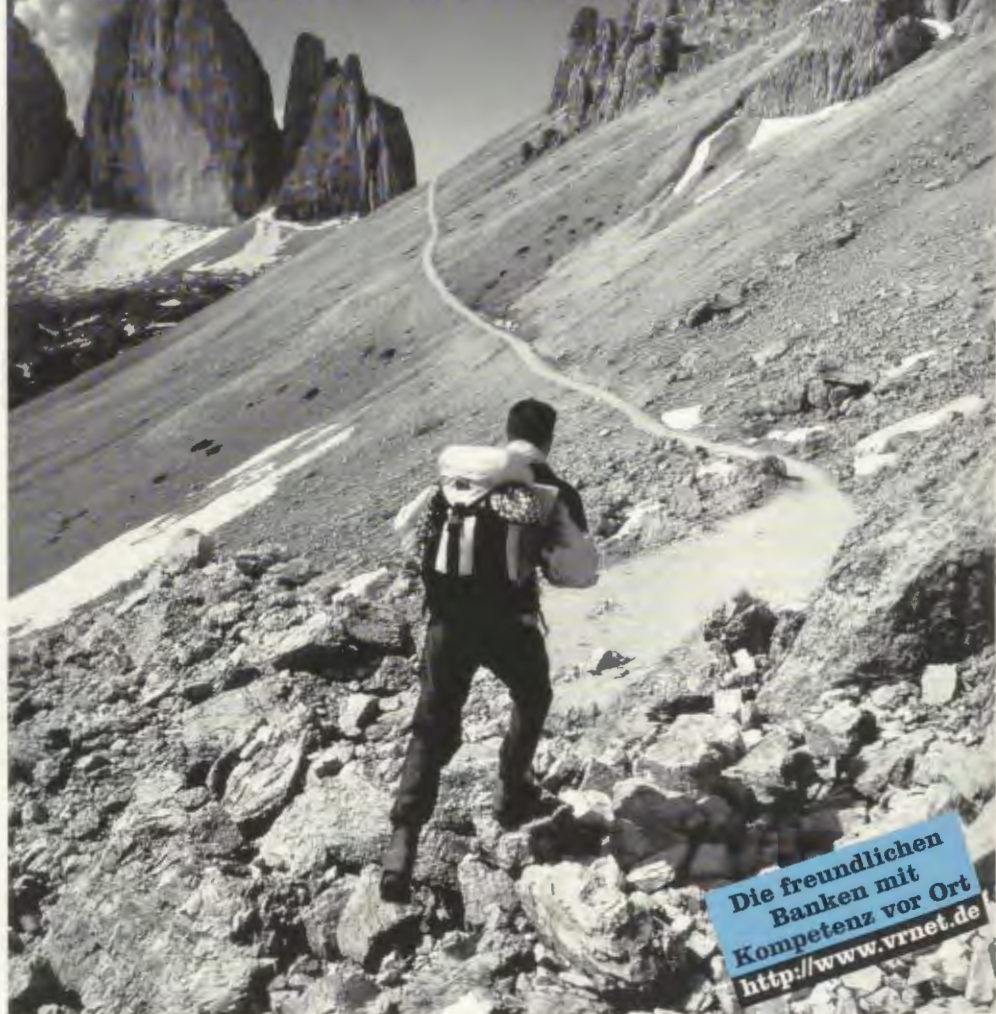


Freiburg

Identität, Urbanität und
heimatliche Bindung
Der kühnste Turm der
Christenheit
Zur Baugeschichte Freiburgs
Carl v. Rotteck u. a.

Wir machen den Weg frei

...für die besten Aussichten Ihres Kapitals



Die freundlichen
Banken mit
Kompetenz vor Ort
<http://www.vrnet.de>

Wir scheuen keine Mühe, Ihr Vermögen zu vermehren. Unsere Berater(innen) geben Ihnen klare Tips für die besten Anlagemöglichkeiten.

Damit erreichen Sie schnell Ihr Ziel.



Volksbanken Raiffeisenbanken Spar- und Kreditbanken

Unser FinanzVerbund:

SGZ-Bank

Kasseler
Frankfurt



Sparbank
Südwestfalen



R+V
Versicherung



Barmenia
Krankenversicherung



Deutsche
Sparkassenverbände
Hypothekbank



Hypothekbank



DIFA
Deutsche
Investitions Fonds



VBI
Investment



VBI Leasing



BB Bank
Deutsche
Raiffeisenbank AG

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde
Natur-, Umwelt und Denkmalschutz

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e. V.

Für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land
Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium
Freiburg, unterstützt.

Landesvorsitzender:

Adolf Schmid, Freiburg

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß

Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe

Tel.: 07 21-75 43 45

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,

Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg

Tel. (07 61) 7 37 24,

Fax (07 61) 7 07 55 06

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00–18.00 Uhr, Di 8.00–12.00 Uhr, Do 8.00–12.00 Uhr

Internet: <http://www.badische-heimat.de>

e-mail: info@badische-heimat.de

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 50,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 14,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postbank Karlsruhe,
Kto.-Nr. 16468-751, BLZ 660 100 75
Sparkasse Freiburg - Nördl. Breisgau
Kto.-Nr. 20 032 01, BLZ 680 501 01
Spenden bitte an das
Kto. der Stadt Freiburg
Nr. 2010012 bei der Sparkasse Freiburg
Vermerk: „Spende Badische Heimat“
bitte nicht vergessen

Gesamtherstellung:

G. Braun electronic media services GmbH
Anzeigenverwaltung: Rolf Dambach
Karl Friedrich Str.14-18,
76133 Karlsruhe
Tel. (07 21) 16 5-2 59, Fax (07 21) 1 65-8 38
Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 6 gültig
Reproduktionen:
G. Braun electronic media services GmbH

Inhalt

| | |
|--|-----|
| <i>90 Jahre Badische Heimat</i> | |
| Adolf Schmid | 447 |
| <i>Baden und Europa</i> | |
| Rolf Böhme | 450 |
| <i>Identität, Urbanität und heimatliche Bindung</i> | |
| Sven von Ungern-Sternberg | 454 |
| <i>Der Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald.</i> <i>Vitales Miteinander mit der Stadt Freiburg</i> | |
| Jochen Glaeser | 467 |
| <i>Heinrich Schreiber und</i> <i>der Freiburger Akkusativ</i> | 472 |
| <i>Der kühnste Turm der Christenheit. Eine statisch-</i> <i>konstruktive Glanzleistung des Mittelalters</i> | |
| Manfred Saß | 473 |
| <i>Hans Thoma – Blatt</i> | 481 |
| <i>Freiburg – Stadt der Caritas</i> | |
| Bernhard Appel | 482 |
| <i>Als Württemberger in Freiburg</i> | |
| Hans-Martin Gauger | 497 |
| <i>Freiburg in den Freiburgern</i> | |
| Franz Schneller | 504 |
| <i>Warum ich in Freiburg lebe</i> | |
| Eberhard Meckel | 506 |
| <i>Suchbild. Über meinen Vater</i> | |
| Christoph Meckel | 506 |
| <i>Karl von Rotteck und seine Zeit</i> | |
| Wolfgang Hug | 507 |
| <i>Freiburger Barock</i> | |
| Wilhelm Hausenstein | 517 |
| <i>Auch vor fünfzig Jahren:</i> <i>Das erste Denkmalschutzgesetz in</i> <i>Deutschland nach dem Kriege</i> | |
| Wolfgang E. Stopfel | 518 |
| <i>Darf eine Stadt heute noch anheimelnd sein?</i> | |
| Joseph Schlippe | 526 |
| <i>Die Altstadt von Freiburg und ihr Wiederaufbau</i> | |
| Hans Geiges | 528 |
| <i>1950–2000</i> | |
| <i>Ein halbes Jahrhundert Bauen in Freiburg</i> | |
| Paul Bert | 531 |
| <i>Die erste Tagesschau – 1911 aus Freiburg</i> | |
| Wolfgang Dittrich | 541 |
| <i>Geschichte der Firma M. Welte & Söhne –</i> <i>Freiburg i. Br. und New York</i> | |
| Gerhard Dangel-Reese | 556 |
| <i>Dr. Arnold Fanck, der Vater des Bergfilms,</i> <i>seinem Kameramann Sepp Allgeier und seinem</i> <i>ersten Darsteller</i> | |
| Werner Klipfel | 563 |
| <i>Rundfunk in Freiburg – einst und heute</i> | |
| Roland Schrag | 571 |
| <i>Museum 2000</i> | |
| <i>– Das Augustinermuseum in Freiburg</i> <i>Vergangenheit und Zukunft</i> | |
| Saskia Durian-Ress | 588 |
| <i>Johann Christian Wentzinger –</i> <i>sein Wohnhaus „Zum schönen Eck“ und das</i> <i>Freiburger Museum für Stadtgeschichte</i> | |
| Peter Kalchthaler | 598 |
| <i>Das Deutsche Volksliedarchiv</i> | |
| Barbara Boock | 612 |
| <i>Sammlung und Publikation aufeinander</i> <i>zuführen. – Eine Ausstellungsreihe des</i> <i>Museums für Neue Kunst</i> | |
| Jochen Ludwig | 618 |
| <i>Der Maler Ralph Fleck</i> | |
| <i>Der Maler, seine Kunst und der Versuch</i> <i>darüber zu schreiben</i> | |
| Jürgen Fiederlein | 621 |
| <i>Kunsthandlung Springmann</i> | |
| Hans-Günther van Look | 637 |
| <i>„Zum Wetzstein“</i> | |
| Volkmar Braunbehrens | 640 |
| <i>Vom Markgräfler – ins Morgenland</i> <i>Anmerkungen zu dem Orientalisten</i> <i>und Übersetzer Gustav Weil</i> | |
| Jost Großpietsch | 649 |
| <i>Wirtschaftsstandort Südlicher Oberrhein</i> | |
| Hermann Frese | 655 |
| <i>Im Reich des Sonnenkönigs</i> <i>Der Erfolg des Solarunternehmers</i> <i>Georg Salvamoser.</i> | |
| Jürgen Leuchtner und Johannes Zitt | 665 |
| <i>Mit neuer Energie in die Zukunft</i> | |
| Jürgen Leuchtner und Johannes Zitt | 669 |
| <i>Eine Persönlichkeit: Dr. Herbert Falk</i> | |
| Johannes Zitt | 675 |
| <i>Der Freiburger Gasthof</i> <i>„Zum Roten Bären“ gestern und heute</i> | |
| Monika Hansen und Gerd Kalkbrenner | 680 |
| <i>Auf den Spuren der Habsburger</i> <i>– Das Erbe des Carolus 1500–1558</i> | |
| Christoph Döbeli | 687 |
| <i>In memoriam Dr. Otto Beutenmüller/Bretten</i> | |
| Michael Ertz | 692 |
| <i>Bernd Ottnad zum 75. Geburtstag</i> | |
| Fred Ludwig Sepaintner | 694 |
| <i>Eugen Fischer (1874–1962)</i> <i>– mit einem Vorwort von Bernd Ottnad</i> | |
| Horst Ferdinand und Kurt-Erich Maier | 698 |
| <i>Autoren</i> | 706 |

90 Jahre Badische Heimat

Zum 17. Oktober 1999 laden wir nach Freiburg ein, um mit uns im Historischen Kaufhaus den 90. Geburtstag zu feiern.

Freiburg ist die Geburtsstätte unseres Landesvereins *Badische Heimat*. Hier vereinigten sich am 1. Januar 1909 der *Badische Verein für Volkskunde* und der *Verein für ländliche Wohlfahrtspflege in Baden*.

Die erste Landesversammlung der Badischen Heimat fand statt am 3. Juli 1909 in Achern, dem geographischen Zentrum des langgestreckten Großherzogtums. Erster Landesvorsitzender wurde Friedrich Pfaff, Leiter der Freiburger Universitätsbibliothek; im Beirat des Vorstandes wurden u. a. Dr. Lorenz Werthmann, der Caritas-Präsident, und Privatdozent Dr. Konrad Guenther aktiv. Der Verein erlebte einen raschen Aufstieg, vor allem durch seinen Geschäftsführer Max Wingenroth, den Direktor der Städtischen Sammlungen Freiburgs, der in der Vielfalt der Denkmalpflege bald einen klaren Schwerpunkt der kulturpolitischen Arbeit setzte. 1913 resignierte Prof. Pfaff, er wurde im selben Jahr Ehrenmitglied wie Heinrich Hansjakob; sein Nachfolger wurde Prof. Eugen Fischer. Der Umsturz von 1918 stellte Baden nicht in Frage, auch nicht die *Badische Heimat*. 1922 trat Her-



mann Eris Busse an die Stelle von Max Wingenroth, 1926 baute Max Meckel für den rasch wachsenden Verein unser Haus in der Hansjakobstraße 12; von hier aus wurden nun die vielen Aktivitäten gesteuert. Der Sachverstand der Mitglieder war überall gefragt, weil Staat und Gemeinden für derartige Politikfelder noch keine Stellen eingerichtet hatten, also überall von dieser Bürgerinitiative profitierten. Als Eugen Fischer an das Kaiser-Wilhelm-Forschungsinstitut nach Berlin berufen wurde, fand der Landesverein

in Paul Schwoerer (1874-1959) den richtigen Nachfolger: Er war seit 1927 Landeskommissär für die Landkreise Offenburg, Freiburg und Lörrach, die *Heimatabewegung* wirkte überall; in H. E. Busse hatte Schwoerer einen dynamischen Geschäftsführer. Schwoerers „Zugeständnisse“ an den Zeitgeist nach 1933 sind gezeichnet durch Klugheit und Prinzipientreue; sein politisches Wirken fand auch in der Nachkriegsperspektive breite Anerkennung. Aber ein wesentlicher Teil seines großen Lebenswerkes war dabei sicher geprägt durch seinen Einsatz für die Kultur- und Naturpflege seiner badischen Heimat. Im April 1945 wurde das Haus der *Badischen Heimat* für ein Jahr von der französischen Besatzungsmacht belegt, der Landesverein war

aufgelöst. Und er schlief vier Jahre lang. 1949 erst wurde die Wiederzulassung bei der französischen Militärregierung betrieben. Es ist hier an Persönlichkeiten zu erinnern wie Paul Schwoerer, an Prof. Joseph Schlippe, den Freiburger Oberbaudirektor, an den Unternehmer Heinrich Brenzinger, Prof. Noack. Aber die Zeit schien für einen badischen Traditionsverein wenig günstig; die ungelöste *Badenfrage* war kaum förderlich, das Phänomen Südweststaat verwirrte die Geister. Dennoch: Am 16. Oktober 1949 wurde im Historischen Kaufhaus in Freiburg die Wiederbegründung beschlossen, erster Landesvorsitzender wurde Ministerialrat a. D. Prof. Thoma, Karlsruhe. Der Verein hatte große Startschwierigkeiten, sah aber auch große Chancen der politischen Einflußnahme. Im Sommer Juli 1949 hatte z. B. der badische Landtag das *Denkmalschutzgesetz* beschlossen, der erste Satz hieß: „*Das Badische Volk hat durch den Landtag am 12. Juli 1949 das folgende Gesetz beschlossen*“.

Im ersten Paragraphen steht geschrieben: „*Dieses Gesetz dient der Erhaltung des Kulturerbes, das in den Kulturdenkmalen sichtbare Gestalt gewonnen hat, und der Bewahrung gleichzustellender Werte. Es trägt ferner dafür Sorge, daß augenfällige Kulturwidrigkeiten im baulichen Erscheinungsbild unserer Städte und Dörfer beseitigt werden*“. Sehr konkret ist Paragraph 48: „*Soweit Straßen-, Platz- oder Ortsbilder durch kulturlose Bautätigkeit oder sonstige Verunzierungen augenfällige Beeinträchtigungen erlitten haben oder ihrem ganzen Umfang nach eine kulturwidrige Erscheinung darstellen, sollen sie im Rahmen der gegebenen wirtschaftlichen Möglichkeiten durch Beseitigung der Schäden oder durch Umgestaltung nach einheitlichem künstlerischem Entwurf zu harmonischer Wirkung gebracht werden*“.

Erstmals im deutschen Denkmalschutzrecht war hier also ein Verfahren gesetzlich abgesichert „zur Beseitigung von Kulturwidrigkeiten und Verunzierungen im Ortsbild“ (vgl. die entsprechende Rechtsverordnung vom 20. Januar 1950). Das waren Grundlagen, auf denen z. B. Männer wie Joseph Schlippe hervorragende Arbeit leisten konnten – er wurde Leiter des badischen Denkmalamtes und blieb dabei immer auch ein Mann der *Badischen Heimat*.

Seither sind wieder 50 Jahre vergangen. Aber hier ist kein Platz für eine ausführliche Chronik, nur so viel: Unsere Rückschau macht uns nicht selbstzufrieden, auch wenn die Bilanz gar vielfältig ist und eine unendliche Fülle ehrenamtlicher Leistungen in unsern vielen Regionalgruppen abdeckt. Nehmen wir allein unsere Zeitschrift, in der rund 10 000 Artikel zu den verschiedensten Themen und Personen erschienen sind; hier bleibt das „*badische Gedächtnis*“ lebendig und gesichert. Diese Arbeit wird geleistet, weil sich immer noch viele unserer Heimat, unserer *Badischen Heimat* verbunden, verpflichtet fühlen, der schönen Landschaft, dem unvergleichlich reichen kulturellen Erbe, den Menschen. Aus der *Badenfrage* noch einmal ein parteipolitisches Anliegen zu machen, halten wir für abwegig. Wir überschätzen nicht unsern Einfluß und die Kraft unserer Organisationen, aber wir stellen eine selbstbewußte Gemeinschaft, die das Heimatverständnis und den Heimatbegriff in einer veränderten und sich weiter rasch verändernden Welt mitzuprägen gewillt ist und dabei nicht vorrangig den hohen Gemütswert von Heimat kultiviert. Unsere badische Heimat hat auch nicht nur Geschichte, unser Interesse gilt auch dem, was sich hier heute und morgen entwickelt. Vor allem aber wollen wir den Anschluß an die Denkmalpflege, wie sie unter Joseph Sauer (gerade vor 50 Jahren gestorben) und Joseph Schlippe Hauptanliegen der „*Badischen Heimat*“ waren, wiederfinden – aber dies durchaus im grundsätzlichen Geiste des badischen Denkmalschutzgesetzes aus dem Jahre 1949. Wir sind ganz und gar nicht unpolitisch, stellen uns neuen zeitbedingten Problemen, lassen uns dabei auch durch fehlende Resonanz nicht entmutigen. Phantasie hat immer Konjunktur. Wir werden weiterhin „*S' Eige*“ – wie es der Kaiserstühler Karl Kurrus ausdrückte – lebendig erhalten und hoffen dabei auf viele Mitstreiter. „*Loset, wie wärs*“ war ein ermutigender Buchtitel von Gerhard Jung. Packen wir „es“ gemeinsam an, im Jahre 2000 und darüber hinaus!

Hier ist wieder einmal ein Heft der „*Badischen Heimat*“, das ganz Freiburg gewidmet ist. Die Texte sind geschrieben von kenntnisreichen Autoren, die hier ihre Heimat haben; jeder schrieb auf seine ganz subjektive Weise. Es sind

Ausschnitte, Einblicke und Rückblicke; den Anspruch, umfassend zu sein, wollen wir nicht erheben – den erfüllt die dreibändige Stadtchronik von Haumann/Schadek. Wir hoffen aber, etwas zu vermitteln von heutiger Freiburger Mentalität. Es gibt viele Gründe, Freiburg zu lieben, sich in dieser Stadt wohl zu fühlen, ihre Betriebsamkeit und freundliche Lebendigkeit, ihre besondere Art zu produzieren und zu konsumieren, zu flanieren, zu schwätzen, zu feiern, Geborgenheit zu genießen. Wer würde hier den Vorwurf der Unwirtlichkeit der Städte erheben? Wer wird hier aber andererseits Weltfremdheit und Weltbürgermentalität vermissen?

Es ist nicht möglich, erschöpfend alle Sehenswürdigkeiten zu rühmen, alle Stimmungen zu schildern – sie sind schon vielfach, in allen Sprachen der Welt dokumentiert, die Ehrentitel häufen sich. Aber bleibt auch die Erinnerung lebendig an den Feuersturm des 27. November 1944, der das in Jahrhunderten gewachsene Stadtbild zerstörte, und an den schier unglaublichen Überlebenswillen und die Anstrengungen der totgeglaubten Stadt, deren Menschen in großer Verantwortung und selbstverständlichem Traditionsbewußtsein eine

staunenerregende Wiedergeburt möglich gemacht haben? Wir erleben heute nur die Harmonie einer lebenswerten, herzlichen, heiter lebensfrohen, auch festlichen Stadt und einer geglückten Mischung von Tradition und kraftvoller Entfaltung, wo – zumeist – Neues sinnvoll und natürlich in Altes integriert wird, Neues in alter Umgebung eingepflanzt wird, rücksichtsvoll und fast ehrfurchtsvoll gegenüber dem baulichen Erbe. Jede Stadt ist Ort des Lebens in der ganzen Vielfalt und mit all den Gegensätzen menschlicher Gesellschaft, mit vielen Wechselbeziehungen, Wertvorstellungen und Wichtungen, mit Kontinuitäten und Kurzlebigkeiten. Hier findet der Leser verschiedene Aspekte Freiburgs vorgeführt, ausgesuchte Mosaiksteine, sicher nicht rein Zufälliges.

Mit freundlichem Gruß
Ihr Adolf Schmid

Anschrift des Autors:
Adolf Schmid
Steinhalde 74
79117 Freiburg

Einladung

Der Landesverein *Badische Heimat* lädt ein nach Freiburg auf Sonntag, 17. Oktober 1999, 15 Uhr, Historisches Kaufhaus, um die Gründung von 1909 bzw. die Wiedergründung 1949 zu feiern.

Den Festvortrag über *Badische Identität* hält Prof. Dr. Helmut Engler, Minister a. D.

Gäste und Gruppen, die von auswärts anreisen, sollten aus organisatorischen Gründen unbedingt angemeldet werden, vor allem wenn z. B. vormittags noch eine Freiburg-Führung gewünscht wird.

Baden und Europa

Neunzig Jahre Landesverein „Badische Heimat“ und der fünfzigste Jahrestag der Wiedergründung nach dem 2. Weltkrieg – dieses doppelte Jubiläum gibt Anlaß zu einer kleinen Betrachtung aus Sicht der gastgebenden Stadt Freiburg, denn der „Landesverein für Heimat-, Volks- und Landeskunde, Naturschutz, Denkmal- und Kulturpflege, Volksbildung, Mundart und Familienforschung“ ist seit je her mit Freiburg eng verbunden. Die Gründungsfeier 1909 und die Wiedergründung 1949 fanden jeweils in Freiburg statt; Bürgermeisteramt und Gemeinderat freuen sich, auch für das Jubiläumsfest am 17. Okto-



ber 1999 im Historischen Kaufhaus der Gastgeber sein zu dürfen.

In den nun fast fünfzig Jahren, in denen das Land Baden ein Teil des Landes Baden-Württemberg ist, hat sich die „Badische Heimat“ stets als eine Vereinigung verstanden, welche das eigenständige badische Erbe im Bundesland Baden-Württemberg pflegt und im Bewußtsein der Öffentlichkeit und der Politik wachhält. Das Jahrbuch des Freiburger Nachbar-Landkreises Emmendingen trägt seit Jahren den schönen Namen „S’Eige zeige“. Er wäre auch ein passendes Motto für die Landesvereinigung Badische Heimat: S’Eige für Baden zei-

gen, in Kultur und Geschichte, Heimat- und Volkskunde, Mundart und Landschaft. Mit der „Badischen Heimat“ ist so über Jahrzehnte hinweg eine ausgezeichnete Sammlung an Veröffentlichungen über unser Land Baden entstanden. Diese Ausgabe zum 90jährigen Bestehen ist der Stadt und der Region Freiburg gewidmet, wofür dem Landesverein herzlich zu danken ist.

Das neunzigjährige Gründungsjubiläum und der fünfzigste Jahrestag der Neugründung 1949

gibt Anlaß, an einen weiteren Jahrestag zu erinnern. Im März 1974, vor 25 Jahren, wies das Bundesverfassungsgericht eine Anfechtung gegen die Volksabstimmung von 1970 zurück. Die immer wieder diskutierte „Badenfrage“ war damit in letzter Instanz und endgültig entschieden. In der Öffentlichkeit hat man damals von einem „Sieg der Vernunft“ gesprochen. Mit dieser Entscheidung endete jedenfalls eine politische Diskussion, die ihren Ursprung nach dem 2. Weltkrieg hatte.

Es war vor allem der Badische Staatspräsident Leo Wohleb, der nach 1945 energisch für die Eigenständigkeit Badens eingetreten ist.

Der historische Werdegang ist bekannt und immer wieder gerade in der „Badischen Heimat“ dargestellt worden: Bei der Volksabstimmung 1951 ein mehrheitliches Ja aus Freiburg und vom Oberrhein für ein eigenständiges Baden, bei der zweiten Volksabstimmung 1970 eine überwältigende Mehrheit für das gemeinsame Bundesland Baden-Württemberg. Die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts von 1974 hat dann einen Schlußstrich unter diesen Prozeß gezogen.

War Leo Wohleb deshalb gescheitert? Vordergründig hat es den Anschein, als sei der Konflikt damals erfolglos gewesen. Tatsächlich hat aber Leo Wohleb das historische Verdienst, in der Diskussion um die Bildung des neuen Bundeslandes immer wieder die gewachsene kulturelle, geschichtliche und politische Eigenständigkeit des alten Landes Baden herausgestellt zu haben.

Diese Identität von Baden gilt bis heute. Es ist oft beeindruckend, manchmal rührend, zu erleben, wie in der Bevölkerung immer wieder die badische Sache und unsere Abgrenzung zu Württemberg zum Ausdruck kommt. Oft scherzhaft mit Sprüchen wie: „Es gibt badische und unsymbadische“ oder: „Ein Badner ist das Höchste, was ein Mensch werden kann“ oder: „Willst Du vermeiden Streit und Ärger, dann hüte Dich vor Württemberg“ usw. – die Fülle der Sprüche und die Begeisterung über das Badnerlied nehmen kein Ende. Aber unüberhörbar sind immer wieder auch ernste Töne, wenn es gegen den „schwäbischen Zentralismus“ geht, z. B. bei Fusionen von bisher getrennten Landesverbänden, die dann ihren zentralen Sitz in Stuttgart haben sollen. Zur Zeit erleben wir eine solche Welle von Fusionen, z. B. im Sparkassenbereich oder bei den Landeswohlfahrtsverbänden. Nicht immer trifft die Landespolitik dann den richtigen Ton, und die Rüffel aus der ehemaligen Residenzstadt Karlsruhe bleiben dann nicht aus.

Diese Debatte hat nach meinem Eindruck an Schärfe zugenommen. Dies hängt auch damit zusammen, daß der bisher wirtschaftsstarke Mittlere Neckarraum um Stuttgart sich umstrukturieren und wirtschaftlich aufrüsten muß, um im Standortwettbewerb mit anderen Regionen und Bundesländern bestehen zu können. Bayern hat gegenüber Baden-Württem-

berg mächtig aufgeholt. Unser Land hat noch großen Nachholbedarf im Dienstleistungsbereich. Deshalb betreibt die Landesregierung immer stärker eine Bündelung der Potentiale im Stuttgarter Großraum. Stichworte wie „Stuttgart 21“ oder „Neue Messe Stuttgart“ sind hierfür landesbekannt.

Dennoch: Rückblickend war der Zusammenschluß zu einem neuen Bundesland Baden-Württemberg für das alte Land Baden kein Nachteil. Freiburg hat jedenfalls in den vergangenen 20 Jahren niemals die oft beschworene „Baden-Frage“ aufgeworfen. Nach dem wenig schmeichelhaften Gezerre der Landespolitik, wie die Forderung des Bundesverfassungsgerichts von 1956 nach einer neuerlichen Abstimmung zu erfüllen sei, hat die Abstimmung von 1970 das gemeinsame Bundesland Baden-Württemberg eindrucksvoll bestätigt.

Mit dieser Entscheidung haben die Bürgerinnen und Bürger der Landesregierung aber auch eine besondere Verantwortung übertragen, die Belange des badischen Landesteiles besonders zu beachten. Diese Verpflichtung gilt bis heute. Die Landespolitik wird daran immer wieder gemessen. Eine Partnerschaft kann nur funktionieren auf der Grundlage von Fairneß und gegenseitiger Achtung. Dies gilt im privaten Bereich ebenso wie im politischen Leben. Jede Landesregierung, jeder Landtag ist gut beraten, diesen Grundsatz im Verhältnis der beiden Landesteile zu beherzigen. Baden-Württemberg gehört zu den wirtschaftlich stärksten Bundesländern und nimmt in vielen Bereichen in der Bundesrepublik eine Spitzenstellung ein. Diese Entwicklung ist das Resultat eines guten Miteinander beider Landesteile, die ihre eigenständigen Beiträge zum Zusammenwachsen geleistet haben. Auch nach mehr als einer Generation seit den politischen Entscheidungen von 1951 und 1971 darf dies nicht in Vergessenheit geraten.

In einer anlässlich seines 100. Geburtstags erschienenen Biographie wird Leo Wohleb als „Badener – Deutscher – Europäer“ beschrieben. 1947 hatte Leo Wohleb den Gedanken eines „Bundes europäischer Länder“ entwickelt. Diese Vision zeigte eine Entwicklungsperspektive auf, die heute für uns am Oberrhein und für das ganze Land Baden in besonderer Weise gültig ist. Die geographische Nähe

zu Frankreich und zur Schweiz, die über Jahrhunderte hinweg gewachsenen Verbindungen zu unseren Nachbarn im Elsaß und der Nordschweiz mit zahlreichen kulturellen und baugeschichtlichen Gemeinsamkeiten sind heute eine europäische Verpflichtung. Die Chance, ein nachbarschaftliches Leben am Oberrhein nicht nur nebeneinander, sondern miteinander zu führen, ist ein Geschenk der Europäischen Einigung. Die räumliche Nähe im Dreiländereck schafft Kontakte und eine Vernetzung der Potentiale, die auf deutscher Seite in Baden-Württemberg ohne Beispiel sind. Nirgendwo sonst kommen in Baden-Württemberg neue Regionen zusammen, die bisher durch nationale Grenzen getrennt waren. Diese einmalige Lage am Oberrhein schafft Innovation, Kreativität und Dynamik.

Diese Erwartungen haben Rückwirkungen für jede Seite am Oberrhein. Für Baden bedeutet diese Lage, daß wir auf Dauer unsere regionale Rolle nur spielen können, wenn wir etwas zu bieten haben, wenn wir interessante Partner sind, und wenn Freiburg als deutsches Oberzentrum im Dreiländereck gleichwertig und selbstbewußt auftreten kann wie unsere Nachbarstädte Basel, Mulhouse und Strasbourg. Denn das Dreiländereck kann nur wirtschaftlich prosperieren und sozial, kulturell sowie umweltpolitisch seine bestmögliche Entfaltung finden, wenn jede Seite ihren Beitrag leistet. Die Zeichen der Zeit sind günstig. Die europäische Einigung hat die Weichen auf Kooperation diesseits und jenseits des Rheines gestellt, auf Innovation und auf eine neue, gemeinsame Identität am Oberrhein.

1996 hat die „Badische Heimat“ in einem Schwerpunktheft bereits über die Instrumente der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit am Oberrhein berichtet. Inzwischen ist die Entwicklung weitergegangen. 1996/97 wurde im Dreiländereck der Rat der RegioTriRhena geschaffen als ein Instrument der regionalen Kooperation über die nationalen Grenzen hinweg. Auf Initiative der drei Regio-Gesellschaften, der regio basiliensis in der Schweiz, der Regio du Haut-Rhin im Elsaß und der Freiburger Regio-Gesellschaft entstand dieses Netzwerk, das sich als eine Stimme der Region versteht und bisher zersplitterte Gremien und Zuständigkeiten bündeln und zusammenfas-

sen will. Die RegioTriRhena umschließt das Gebiet Südbaden von Waldshut über Lörrach bis Freiburg und die Landkreise Breisgau-Hochschwarzwald und Emmendingen, die Nordwestschweiz und das Département Haut-Rhin – ein Gebiet, in dem rund 2,2 Millionen Menschen leben. Träger sind die Städte und kommunalen Gebietskörperschaften sowie die Vertreter der Wirtschaft und der Hochschulen in diesem Raum. Die Wurzeln bilden die gemeinsame Kultur, Sprache, Infrastruktur, Geschichte und Lebensqualität in der Regio TriRhena.

Mit dem Rat der RegioTriRhena ist eine neue Qualität in der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit entstanden. Zum ersten Mal gibt es eine gemeinsame Vertretung über die Grenzen hinweg, die mit einer Stimme spricht und mehr als nur koordinierende Funktion hat. Formal hat der Rat der RegioTriRhena keine eigene Kompetenz. Aber wie so oft in der Politik gilt auch hier: Wir haben nichts zu sagen, wenn wir nichts zu sagen haben.

Aber es gibt vieles zu sagen zu den Entwicklungsperspektiven unserer Region am Oberrhein, die geographisch, geschichtlich und kulturell einen Vorsprung vor vielen anderen Regionen in Europa hat. Die Lage im Herzen Europas, die Schnittstelle der wichtigsten Verkehrsverbindungen, die Dichte an Hochschulen und Forschungseinrichtungen, eine hohe touristische Attraktivität oder der Besitz mit zukunftssträchtiger und innovativer Industrie – all dies sind Standortvorteile, von denen die Region am Oberrhein nachhaltig profitieren kann. Um sie wirksam werden zu lassen, muß die Region von ihren überkommenen Grenzen und vom Kirchtumsdenken Abschied nehmen. Das gilt für die Kooperation mit den unmittelbaren Nachbarn ebenso wie für das Verhältnis zwischen Südbaden, Nordschweiz und Elsaß. Im Zeichen eines einigen Europa spielen nationale Grenzen ohnehin keine Rolle mehr. Für jemanden, der an der Grenze aufgewachsen ist und sie in der Jugend noch als erlebt hat, wie in Meyers Konversationslexikon von 1881 beschrieben: „Eine Grenze ist etwas, jenseits dessen nichts mehr ist“, gehört die Entwicklung der letzten Jahren zu den schönsten Erfahrungen eines politischen Lebens. Deshalb ist Herzblut dabei, im Rathaus zu Basel, zu Mul-

house oder in Colmar mit den dortigen Kollegen und Freunden die gemeinsame Politik besprechen zu können.

Unsere Landschaft bildet eine natürliche Einheit, deren staatliche Grenzen zunehmend an Bedeutung verlieren und deren Bürger heute im Zeichen von Europa die Auswahl haben, im Elsaß zu wohnen, in Basel zu arbeiten oder in Freiburg zu studieren und umgekehrt. Diese Möglichkeit, an verschiedenen Orten in der Regio wohnen, arbeiten, studieren oder die Freizeit verbringen zu können, hat es seit langer Zeit nicht mehr gegeben. Ein Symbol für diese jetzige Lage ist der frühere Grenzübergang am Rhein bei Breisach. Jahrhundertlang war dieser Rheinübergang umkämpft, die alte Feste Breisach wurde als vorderösterreichisches Bollwerk gegen Frankreich ein „Juwel in der Krone Habsburgs“ genannt. Noch am Ende des Zweiten Weltkriegs wurde der Ort durch französischen Artillerie-Beschuß fast vollständig zerstört. Aber Breisach hat sich nicht gegen Frankreich verhärtet. Im Gegenteil. Gleich nach dem Krieg und mit dem Wiederaufbau der Stadt wurde Breisach zur Vorkämpferin Europas. Und heute? Der einstige große Grenzübergang in Breisach mit Zoll und Paßkontrollen existiert nicht mehr. An seine Stelle sind Reise-, Tourismus- und Einkaufsläden getreten.

Dieser kleine Exkurs soll vor allem eines zeigen: Baden hat eine europäische Perspektive

und ist in dieser Bestimmung die Avantgarde im gemeinsamen Bundesland Baden-Württemberg. Denn nirgendwo wird aufgrund der leidvollen Grenzgeschichte die Europäische Einigung so unmittelbar begriffen und konkret erfahren wie hier am Oberrhein. Aus der Not der Geschichte werden so die deutsch-französische Freundschaft und die Europäische Einigung zu einer besonderen Aufgabe für den badischen Landesteil.

Diese Verpflichtung gilt für die Politik und ihre gewählten Vertreter, sie gilt gleichermaßen auch für die gesellschaftlichen Kräfte wie der Landesverein der Badischen Heimat. Die wichtigste Zukunftsfrage Badens lautet, wie für unser Land ein angemessener Platz im europäischen Haus zu finden und einzurichten ist. Das ist in der langen badischen Geschichte eine schöne und lohnende Aufgabe. Unter den europäischen Regionen hat Baden eine gute Startposition. Nutzen wir sie und machen unser Land zu einer Modellregion der europäischen Möglichkeiten.

Anschrift des Autors:
Dr. Rolf Böhme
Oberbürgermeister
Rathausplatz 2-4
79098 Freiburg

... da ein eingang ist in den Schwartzwaldt

Friburg im Brißgöw, eine neuwe statt an einem edlen und fruchtbaren ort gelegen, da ein eingang ist in den Schwartzwaldt, die in kurzen jaren sehr trefflich zugenommen haat in gebeüwe, kirchen, klöstern, hohen schulen, reichthum etc.

Und das sonderlich nachdem sie ledig worden von iren halsherrn, den graven von Friburg und eingeleibt dem edlen Haus Oesterreich.

Cosmographia universa, 1550

Identität, Urbanität und heimatliche Bindung

Plädoyer für die lebenswerte und liebenswerte Stadt



Dieser Aufsatz entspricht in seinen wesentlichen Zügen einem Vortrag, den der Autor bei einer Veranstaltung der „Arbeitsgemeinschaft Freiburger Stadtbild“ im Frühjahr 1999 gehalten hat. Es sind vor allem Erfahrungen und Erkenntnisse aus eigenen stadtplanerischen Bemühungen, die ich in drei Jahrzehnten Kommunalpolitik, davon über 20 Jahre als für die Freiburger Stadtentwicklung zuständiger Bürgermeister, gesammelt habe.

Der Charme und die Attraktivität vieler deutscher Regionen, so auch unserer badischen Heimat, gründet gleichermaßen in der Schön-

heit der Landschaft und des ländlichen Raumes wie in dem einladenden Erscheinungsbild und dem Flair unserer Städte und Gemeinden. Was ist es nun, was den Reiz von Städten ausmacht, die von Mitbürgern ebenso wie von auswärtigen Besuchern als liebenswürdig und lebenswert empfunden werden? Welche Ziele muß eine weitsichtige Stadtplanung verfolgen, welche Instrumente muß sie einsetzen, damit sich die Bürger in ihrer Stadt wiederfinden, sie als Heimat betrachten? Was muß aber auch bedacht werden, damit unsere Städte dauerhaft attraktiv und dynamisch, mithin zukunftsfähig bleiben? Ich will versuchen, auf diese Fragen am Beispiel der Stadt Freiburg mit einigen Anmerkungen einzugehen.

Für die Qualität einer Stadt sind für mich Schlüsselbegriffe wie „Identität, Urbanität und heimatliche Bindung“ maßgebend.

I. Eine gute Stadtplanung muß versuchen, die Identität des städtischen Gemeinwesens immer wieder neu zu entdecken und zu entwickeln. Identität bedeutet für mich „Nämlichkeit“, „Unverwechselbarkeit“ oder „Einmaligkeit“. Genauso wie Menschen unverwechselbare und einmalige Persönlichkeiten sind, die sich in ihrer Ausprägung voneinander unterscheiden und als solche in ihrer Besonderheit erkennbar sind, müssen auch Städte ihre eigene Identität entwickeln und bewahren, „eine Seele haben“. Eine liebenswerte Stadt kann nicht „von der Stange produziert“ werden, nicht anonym und austauschbar sein, darf nicht „geklont“ werden. Eine gute Stadtplanung spürt daher dem besonderen Gepräge einer Stadt nach und nimmt dieses immer wieder neu auf. Unser alemannischer Heimatdichter Karl Kurrus hat für alle Lebensbereiche der Kultur

treffend ausgedrückt, daß man „S'Eige zeige“ muß. Dies gilt auch für unsere Städte. Jede Stadt muß gewissermaßen den eigenen „städtebaulichen DNA-Code“ aufzeigen und immer wieder neu herausarbeiten.

Dies heißt konkret, daß sich die Stadtplanung und die Architektur einlassen muß mit den besonderen Koordinaten von Raum und Zeit, die eine Stadt prägen. „Sich einlassen mit der Koordinate Zeit“ meint nichts anderes, als daß eine gute Stadtplanung eingebettet ist in die jeweilige Geschichte ihrer Stadt. Sie muß von historischem Bewußtsein und geschichtliche Überlieferung getragen sein. „Sich einlassen mit der Koordinate Raum“ meint ganz einfach, daß eine gute Stadtplanung und Architektur angemessen auf die örtliche Umgebung reagieren muß, sich in Maßstäblichkeit und Dimensionen daran anzupassen hat.

Diese meine Auffassung steht entschieden im Gegensatz zu manchen Zeitströmungen dieses Jahrhunderts in der Stadtplanung und Architektur. „Funktionalisten“ und „Modernisten“ haben losgelöst von den geschichtlichen und räumlichen Bezügen in zurückliegenden Jahrzehnten ihr stadtplanerisches Handwerk ausgeübt, im bewußten Gegensatz zu „angepaßten Traditionalisten“ oder „beharrenden Konservativen“. Das Wort „Anpassung“ war verpönt. Nur die Funktion, losgelöst von Raum und Zeit, war wichtig. Wenn „Rationalität“ und das „Rationelle“ alles entscheidet, ist für Gefühle und Empfindungen kein Raum. Das Ergebnis sind seelenlose Wohnmaschinen, austauschbare Reißbrettstädte, die triste Monotonie vieler moderner Vorstädte.

a) In Freiburg war es nach dem Zweiten Weltkrieg ein Glücksfall, daß entgegen dem damaligen Zeitgeist eine als traditionalistisch und konservativ eingestufte Rückbesinnung auf den historischen städtebaulichen Rahmen sich durchsetzen konnte. Der durch die Zähringer Stadtgründung geschaffene und in allen Jahrhunderten bisher beachtete Grundriß des Straßennetzes und der öffentlichen Plätze blieb unter Joseph Schlippe Grundlage des Wiederaufbaus. Dies hat wesentlich dazu beigetragen, daß die Stadt Freiburg ihre unverwechselbare Persönlichkeit nach dem Kriege bewahren konnte. In manchen Städten ist nach der Kriegszerstörung durch eine „moderne Stadt-

entwicklung“ der alte Stadtgrundriß verlassen und der Weg für eine rechtwinklige neue City freigemacht worden. Bisweilen wurden regelrechte „Schneisen“ als vermeintliche „Befreiungsschläge“ durch das überkommene enge Straßennetz der Innenstädte geschaffen. Man denke beispielsweise nur an die „Berliner Allee“ in der Innenstadt von Düsseldorf.

Dagegen ist in Freiburg der Zähringer Grundriß weitgehend unverändert in der Innenstadt ablesbar und prägt weiterhin die Stadt. Es ist von entscheidender Bedeutung für jede planende Generation, daß bei allen Veränderungen im Detail das Grundsystem der Straßen und Plätze in ihrer historischen Entwicklung bewußt bleibt und auch künftig berücksichtigt wird. So ist auch heute bei allen aktuellen Diskussionen wichtig, z. B. über die künftige Gestaltung des Rotteckrings oder des Bereichs westlich des Schwabentores, Planungen für die Zukunft aus diesem historischen Verständnis zu betreiben.

So bewahrt schon alleine durch die Pflege des überlieferten Grundrisses eine Stadt ihre Identität. Ohne daß im einzelnen besondere Gebäude ausgemacht werden können, sind viele Städte bereits durch ein Luftbild und den dadurch vermittelten Grundriß in ihrer einmaligen Ausprägung ablesbar. Dies gilt auch für Freiburg.

b) Selbstverständlich gehört zur „Seele“ der Städte die bauliche Ausfüllung des Straßenraumes hinzu. So haben hervorragenden Gebäude und städtebauliche Ensembles für die Städte Symbolcharakter und sofortigen Wiedererkennungswert. In Freiburg gilt das nicht nur für das Münster, unser weithin sichtbares Wahrzeichen, sondern auch für historische Gebäude wie das Kaufhaus, das Rathaus, der Basler Hof oder das Martins- und das Schwabentor. Heute ist für uns unverständlich, daß aus einer geschichtsvergessenen Haltung heraus in früheren Zeiten z. B. alte Stadttore oder ganze Klöster abgerissen wurden und damit für künftige Generationen unwiederbringlich verloren gegangen sind.

Wenn auch schwerwiegende städtebauliche Sünden in unserer Stadt Freiburg in den zurückliegenden Jahrzehnten weniger häufig begangen wurden als in vielen vergleichbaren Städten, so würden aus heutiger Sicht doch manche Entscheidungen der letzten Jahrzehn-



Blick auf Oberlinden – maßstäbliche und kleinparzellierte Struktur der Freiburger Altstadt, in den Dimensionen bescheidener gegenüber dem dominierenden Münster

te anders ausfallen. Ich denke an den Abriß des Rotteckgymnasiums oder des „Domhotel Geist“ am Münsterplatz, das einem Kaufhauskomplex weichen mußte. Andererseits hat gerade in den 70er Jahren eine Bewußtseinswende in Freiburg stattgefunden. Beabsichtigte Abrisse (der Werderring vom Werthmannhaus bis zur Kronenbrücke für massige Neubauten der Universität im Stile der neuen Universitätsbibliothek, die „Knopfhäusle“ am Meßplatz, die Karlskaserne am Siegesdenkmal, die Artilleriekaserne und Funckerkaserne im Westen) konnten verhindert werden. Die gefährdeten Gebäude konnten erhalten und zum Teil mit erheblichem Aufwand saniert werden. Wenn in den zurückliegenden Jahren mit großem Finanzaufwand etwa das Freiburger Theater renoviert und mit einem Anbau zukunftsfähig ausgestattet wurde, das Martinstor wieder instandgesetzt worden ist und gegenwärtig die Sanierung des Rathauses angegangen wird, dann zeigt all dies eine Politik, die sich der Baugeschichte dieser Stadt verpflichtet weiß.

c) Nicht alle Bausubstanz kann aber erhalten werden. In allen Jahrhunderten ist die Stadt ein lebender Organismus gewesen, in dem Altes vergehen und Neuem weichen mußte. Nur eine museale Stadtpolitik konserviert flächendeckend die Gebäude. Dies wäre die berühmte „Käseglocke“, die einer Stadt jede Weiterentwicklung und Dynamik und damit auch die Zukunft nehmen würde.

Entscheidend aber ist, daß zwischen Denkmalschutz als Erhalt überkommener Bausubstanz und einer zukunftsorientierten Stadtpolitik, die auch Altes zur Disposition stellt, eine ausgewogene Balance hergestellt und Wichtiges von weniger Wichtigem unterschieden wird. So hat die Stadt Freiburg zurecht in den zurückliegenden Jahren auch disponible Bausubstanz zum Abriß und Neubau freigegeben, in der Konviktstraße, politisch umkämpft am Dreisameck oder am Schwarzwaldhof, auch jüngst am Bahnhof.

Wichtig ist, daß dort wo das Neue das Alte ersetzt, der Neubau an die vorhandene Maßstäblichkeiten und Dimensionen anknüpft. In der Freiburger Altstadt ist hierbei von herausragender Bedeutung, daß die kleinparzellierte Bebauung möglichst beibehalten wird. Ein gu-

tes Beispiel ist hierzu die Neubebauung der Konviktstraße.

Hier hat vor 30 Jahren die einzig nennenswerte Flächensanierung in der Stadt Freiburg ihren Ausgang genommen. Die vorhandene Bausubstanz war heruntergewirtschaftet und abbruchreif. Entscheidend war aber, daß bei der Konzeption für den Neubau die kleinteiligen Grundstücksgrößen und die vorhandene Maßstäblichkeit der Gebäude als Vorgabe beibehalten wurde. Ähnliches gilt z. B. für die Umbaumaßnahmen im Bereich der Grünwälderstraße. Problematisch erscheint mir dagegen schon der massige Neubau der Universitätsbibliothek anstelle des abgerissenen Rotteck-Gymnasiums am Ring.

Die Vorgabe der Maßstäblichkeit läßt durchaus zu, daß der Neubau in seiner Architektur und Ausgestaltung ein „Kind der Zeit“ ist und dies auch äußerlich ablesbar wird. Insofern habe ich in Freiburg immer abgelehnt, durch eine zu restriktive Handhabung in Form einer Gestaltungssatzung der sich im Laufe der Zeit immer ändernden architektonischen Formensprache und konkreten Ausgestaltung einen Riegel vorzuschieben. Solange die Maßstäblichkeit und der historisch-örtliche Bezug zur Umgebung bedacht wird, muß hier Bauherren und Architekten ausreichender Freiraum gegeben werden.

Eine „polnische Denkmalpflege“, d. h. der möglichst wirklichkeitstreuere Neubau und die genaue Rekonstruktion verlorengangener Bausubstanz, ist nur dort sinnvoll, wo besonders hervorragende Baudenkmale gestanden haben, an die sich ein großes Maß an Identifikation anknüpft. Dies galt nach dem Kriege für den Wiederaufbau unserer historischen Gebäude wie des Rathauses, des Kaufhauses oder des Basler Hofes. Dies gilt aber auch für einige Neubauten, die später entstanden sind, so für das Kornhaus am Münsterplatz oder für die Gerichtslaube, deren Wiederaufbau im Gemeinderat in den 70er Jahren höchst umstritten war, von den Medien übrigens als Ärgernis des Jahres herausgestellt wurde, heute als historische Erinnerung im gesamten Rathauskomplex aber als unverzichtbar erscheint.

Dieses Gebot der Maßstäblichkeit kommt in Freiburg in der gesamten Altstadt zum Ausdruck. Es gibt Begrenzungen in der Höhe und



Konviktstraße – gelungene Flächensanierung, die die überkommenen Grundrisse respektiert



„Bächle“ – kinderfreundliches und kommunikationsförderndes Freiburger Gestaltungsmerkmal

Geschoßzahl, um das Wahrzeichen unserer Stadt, das Freiburger Münster, nicht „einzu-mauern“ oder gar zu „erdrücken“. Hier schwingt Respekt, ja Demut vor dem überragenden Bauwerk unserer Stadt mit. Erst in einer gewissen geographischen Entfernung zum Münsterplatz im Westen der Innenstadt werden diese Höhenbegrenzungen verlassen, um einer modernen Entwicklung der Stadt Rechnung zu tragen. Dies ist erkennbar schon am Ring, dort wo der ADAC-Turm eine historische Anlehnung an das Predigertor versucht. Deutlicher und selbstbewußter, die bisherigen Höhenbegrenzung der Umgebung verlassend, geschieht dies im Neubaubereich am Bahnhof. Beim Konzerthaus dagegen merkt man den Willen, in den Dimensionen sich an die örtliche Umgebung „anzupassen“.

Diese Selbstbeschränkung unter dem Gesichtspunkt der Maßstäblichkeit im Bereich der Freiburger Altstadt hat wesentlich zu der Geschlossenheit und dem besonderen Reiz dieses städtischen Kernbereiches beigetragen.

d) Sinngemäß gelten diese Grundsätze der historischen Einfühlsamkeit und der Maßstäblichkeit nicht nur für die Innenstadt, sondern natürlich auch für die einzelnen Vororte. Geschichtlich gewachsene Stadtteile haben ebenfalls ihre eigene Prägung und ihren eigenen Charakter, den es in der weiteren Entwicklung zu betonen gilt. Hier sind sicherlich in den „Fortschrittsjahren“ der 60er und 70er Jahre gerade in den „bürgerlichen Vororten“ wie Herdern oder der Wiehre durch eine zu starke Nachverdichtung manche Fehler gemacht worden, die man heute nicht mehr begehen sollte. Ich denke etwa an völlig überzogene Terrassenhäuser, die jegliche Anpassung an die vorhandene Umgebung vermissen lassen. In der Anwendung des § 34 Bundesbaugesetz werden heute behutsamer Akzente gesetzt als in jenen Jahren. Bebauungspläne aus früheren Jahrzehnten (typisches Beispiel „Hansastraße“ in Herdern) haben eine sehr starke Ausnutzung der Grundstücke und werden heute nur unter großen Schwierigkeiten in GRZ und GFZ zurückgestuft. Dieser Weg ist aber richtig: Wird diese Verdichtung in den nächsten Jahren nämlich weiter fortgesetzt, so verlieren diese gewachsenen Stadtteile ihre Identität und ihren ganz besonderen Charme. Dies gilt naturgemäß

für alle Stadtteile, auch im Westen, sei es der Stühlinger, sei es die Gartenstadt Haslach oder die Siedlung in Brühl-Beurbarung, seien es die neuen Stadtteile am Tuniberg. Zu erwägen sind die Vorschläge der Arbeitsgemeinschaft Freiburger Stadtbild, besondere Quartiere und Ensembles wie etwa das Holbeinviertel in der Wiehre mit zusätzlichen denkmalrechtlichen Schutz zu versehen.

e) „S'Eigen zeige“, d. h. die Herausarbeitung von Eigenheiten, kommt auch in vielen Details und Gestaltungselementen zum Ausdruck. In Freiburg ist dies z. B. offenkundig bei den „Bächle“ und dem besonderen Rheinkieselpflaster der Fall. Beides ist „typisch“ für die Freiburger Innenstadt und gibt dem Stadtkern ein ganz spezielles Gepräge. In „fortschrittlichen Zeiten“ sind die „Bächle“ wieder verdolt worden und sollten aufgegeben werden. Diese Entwicklung hat sich gottlob nicht durchgesetzt. Systematisch sind sie in den zurückliegenden Jahrzehnten wieder geöffnet worden. Bei dem Ausbau der Innenstadt zur Fußgängerzone hat man die stadtbildprägenden Bächle bewußt als Gestaltungsmoment genutzt und dieses innerstädtische Wassernetz erweitert. Gegenwärtig wird sogar das Bächlemotiv über den Bereich der Innenstadt hinaus, auf dem Flugplatz bei der neuen Messe, als besonderes Freiburger Kennzeichen in die Gestaltung aufgenommen.

Ähnliches gilt für das besondere Pflaster der Freiburger Innenstadt, wo mit gespaltenen Rheinkieseln kunstvolle Ornamente, Wappen und Symbole den Bodenbelag schmücken. In der angelsächsischen Literatur über Freiburg wird dieser Bodenbelag bezeichnenderweise voller Bewunderung „carpet“ (Teppich) genannt. Nachdem das Pflastererhandwerk nahezu ausgestorben war, ist von der Freiburger Stadtverwaltung die Ausbildung in die eigene Zuständigkeit genommen und dieser Beruf bei der Lehrlingsausbildung im städtischen Tiefbauamt wieder wachgerufen worden. Heute ist unverändert dieses Freiburger Pflaster ein immer wieder bestauntes Identifikationsmerkmal der Freiburger Innenstadt.

Aus den vorgenannten Beispielen ist hof-fentlich deutlich geworden, daß städtebauliche Identifikation von mehreren Gesichtspunkten abhängt: Vom Erhalt des Grundrisses über die Pflege wichtiger Gebäude und ganzer Ensem-



Freiburger Rheinkieselpflaster – der innerstädtische Bodenbelag als Schmuck und Identifikation

bles bis hin zu detaillierten Gestaltungselementen. Die Summe all dieser Aspekte in ihrer Verknüpfung führt dazu, daß jeweils städtebauliche „Unikate“ entstehen und erhalten bleiben, die unverwechselbar sind und daher in einem besonderen Maße die „Identifikation“ einer Stadt vermitteln.

II. Ein anderer Schlüsselbegriff ist „Urbanität“. Darunter verstehe ich unsere abendländisch überlieferte Stadtkultur und Lebensform, die die Stadt vom flachen Land, vom Dorf und von der unstrukturierten Siedlung unterscheidet. Nach der Definition von Lewis Mumford, dem großartigen und scharfsinnigen Kritiker der amerikanischen Städte des 20. Jahrhunderts, ist die Stadt der Ort, wo die intensivste Konzentration aller Formen des menschlichen Lebens stattfindet. Die Stadt ist urban, wenn sie in möglichst umfassender Form als *mixtum compositum* die ganze Bandbreite menschlicher Aktivitäten auf engem Raum vereinigt: Wohnen und Arbeiten, Handel und Wandel, kulturelle und soziale Aktivitäten, menschliche Begegnungen und Feste. All dies macht eine

farbige und lebenswerte, vitale Stadt aus, schafft Urbanität.

Von entscheidender Bedeutung für die heutige Stadtentwicklungspolitik ist, daß wir dieses vielfältige Miteinander in einer ausgewogenen Balance halten. An der Lebenswirklichkeit vieler Städte in unterschiedlichen Kulturkreisen, in den zerstörten nordamerikanischen Stadtlanschaften des modernen „american way of life“, in der grauen Tristesse osteuropäischer Städte sozialistischer Prägung, in den wuchernenden „slum-cities“ der Millionstädte der Dritten Welt werden weltweit Fehlentwicklungen sichtbar, die im Ergebnis den Städten die überlieferte Urbanität rauben. In Europa haben wir durch Traditionen und gesellschaftliche und ökonomische Rahmenbedingungen eine große Chance, uns auch für das kommende Jahrhundert diese Urbanität unserer Städte zu bewahren; Freiburg kann hier durchaus Beispiel sein.

a) Die Städte waren von Anfang an der Platz für Handel und Wandel. In den Städten war Wirtschaftskraft und ökonomische Dynamik konzentriert. Marktrechte und Stadtrechte ent-

standen zumeist an Schnittpunkten günstiger Verkehrswege, wo Menschen sich trafen und Handel trieben. Es ist für die Zukunft unserer Städte ganz entscheidend, daß auch in kommenden Generationen der Schwerpunkt von Handel und Wandel in den gewachsenen Innenstädten, in den Stadtteilzentren und in den Ortskernen bleibt. Wird der Handel aus dieser städtischen Mitte herausgezogen und verlagert sich auf die grüne Wiese, in Gewerbegebiete abseits der Zentren, oder an die „Highways“, so wird der ökonomische Lebenssaft, aber auch die unverzichtbare Attraktivität und das Flair der „Erlebnislandschaft Stadt“ zerstört. Städte ohne Handel und Wandel sind nicht mehr zukunftsfähig.

Von daher hat die Stadt Freiburg frühzeitig ein Märkte- und Zentrenkonzept entwickelt, das einer Politik der Ansiedlung von großflächigem Einzelhandel abseits der Zentren einen Riegel vorschiebt. Dieses Konzept ist richtungsweisend in ganz Deutschland geworden und hat wesentlich dazu beigetragen, daß die Attraktivität der Freiburger Innenstadt im Verhältnis zu anderen Städten so hoch geblieben ist. Wenn man sich die Wirklichkeit in den Vereinigten Staaten anschaut, wo gigantische „shopping-malls“ und „factory outlet-centers“ an den Autobahnen gelagert sind, so wissen wir, wie sehr dies zu einer Verödung der Innenstädte beigetragen hat. Wir sehen diese Fehlentwicklung aber auch bei uns in Europa und in Deutschland, insbesondere in den neuen Bundesländern, wo durch „Plastikstädte“ auf der grünen Wiese die Revitalisierung der durch den Sozialismus heruntergewirtschafteten Innenstädte höchst gefährdet ist und sich zumindestens um erhebliche Zeiten verzögern wird.

b) Was für den Handel gilt, trifft allgemein für die Dienstleistungsbereiche der verschiedensten Art zu. Sollen die Städte weiterhin Orte der Begegnung und der Kommunikation sein, so gehören Gaststätten und Hotels unverändert in die Stadtkerne. Vorhandene Betriebe müssen im Rahmen der Wirtschaftsförderung eine angemessene Bestandspflege erhalten, damit sie weiterhin im Stadtkern Perspektiven für die Zukunft haben. Neue Betriebe müssen gezielt in den Städten angesiedelt werden. Denn es ist falsch, Hotelketten und Restaurants wie Perlen als „Drive-In-Veranstaltungen“ an

den Autostraßen abseits der Stadtkerne aneinander zu reihen. So hat es in Freiburg zurecht städtische Förderprogramme zur Unterstützung der innerstädtischen Gastronomiebetriebe gegeben.

Auch Jugenddiscos gehören beispielsweise nicht auf das flache Land, sondern in die Mitte unserer Städte und Ortschaften. Daher ist es in Freiburg richtig, am Siegesdenkmal in der Mitte der Stadt solche Jugenddiscos zu ermöglichen und sie nicht auf abseits gelegene Gewerbegebiete oder gar auf das flache Land zu verweisen. Der Gesichtspunkt, daß sie dort keine Nachbarschaft „stören“, ist zu kurz gegriffen. Zum einen ist es unverantwortlich, Diskotheken ohne ausreichende ÖPNV-Anbindung anzubieten. Zum anderen ist es prinzipiell falsch, unsere Jugend vom räumlichen Mittelpunkt unserer Gemeinschaft, den Stadtkernen, zu trennen und fern zu halten.

Vielfältige Möglichkeiten der Begegnung beleben unsere Städte. Daher ist es im gesamtstädtischen Interesse, wenn gemeinschaftsstiftende Veranstaltungen im Herzen der Stadt durchgeführt werden, also die Weinfeste am Münsterplatz, das „Fest an der Stadtmauer“, innerstädtische Hocks im Bereich von „Oberlinden“ oder anderswo. Dies gilt natürlich auch für entsprechende Aktivitäten in den einzelnen Stadtteilen. Gemeinsame Feste verbinden und stiften in hervorragendem Maße „Identität“.

c) In die Städte gehören nicht nur allgemein die Dienstleistungen, sondern in besonderem Maße kulturelle und soziale Aktivitäten. In allen zurückliegenden Jahrhunderten drückte sich in den Städten die kulturelle und soziale Dynamik einer Gesellschaft aus, schuf sich dort ihren Raum.

Daher gehören natürlich Theater in die Stadtkerne, und nicht „autogerecht“ an die Zufahrtsstraßen. So hat Freiburg zurecht viel Geld für die Sanierung des Theaters im Herzen der Stadt ausgegeben und durch den Anbau zusätzliche Chancen für die Zukunft eröffnet. Zugleich hat sie mit dem Bau des Konzerthauses am Bahnhof die Attraktivität der gesamten Innenstadt entscheidend verbessert. Es ist wichtig, daß in dem Strukturwandel der Kinolandschaft die neuen „Multiplex-Kinos“, so wie in Freiburg geschehen, in die Stadtmitte platziert werden. Gerade die kulturellen Angebote

in unseren Städten tragen erheblich zur Attraktivität der Innenstädte und Ortskerne bei. Sie werden zugleich zu einem immer wichtigeren ökonomischen Faktor für dynamische Stadtentwicklungen.

d) Am Beispiel der Universität wird auch deutlich, daß wichtige Bildungseinrichtungen in ihrem Kernbereich in die Innenstadt gehören. Weitsichtige Planer und Politiker haben nach dem Krieg den Verlockungen widerstanden, nach dem amerikanischen Vorbild der Campus-Idee die Universität aus der Innenstadt herauszunehmen und als eine eigene Universitätsstadt abseits der Kernstadt zu konzipieren. Heute sind wir froh darüber, daß in Freiburg die Universität in der Stadtmitte eine unverzichtbare Bereicherung darstellt und das Stadtbild beeinflusst. Man stelle sich vor, wie eine universitäre Satellitenstadt zu einer Verarmung der Freiburger Innenstadt geführt hätte!

e) Zu dieser Vielfalt gehört zweifellos auch, daß in den Stadtkernen das Wohnen weiterhin möglich ist und gefördert wird. Hier hat es vor einigen Jahrzehnten einen großen Einbruch gegeben. Die Wohnbevölkerung der Innenstädte sank deutlich, auch bei uns in Freiburg. Wenn auch auf niedrigerem Niveau, so konnte diese Entwicklung in den letzten zwei Jahrzehnten bei uns gestoppt werden. Die Zahl der Wohnungen in der Freiburger Innenstadt erhöht sich nunmehr von Jahr zu Jahr. Die Bevölkerung stagniert zumindest und nimmt nicht weiter ab.

Eine Stadt verödet insbesondere bei den gegenwärtigen Ladenschlußgesetzen außerhalb der Geschäftszeiten. Sie entleert sich nach Ladenschluß, auch wenn durch kulturelle Aktivitäten, Restaurants und Gemeinschaftsveranstaltungen in der Abendzeit und am Wochenende dieser Verödung entgegenwirkt wird. Eine ständig präsente Wohnbevölkerung belebt dagegen unsere Innenstädte „rund um die Uhr“ und trägt zugleich zum erwähnten „mixtum compositum“ bei.

Innerhalb der Wohnbevölkerung selbst muß auf eine ausgewogene Balance und gute Mischung geachtet werden. Alt und Jung, Einheimische und Ausländer, besser Verdienende und Finanzschwache, „gesunde“ und „sozial schwache“ Familien sollten nicht deutlich von

einander getrennt, sondern möglichst nahe beinander wohnen. Hier schlägt sich der Grundsatz der Stadtplanung nieder, daß jede Form von Monostrukturen zu vermeiden sind. Insofern sind wir in Freiburg froh, daß sowohl viele junge Menschen in der Innenstadt wohnen, aber auch ganz „normale Familien“, wie auch Vertreter der älteren Generation.

Es ist kein Zufall, daß eine Reihe von Altenwohnungen ganz bewußt in der Innenstadt gebaut worden sind, weil älteren Menschen die Teilhabe an der „Erlebniswelt Innenstadt“ ermöglicht werden soll. Dies ist ein völlig anderer Ansatz, als etwa die „sun cities“ in den USA, wo in klimatisch bevorzugten Landschaften reine Alterssiedlungen, wenn auch häufig in der Form luxuriöser Altersresidenzen geschaffen worden sind. Noch schlimmer ist es, wenn große Wohnanlagen mit älteren oder behinderten Bewohnern von dem städtischen Leben ferngehalten und an entlegenen Orten, seien sie landschaftlich noch so schön, zu einem Sonderleben verurteilt sind. Dies sind Monostrukturen, die praktisch zu Ghettos führen. Das Miteinander von verschiedenen Bevölkerungsgruppen ist aber ein wichtiger städtebaulicher und sozialpolitischer Ansatz. Eine „städtebauliche Apartheidpolitik“ ist der völlig falsche Weg. Mit Bestürzung muß man feststellen, daß in manchen Ländern eine sprunghafte Zunahme von nahezu festungsartigen bewachten Wohnanlagen besteht („gated areas“), sei es in Nordamerika oder in Entwicklungsländern, speziell dort, wo die sozialen Unterschiede besonders stark ausgeprägt sind und besondere Sicherheitsprobleme hinzukommen. Das mixtum compositum unserer überlieferten Städte bedeutet aber Teilhabe und Zugehörigkeit: Das schließt Exklusivität und Ghettoisierung aus.

III. Der dritte Schlüsselbegriff, der eng mit dem vorangegangenen zusammenhängt, ist für mich „heimatliche Bindung“ oder „emotionale Verbundenheit“. Dies meint, daß eine lebenswerte Stadt nicht nur unter objektiven Gesichtspunkten Kriterien für eine gute Stadtentwicklung erfüllen muß. Vielmehr müssen die Bürger einer Stadt in ihrem subjektiven Befinden Wurzeln schlagen, sich in ihrem Gemeinwesen wiederfinden und mit ihrer Stadt identifizieren. Dies entspricht dem eingangs behandelten Schlüsselbegriff der Identität: Mit

einer „geklonten Stadt“ kann sich der Bürger nur sehr schwer identifizieren, mit einer individuellen unverwechselbaren Stadt viel leichter. Er muß die Stadt, in der er lebt, mit seinen Gefühlen und Emotionen als „seine Stadt“ empfinden, sie als Heimat begreifen. Es spricht für uns in Freiburg, daß unsere Bürger sich in einem hohen Maße mit unserer Stadt und unserer Raumschaft identifizieren, mit starken emotionalen Bindungen. Auch hierzu einige Anmerkungen:

a) Heimatliche Bindung und emotionale Verbundenheit kann dadurch in der Stadtplanung gefördert werden, daß ein starkes Moment auf die Bürgerbeteiligung in all ihren unterschiedlichen Facetten gelegt wird. In Freiburg haben wir lange Traditionen der Bürgervereine oder etwa auch der Arbeitsgemeinschaft Freiburger Stadtbild. Bürger, die sich in diesen Organisationen engagieren, können aktiv gestaltend auf die Entwicklung ihrer Stadt Einfluß zu nehmen. Das Bundesbaugesetz schreibt gesetzliche Formen der Bürgerbeteiligung vor. Aber eine weitsichtige Stadtverwaltung soll weit darüber hinaus Formen der Bürgerbeteiligung entwickeln. Die Stadt Freiburg hat dies etwa bei wichtigen Fragen für die Stadtentwicklung, die Erweiterung der Innenstadt in Richtung Westen, die künftige Rolle des Rotteckrings und des öffentlichen Raumes und die künftigen Straßenbahnlinien versucht. In all den zurückliegenden Jahren ist auch in den einzelnen Stadtteilen und besonders auch bei der Entwicklung neuer Stadtteile eine frühzeitige Bürgerbeteiligung zum Teil in neuen selbstverwalteten Formen gefördert und angeregt worden. Die Bewohnerbeteiligung bietet hier neue Ansatzpunkte. Diskussionen mit vielfältigen Bürgerinitiativen, wie etwa zuletzt auch im Rahmen der lokalen Agenda, dienen dazu, daß Bürger sich stärker mit den Fragen ihrer Stadt einlassen. Dies fördert die emotionalen Bindungen zu der Stadt, in der der Bürger lebt. Dies führt dazu, daß der Bürger stärker diese Stadt als „seine“ Stadt versteht.

b) Auch die Rolle des öffentlichen Raumes spielt für diese Fragen eine wichtige Rolle. Wird der öffentliche Raum bewußt für Begegnungen zugänglich gemacht, steht er allen Bevölkerungsgruppen zur Verfügung, so wird die allge-

meine Teilhabe der Bürgerschaft an der Stadt und die Identifizierung mit ihr gefördert.

Die Verkehrspolitik zielt u. a. auch darauf, daß autofreie Plätze und Fußgängerzonen in der Innenstadt wie in Vororten Möglichkeiten von Begegnungen und die Aneignung des öffentlichen Raumes durch die Bürgerinnen und Bürger der Stadt fördern. Überhaupt ist eine ausbalancierte Verkehrspolitik eine unverzichtbare Voraussetzung für die angestrebte Urbanität einer Stadt. Nur so können dauerhaft Fußgängerbereiche und autofreie Zonen entstehen und bestehen. Andererseits haben die Städte immer vom freien Zugang gelebt, so daß diejenigen, die in der heutigen Zeit auf das Auto angewiesen sind (Touristen, Kunden aus dem Umland, Pendler aus verkehrsschwachen Raumschaften), auch weiterhin mit dem Pkw die Stadt erreichen sollten. Die Aneignung der öffentlichen Räume durch die Bürgerschaft ist ein Kennzeichen einer demokratischen Gesellschaft. Alle Bürger müssen von diesem Angebot Gebrauch machen können. Das schließt auch ein, daß hier bestehende Konflikte sichtbar werden. Soziale Randgruppen können nicht ausgeschlossen werden. Wir sollten auch froh sein, daß die Mitte unserer Städte für junge Leute aus allen Vororten so attraktiv ist, daß sie sich sogar an lauen Sommerabenden zu Tausenden z. B. auf dem Augustinerplatz einfinden, auch wenn dies naturgemäß zu einigen Spannungen mit Nachbarn und Anwohnern führt. Es ist ein Zeichen für die Attraktivität und Anziehungskraft unserer Städte auch für junge Menschen. Es ist weit besser, daß sie hier zusammenkommen als an isolierten Orten abseits der Städte. Wenn es „schick“ und „in“ ist, daß man in seiner Freizeit sich in die Stadt begibt, so ist dies nur ein Zeichen, daß die Stadt weiterhin die Mitte für die Menschen ist, die einander begegnen und sich treffen wollen. Das „Flanieren“ der Bevölkerung in den Stadtkernen mancher südeuropäischer Städte ist ein schöner Ausdruck eben dieser Gesinnung, die wir auch in unseren Städten fördern und unterstützen sollten.

c) Die Stadtplanung kann auch durch dezentrale Strukturen das Entstehen von persönlichen Bindungen und Nachbarschaften fördern. Dies geschieht etwa dann, wenn in den Wohngebieten dezentrale Einkaufsmöglichkei-

ten und Versorgungsangebote im Dienstleistungsbereich angeboten werden. Die Läden und die „Gastwirtschaft um die Ecke“ stiften persönliche Beziehungen unter der Nachbarschaft. Es ist bestürzend festzustellen, daß bei den Satellitenstädten vergangener Jahrzehnte auf derartige Infrastrukturen weitgehend verzichtet wurde. Bei den neuen Stadtteilen in Freiburg auf dem Rieselfeld und auf dem Vauban versuchen wir aus den Fehlern zurückliegender Jahrzehnte zu lernen. Deshalb fördern wir auch z. B. örtliche Bauernmärkte. Nicht nur der unvergleichliche Markt auf unserem Münsterplatz, der immer wieder Treffpunkt der Bürger ist, sondern auch Bauernmärkte in den einzelnen Stadtteilen dienen dem öffentlichen Interesse. So können in überschaubaren Räumen Begegnungen erleichtert werden, die ihrerseits persönliche Bindungen und damit auch Wurzeln nachbarschaftlicher Art entstehen lassen.

Wir haben in Freiburg und im ganzen Land das große Glück, daß unsere Städte und Ortschaften sich in den letzten Jahrzehnten ausgesprochen positiv entwickelt haben. Sie haben weitgehend geschichts- und landschaftsbezogen ihr eigenes Gesicht bewahrt und ihre Individualität behalten. Attraktive Ortskerne auch kleinerer und mittlerer Städte laden zum Einkaufsbummel, zum Verweilen, zum Aufenthalt ein. Wir werden deshalb von vielen beneidet. Auch deshalb hat in diesen Ortschaften der Tourismus einen großen Aufschwung genommen.

Dieses Bild unserer Städte zu bewahren, ist eine große Herausforderung für die Zukunft. Es ist kein Zufall, daß die Urbanität unserer europäischen Städte aus ihrer gewachsenen abendländischen Tradition heraus auch häufig in der weltweiten Diskussion als Maßstab genommen wird. Wir sollten uns dieses Erbes, um das uns andere sehr beneiden, bewußt sein.



Der Münsterplatz – der autofreie öffentliche Raum gehört den Menschen und persönlichen Begegnungen

Die Bemühungen der Politiker und Planer werden hierbei durch eine engagierte und kritische Bürgerschaft unterstützt. In Freiburg hat dies in den zurückliegenden Jahren in einem großen Maße neben den Bürgervereinen die Arbeitsgemeinschaft Freiburger Stadtbild betrieben, bisweilen auch durch erfolgreiche und konstruktive Kritik in der Korrektur bestehender offizieller Planungen. Wenn Freiburg allgemein in seiner städtebaulichen Entwicklung als bei-

spielhaft eingestuft wird und als positives Vorbild gesehen wird, so haben solche Bestrebungen einen erwähnenswerten Anteil.

Anschrift des Autors:
Dr. Sven von Ungern-Sternberg
Regierungspräsidium
79098 Freiburg i. Br.

Franz Schneller (†)

Bobbele

Bobbele ist die Symbolgestalt des Freiburgers – das Bobbele. Geraten zwei Freiburger aneinander, bleibt Sieger, wer zuerst den andern mit „bisch halt e Bobbele“ mundtot macht. Als Bobbele hat sich die Spezialität eines Schokoladen-Igels beliebt gemacht, mit stumpfen Stacheln, zu Geschenkzwecken vergoldet. Bobbele werden sonst, im alemannischen Umkreise, die vom Tapezierer verwandten Wollkugelchen genannt und die Böllele der Platane, die an Wollfäden zu hängen scheinen. Bobbele, das ist auch ein auf seinen Beinen noch unsicheres Kind. Zugereiste, die hier ein neues Leben gleich in Villen auf Höhen beginnen, die Urbevölkerung mehr und mehr in eine Art Getto drängen und sich einer

auffallend fremden Sprechweise bedienen, fragen immer wieder bei der Zeitung an, was dieses Wort eigentlich bedeute, erhalten aber vom Briefkas-tenonkel (selber ortsfremd) eine nicht befriedigende Antwort. Unter sich wenden heute die Freiburger „Bobbele“ schon als Auszeichnung an, weil sie damit einen meinen, der sein Leben lang, unvergoren, eine Restsüße an bodenständiger Originalität bewahrt. Wen nicht schon die Musik des Wortes erwärmt – wer Bobbele gar mit „Dubel“ wechselt, wird nie begreifen, was ein Bobbele ist. Denn Dubel (= geistig Minderbemittelte) gibt es überall in alemannischen Landen, Bobbele eben nur in Freiburg, obwohl ein Bobbele auch gleichzeitig ein Dubele sein kann.

Der Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald

Vitales Miteinander mit der Stadt Freiburg



„Die Besonderheit des ländlich strukturierten neuen Kreises rings um die Großstadt Freiburg erforderte auch im allgemeinbildenden Schulwesen ein Umdenken. Es galt, im ländlichen Raum gleiche Bildungschancen wie in der Stadt zu schaffen. Dies konnte nur durch ein leistungsfähiges schulisches Angebot im gymnasialen Bereich geschehen.“ Im Jahre 1979, sieben Jahre nach der Bildung des neuen Kreises Breisgau-Hochschwarzwald, wurde der Ausbau des Schulwesens als eine zentrale (und mit Erfolg erledigte) Aufgabe des jungen Kreises in der Publikation, die eine erste Bilanz nach sieben Jahren zog, hervorgehoben.

Niemand käme wohl heute, mehr als 25 Jahre nach der Kreisreform, aus der der Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald hervorging, noch auf den Gedanken, zwischen dem Land (und das meint in diesem Zusammenhang „Kreis“) und der Stadt (was hier das Oberzentrum Freiburg meint) eine Mentalitäts- und Anspruchsgrenze zu ziehen. Sieben Gymnasien, Berufliche Schule, Sonderschulen, Sonderschulkindergärten haben Ausbildungschancen einander angenähert, kulturelle Angebote gibt es nicht nur über ein flächendeckendes Netz von Volkshochschulen, Jugendmusikschulen, Büchereien, sondern nicht zuletzt über eine ausgesprochen erfreuliche „Szene“ in den Gemeinden im Kreis, die sich mit Konzerten, Kunst- und Kunsthandwerksausstellungen, Kleinkunst und vielem mehr einen Stellenwert erarbeitet haben. Zunehmend hat der Gedanke Platz gegriffen, daß Stadt und Land sich eher ergänzen, eine Idee von Über- und Unterlegenheit würde das Selbstbewußtsein der Region längst nicht mehr zulassen, wenn sie denn jemals überhaupt existiert hätte.

LEBENDIGER PARTNER

Der Landkreis versteht sich also zunehmend weniger als vitales Umfeld von Freiburg, sondern im Laufe der vergangenen 25 Jahre immer stärker als lebendiger Partner. Der Öffentliche Personennahverkehr ist dafür einer der überzeugendsten Belege, die Regio-Karte der drei Beteiligten Freiburg und der Landkreise Breisgau-Hochschwarzwald und Emmendingen steht dafür als bundesweit beachtetes Symbol.

Keine Frage, die Stadt Freiburg erstreckt als Oberzentrum in mehrfacher Hinsicht ihren Einzugsbereich in den Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald (und den Nachbarkreis Emmendingen) hinein. Das gilt etwa für Angebote im Einzelhandel, für große Kunst- und Kultureinrichtungen wie Museen oder das Konzerthaus, für die Zentralität der Gesundheitseinrichtungen, für Aspekte wie Forschung und Verwaltung, um nur einige Beispiele zu nennen. 1987, dem Jahr der Volkszählung, orientierten sich gut die Hälfte der 50 068 Berufspendler nach Freiburg.

Gerade in den letzten Jahren ist bei den Verantwortlichen die Überzeugung gewachsen, daß in zahlreichen Politikfeldern die anstehenden Aufgaben nicht allein, sondern besser und sinnvoller mit Partnern bewältigt werden können, deren Kombination von der jeweiligen Themenstellung abhängig ist. Die Landkreise Emmendingen und Breisgau-Hochschwarzwald haben dazu etwa regionale Verbände für die allgemeine Zusammenarbeit, den öffentlichen Personennahverkehr, die Wirtschaftsförderung, den Tourismus gegründet. Auch die optimale Organisationsform richtet sich jeweils nach Thema und Zweck, so gibt es das ganze Spektrum vom eingetragenen Verein und der informellen Arbeitsgemeinschaft bis hin zum öffentlich-rechtlichen Vertrag oder dem Zweckverband.

DER KREIS WIRD WEITER WACHSEN

Vital ist der Landkreis in vielfacher Hinsicht. Dafür stehen allein die Bevölkerungszahlen. In der Zeit zwischen 1973 und heute haben wir kontinuierliche Zuwächse zu verzeichnen. Waren es am 30. 6. 1973 noch 179 031 Menschen, die man registrierte, können wir heute mit Stand vom 31. 12. 1998 237 217 Personen als unsere Wohnbevölkerung angeben. Mehr als 30% macht diese Steigerung aus. Im gleichen Zeitraum nahm die Wohnbevölkerung in der durchaus auch insgesamt wachstumsstarken Region Südlicher Oberrhein um gut 17%, in Baden-Württemberg um knapp 13% zu. Eine Modellrechnung des Statistischen Landesamtes Baden-Württemberg kommt für 2005 auf eine Zahl von 244 070 Einwohnern.

Der Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald steht damit im Spitzenfeld der wachstumsstarken Räume in unserem Bundesland. Die Ursachen dafür liegen allerdings weniger in Geburtenüberschüssen. Vielmehr liefern Wanderungsbewegungen aus der Stadt Freiburg und auch großräumige Zuzüge aus dem Bundesgebiet und aus dem Ausland die Hintergründe.

Im Dienstleistungssektor finden seit langem mehr als die Hälfte der Beschäftigten ihren Arbeitsplatz. Gastgewerbe und Gesundheitswesen bilden die klassischen „Exportschlager“ des Landkreises mit Urlaub und Kur. Knapp 6 Millionen Übernachtungen pro Jahr setzen den Landkreis in puncto Tourismus mit Abstand an die Spitze in Baden-Württemberg, – trotz der bekannten bundesweiten Einbrüche bei den Heilbädern und den heilklimatischen Kurorten. Vor allem die Unter- und Mittelzentren sind oft zu attraktiven Einkaufsorten mit einem leistungsfähigen Einzelhandelsangebot geworden. Als relativ neuen Trend können wir schließlich Firmengründungen oder -wachstum von industrie- und gewerbeorientierten Dienstleistern, z. B. Ingenieurbüros, Softwarehäuser, beobachten.

Die Struktur von Gewerbe und Industrie im Kreis ist aktuell durch Klein- und Mittelbetriebe in einer breiten Branchenmischung charakterisiert. „Altindustrie“ mit hoher Strukturkrisenanfälligkeit, oder gar umfänglichere Gewerbebranchen und die damit verbundenen städtebaulichen Probleme belasten den Landkreis kaum. Viele Betriebe haben sich als hochspezialisierte Hersteller von Investitionsgütern einen hervorragenden Namen gemacht. Im Verarbeitenden Gewerbe liegen die Branchenschwerpunkte im Maschinenbau, der Elektrotechnik/Feinmechanik/Optik, in der Herstellung von Glas, Keramik, Steinen und Erde sowie in der Produktion von Kunststoff- und Gummiwaren.

ATTRAKTIVER WIRTSCHAFTSSTANDORT

Für zahlreiche Betriebe hat sich das im Großen unproblematische Verhältnis zwischen Stadt und Landkreis längst in unternehmerischen Entscheidungen niedergeschlagen. Seit seiner Gründung hat der Landkreis Breisgau-

Hochschwarzwald Schritt für Schritt seinen Weg gemacht von einem noch im Wesentlichen ländlichen Gebiet hin zu einem dynamischen, ausgeglichen versorgten und homogenen Wirtschafts- und Lebensraum. Der Standort „Breisgau-Hochschwarzwald“ ist attraktiv geworden. In Zukunft wird es immer stärker darum gehen müssen, eine Ansiedlung nicht für die Stadt oder den Landkreis zu reklamieren, sondern vielmehr darum, Firmen an die Region zu binden. Dafür war der Interkommunale Gewerbepark Breisgau im Markgräflerland (Mitglieder sind neben dem Kreis und Freiburg insgesamt 14 Gemeinden) ein gelungenes Angebot, der mit Autobahnanschluß, Sonderlandeplatz, Industriegleis und ausgebautem Straßensystem eine Reihe von Vorzügen besitzt.

Firmen, die vor allem Verlagerungs- und damit Erweiterungschancen suchen, aber natürlich auch neuansiedlungsfreudige Unternehmen schätzen den Park. Er verdient seinen Namen. Zwei Drittel des Gesamtareals sind Grünfläche. Die Industriezone erstreckt sich über 86 ha und bietet für etliche Grundstücke Industriegleisanschluß. Das gleiche Plus bieten auch die 66 ha Gewerbegebiet. Knapp 40 ha im Herzen des Gewerbeparks sind als Service- und Freizeitbereich vorgesehen. Hier werden vor allem Versorgungseinrichtungen für die im Gewerbepark tätigen Menschen Raum finden, von der Bushaltestelle bis zum Restaurant. Trotz der wirtschaftlich schwierigen Situation verzeichnet der Zweckverband Gewerbepark eine rege Nachfrage. Das ist für alle diejenigen, die an diesem Projekt beteiligt waren, eine Bestätigung für die Auffassung, daß Vitalität ohne Risiko kaum mehr denkbar ist.

Lebendig zu sein meint aber auch, neue Rahmenbedingungen konstruktiv aufzunehmen, den eigenen Standpunkt innerhalb neuer Chancen auszupendeln, Lebenswirklichkeit bewußt zu verändern, um Identität nicht aufzugeben, sondern Tradition weiterzuentwickeln. Wo wüßte man besser um die Schwierigkeiten und Möglichkeiten dieses Prozesses als in der Landwirtschaft.

Der aktuelle Anteil der Landwirtschaft an der Bruttowertschöpfung von rund 3,5% oder von rund 5% an der Erwerbstätigkeit in unserem Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald gibt die tatsächliche Bedeutung der Landwirtschaft

für unsere Region nicht angemessen wider. Wer mit offenen Augen die natürliche und soziale Umwelt aufnimmt, merkt wie die Landwirtschaft auch heute noch Landschaft und Leben im ländlichen Raum prägt.

Zum größten Teil ist die Landschaft noch bäuerlich genutzte Kulturlandschaft mit einer großen Vielfalt vom Weinbau bis zur Weidefläche. Ohne Höhenlandwirtschaft, das sollte jedem Freund der Schwarzwaldgipfel und der freien Blicke über die Wiesen bewußt sein, wäre die Offenhaltung des Berggebietes gar nicht oder nur mit enormen öffentlichen Mitteln machbar.

HISTORISCH GEWACHSEN: DIE LÄNDLICHE STRUKTUR

Die Landwirtschaft beeinflußt durchaus noch die Lebensformen in unseren kleineren Gemeinden und dörflichen Ortsteilen. Auch wenn unsere Dörfer längst keine Bauerndörfer mehr sind: Die gestreute Siedlungsform mit den Einzelhöfen im Hochschwarzwald, die kleinteiligen Dörfer im Rheintal, die Pflege von Festen, Brauchtum und Tradition, all das beruht bei uns in vielfacher Hinsicht vor allem auf bäuerlichen Lebens- und Wirtschaftsformen.

Der Strukturwandel innerhalb der letzten 30 bis 40 Jahre hat auch das Leben von bäuerlichen Familien in unserem Raum massiv beeinflußt. 1961 arbeitete in den Grenzen unseres heutigen Landkreises noch jeder 3. Erwerbstätige in der Land- und Forstwirtschaft. 1987 war es nur noch jeder 20. Erwerbstätige. Die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe ging zwischen 1960 und 1997 von rund 9300 auf rund 3800 zurück; das bedeutet einen Rückgang von ungefähr 60%.

Das Prinzip des „Wachsen oder Weichen“ spiegelt sich in der Veränderung der Betriebsgrößen. Während 1960 kaum einmal 20% aller Betriebe 20 Hektar oder mehr bewirtschafteten, waren es 1997 mit 63% fast zwei Drittel. Aber eine Hofvergrößerung durch Zukauf oder Übernahme funktioniert natürlich nur dann, wenn kleinere Betriebe aufgeben.

So weit es in unseren Kräften steht, können wir all diese Entwicklungen nicht unberührt und mit einem Achselzucken hinnehmen. Die Landwirtschaft ist mit vielen anderen Wirt-

schaftszweigen verflochten. Die Einkommensveränderung der Betriebe ist auch ein Nachfragefaktor für Handel und Dienstleistungen. Eine fehlende Hofnachfolge nimmt, dies nur am Rande bemerkt, vielleicht auch Ferienwohnungen aus dem touristischen Angebot. Es wird also verstärkt die Aufgabe aller Betroffenen und Verantwortlichen sein, darüber nachzudenken, wie unvermeidbare Entwicklungen abzumildern, Härten und Brüche mit ihren individuellen und sozialen Folgen zu vermeiden wären. Direkt- und Regionalvermarktung, Bauernläden, kurze Vertriebswege zu Hotels und Ferienwohnungen sind ganz sicher gute Ansätze für eine nachhaltige Sicherung der Landwirtschaft. Verbraucher aus Stadt wie Land und Urlauber werden ortsnah an frische, heimische Produkte herangeführt und können ihr Konsumverhalten dabei überdenken.

TOURISTISCHE ALTERNATIVEN

Die Idee von „Ferien auf dem Bauernhof“ hat vor Jahren eine Neubesinnung des Leistungsspektrums „Landwirtschaft“ eingeläutet, in deren Tradition sich noch engere Verknüpfungen mit dem Tourismus einordnen lassen. Bäuerinnen als Gäste- und Naturführerinnen, Jugendzelten auf Höfen, Kreativferien auf dem Land - der Begriff „Agrotourismus“ ist im Kommen und macht die Runde; er bietet interessante Chancen: für die Landwirte als Einkommensmöglichkeit, für den Tourismus als Angebotsbereicherung für Zielgruppen, die gerade nicht einen schrillen „Event-Urlaub“ suchen. Der Naturpark Südschwarzwald, der sich jüngst gegründet hat, gibt eine ideale Kulisse für Angebote dieser Art ab.

Der Landkreis will in seinen finanziellen, aber auch ideellen Möglichkeiten hier Partner sein. Er unterhält die Beratungsstelle für Obst- und Gartenbau mit ihrem eigenen Versuchsgarten im Tuniberg, die „erste Adresse“ für zahlreiche Obsterzeuger im Nebenerwerb. Er fördert die Landschaftspflege im Berggebiet, den Bau von Güllegruben und Biogasanlagen sowie die Maschinen- und Betriebshilfsringe. Der Landkreis unterstützt innovative überbetriebliche Projekte wie Bauernläden, als Schulträger der Fachschule für Landwirtschaft in Freiburg trägt er Sorge für die Gewinnung des Berufs-

nachwuchses und für die Sicherung einer qualifizierten Hofnachfolge. Und nicht zuletzt engagiert sich der Kreis maßgeblich im Tourismus.

MODELLFALL LANDKREIS

Seine Lebendigkeit muß der Landkreis täglich unter Beweis stellen. Eine sich rapide verändernde Welt gestattet es niemandem, sich zurückzulehnen. Neue Antworten werden gefordert. Und der Landkreis hat sich zunehmend auch auf neues Terrain begeben, nach Lösungen gesucht, wo Chancen ohne Risiken nicht zu haben sind.

Beispiel: Zusammenarbeit mit Frankreich

Mit der Gründung des Zweckverbandes „Mittelhardt-Oberrhein“ hat die grenzüberschreitende Zusammenarbeit im Landkreis eine innovative Qualität erreicht, die weit über die gewohnten Kontakte zwischen Deutschland und Frankreich und weit über den Erfahrungsbereich am Oberrhein hinausreicht. Die Aufgabe des Zweckverbandes, die sich im Brückenbau zwischen Fessenheim und Hartheim konkretisiert, steht für ein neues Kapitel der Zusammenarbeit über den Rhein hinweg, das dafür sorgen wird, daß sowohl im buchstäblichen wie im übertragenen Sinne konkrete Brücken geschlagen und funktionstüchtige Verbindungen geknüpft und verstärkt werden.

Es steht dem Landkreis wohl gut an, aus Überzeugung mit Sorge dafür getragen zu haben, daß der Zweckverband zustande gekommen ist. Unsicheres Neuland zu betreten darf uns nicht davon abhalten, neue Strukturen und Chancen für ein Miteinander am Rhein aufzudecken. Der Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald grenzt auf 40 km Länge am Rhein entlang an das Département Haut-Rhin an. Er trägt durch diese direkte Nachbarschaft eine besondere Verantwortung dafür, daß der Rhein sich zunehmend als Band, nicht als Grenze, zwischen Deutschland und Frankreich im Bewußtsein etabliert.

Beispiel: Jugend

Steigende Geburtenzahlen ab Mitte der 80er Jahre haben dafür gesorgt, daß die Zahl der Kinder und Jugendlichen unter 15 Jahren

bis zum Jahre 1997 auf immerhin 41 400 angestiegen ist. Die Gruppe der 15 bis 18jährigen war Anfang der 80er Jahre mit rund 11 500 am stärksten, sie nahm dann bis 1993 auf 7170 ab und wächst seitdem wieder kräftig. Nimmt man die Altersgruppen der 15 bis 18jährigen und der 18 bis 25jährigen zusammen und erfaßt damit im Wesentlichen die Menschen, die mit beruflichen Ausbildungsplätzen versorgt werden müssen, dann liegt der Landkreis heute wieder etwa auf dem starken Niveau von 1973. Gute Gründe, sich auch als Landkreis für die Jugendlichen zu engagieren, aber auch dafür, mit ihnen selbst ins Gespräch zu kommen, um erfolgversprechende und bedürfnisorientierte Lösungen zu entwickeln.

Jugendmusikschulen, Weiterbildung, Büchereien, Sportbereich, Jugendzentren und vieles mehr haben eine breite Angebotspalette geschaffen und entwickeln diese weiter. Zwei Jugendkonferenzen haben darüber hinaus eine Fülle von Anregungen gebracht. Unter anderem entstand vor diesem Hintergrund das Projekt der Jugendagenturen. Gemeinsam mit Partnern, den Wohlfahrtsverbänden, dem Arbeitsamt, den Schulen, dem Jugendamt und dem Amt für Strukturplanung und Wirtschaftsförderung werden diese Einrichtungen im Hand-in-Hand-Prinzip die Kompetenzen und Möglichkeiten der Beteiligten bündeln. Damit entstehen Anlauf-, Beratungs- und Begleitungsstellen zugunsten junger Ausbildungs- oder Arbeitssuchender, die nicht zuletzt die Chancen für benachteiligte Jugendliche steigern werden. Mit diesem Projekt wurde der Landkreis vom Kultusministerium zu einer der Modellregionen im Land bestimmt, von deren Erfahrungen auch andere wieder profitieren sollen.

Beispiel: Wirtschaftliche Innovation

Standortsicherung und -entwicklung ist auch im Landkreis eine herausragende Aufgabe. Auch dazu müssen neue, kreative Wege eingeschlagen werden. Das Projekt „Holz-Innovations-Park Schwarzwald“ könnte solch ein Weg sein, wenn es sich denn finanziell realisieren läßt.

Die Idee zu diesem Vorhaben wurde 1996 in der EURES-Studie „Standortinitiative Hochschwarzwald“ entwickelt. Mit dem Ziel einer stärkeren Nutzung der regionalen Potentiale im

Gewerbebestand erschien der Vorschlag besonders geeignet, die Wertschöpfung der regionalen Holzverarbeitung zu erhöhen, die Innovationsfähigkeit im gesamten holzspezifischen Industrie-, Gewerbe-, Handwerks- und Dienstleistungssektor zu verbessern und schließlich die Verwendung von heimischem Holz als Bau- und Werkstoff zu fördern. Vom Park erwarten die Initiatoren eine breite fachliche Zielansprache, aber auch einen starken Bezug zum Publikum, bei der Bevölkerung der Region, bei Urlaubern und Ausflüglern. Als geeigneter Standort wurde Titisee ausgesucht und eine Arbeitsgruppe gründete sich, der die Stadt Titisee-Neustadt, das Landratsamt, die Handwerkskammer, die Arbeitsgemeinschaft Holz, die Forstdirektion Freiburg und die „Holzkette Hochschwarzwald“ angehören.

Dem Holz-Innovations-Park Schwarzwald trauen wir als fachlichem Innovationspool und als Publikumsmagnet eine enorme, teilweise bundesweite bis internationale Ausstrahlung zu. Er ist ein großartiger Impuls für den Hochschwarzwald und ein Beispiel für unser Bemühen, über kreative Lösungen die Lebendigkeit unserer Region zu sichern.

Der Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald hat viele Gesichter. Wer sich von der Baar durch den Hochschwarzwald über einen Abstecher in den Breisgau auf macht ins Markgräflerland, wird das schnell und eindrücklich durch Land und Leute bestätigt finden. Aus diesem Variantenreichtum haben wir im Kreis immer wieder Energie gezogen, denn vital und lebendig meint wohl immer auch „abwechslungsreich“. Oft wird die Frage gestellt, ob denn der aus unterschiedlichen Landschaften und Mentalitäten zusammengesetzte Landkreis für den Bürger emotionale Qualität besitzt oder ob nicht weit stärker historisch gewachsene Strukturen die primäre Orientierung und Identifizierung liefern. Wenn der Hochschwarzwald sich über Kreisgrenzen hinweg dem Hochschwarzwald verbunden fühlt, wenn das Markgräflerland für unsere Bürger nicht in Auggen zu Ende ist oder wenn die Menschen im Kaiserstuhl vor allem Kaiserstühler und erst dann Kreisbürger sind, schließt das nicht aus, daß sich alle Einwohner im Kreisgebiet auf „ihr“ Landratsamt und „ihren“ Kreistag verlassen können, daß man sich füreinan-

der interessiert und voneinander profitiert. Insofern ist der Begriff „Identität“ auch aus Kreissicht keine starre unwandelbare Einheit, sondern entwickelbar, offen für Anregungen, dynamisch.

Anschrift des Autors:
Landrat Jochen Glaeser
Landratsamt Breisgau-Hochschwarzwald
Stadtstraße 2
79104 Freiburg

Heinrich Schreiber und der Freiburger Akkusativ

Heinrich Johann Nepomuk Schreiber (1793–1872), der große Freiburger Stadthistoriker und vielfach tätige Professor, hat sich auch mit der Alltagssprache seiner Mitbürger beschäftigt und festgestellt: *„Von auffallenden, und dem Freiburger eigenthümlichen Fehlern, wäre nur Weniges anzuführen. Daß man hier das s vor t und p wie sch ertönen läßt, und z. B. ischt und Schpuren sagt, haben wir mit dem ganzen Süddeutschland gemein; und wenigen Zungen glückt es, sich von dieser Angewöhnung, ohne Anschein von Affektation, frei zu machen.“*

Dann aber doch ein wichtiger Hinweis: *„Wer sich eine vertrautere Bekanntschaft mit dieser interessanten Sprache im Volk selbst zu erwerben sucht, dem fällt bald auf, daß ihre männlichen Wörter keinen Accusativ haben, oder vielmehr, daß der vierte Fall der Einheit dem Urstand (= Nominativ) gleich ist. Wenn der Zimmermann sagt: D E R Balke muß d e r tragen, und d e r d e r, so heißt dies so viel als: dieser Balken muß jenen tragen, und dieser jenen!“*

(1825)

Der kühnste Turm der Christenheit

Eine statisch-konstruktive Glanzleistung des Mittelalters

DIE BEWUNDERER

„Um 5 Uhr Nachmittags gelangten wir nach Freiburg, nahmen Zimmer in einem Wirthshause, aus deren Fenster wir den herrlichen Thurm des Münsters sehen konnten, und gingen dann sogleich, den Thurm und die Kirche näher zu betrachten.

Dieser Bau ist in gleichem Grade genievoll entworfen, wie der von Straßburg, aber mit weit geringeren Mitteln und doch von gleich großer Wirkung, wenn man den größeren Maßstab des Straßburger nicht mit in Anschlag bringt. Die Spitze ist in ihrer einfachen durchbrochenen Arbeit von der größten Wirkung und Schönheit.

Auf einer Spiraltreppe steigt man gleichfalls bis auf ein Gewölbe unter der Spitze und schaut von diesem in den hohlen, spitz zulaufenden, durchsichtigen Bau hinein. Ich bemerkte, daß die Spitze nicht aus geraden, sondern gebogenen Linien besteht, wie eine verzogene Kuppel, von unten ist die Linie wenig bemerkbar.

Die aus dem Viereck ins Achteck übergehende Form ist kühn durch Eckwölbungen bewirkt, die bei unbegreiflich geringen Widerlagern große Lasten tragen müssen. . . . Die Kirche ist weit harmonischer mit dem Thurm, als am Straßburger . . .“¹

Der preußische Architekt Karl Friedrich Schinkel schrieb diese Zeilen am 21. Juli 1824 in sein Tagebuch anlässlich seiner zweiten Reise nach Italien. Man spürt an seinen Worten, wie tief den Architekten der Westturm des Freiburger Münsters beeindruckt haben muß.

Seit der Fertigstellung des Turms um 1340 haben viele prominente Besucher begeistert über das Turmbauwerk berichtet. Dem Schweizer Kunsthistoriker Jacob Burckhardt wird das Wort vom „Schönsten Turm der Christenheit“



Das Münster unserer lieben Frau; Nordwestansicht ohne Gerüst; Foto von 1902

nachgesagt. Der erst kürzlich verstorbene Kunsthistoriker Heinrich Klotz nennt ihn „eine genial durchlichtete Maßwerkkonstruktion, mit welcher er [der Architekt] den wohl schönsten und formgeschichtlich einflußreichsten Turm der europäischen Gotik realisierte.“²

Viele Menschen sind auch heute noch fasziniert von der außerordentlich hohen architektonischen und künstlerischen Qualität des Freiburger Westturms. Eine derartig offene und

transparente Bauweise hatte es zuvor noch nie gegeben. Erst 500 Jahre später, in der Mitte des letzten Jahrhunderts entstanden nach dem Freiburger Vorbild die Türme vieler Kirchen, wie z. B. die der Dome in Köln und Regensburg und der Ulmer Münsterturm.

Es fällt auf, daß bei den zahlreichen Beschreibungen des Freiburger Turms hinter den oft euphorischen Aussagen über die künstlerisch-architektonischen Aspekte kaum oder nur sehr selten auf die statisch-konstruktive Seite dieses mittelalterlichen Turmbauwerks eingegangen wird. Erst gegen Ende des letzten Jahrhunderts finden, von der Öffentlichkeit wenig beachtet, Untersuchungen der technischen Gesichts-

punkte des Münsters ihren Niederschlag. In den zahlreichen Münsterführern werden die hier gewonnenen Erkenntnisse jedoch nur selten erwähnt. Die allgemeine Bewunderung der Gestalt dieses Bauwerks hat das Staunen über die geniale statisch-konstruktive Leistung der mittelalterlichen Baumeister verdrängt.

EINIGE ASPEKTE DER BAUTECHNIK DES WESTTURMS

Im Folgenden soll der Versuch unternommen werden, auf einige Aspekte der Bautechnik des Freiburger Westturms einzugehen. Es versteht sich von selbst, daß im Rahmen dieses Bei-



Die zerstörte Freiburger Innenstadt nach dem Luftangriff vom 27. November 1944

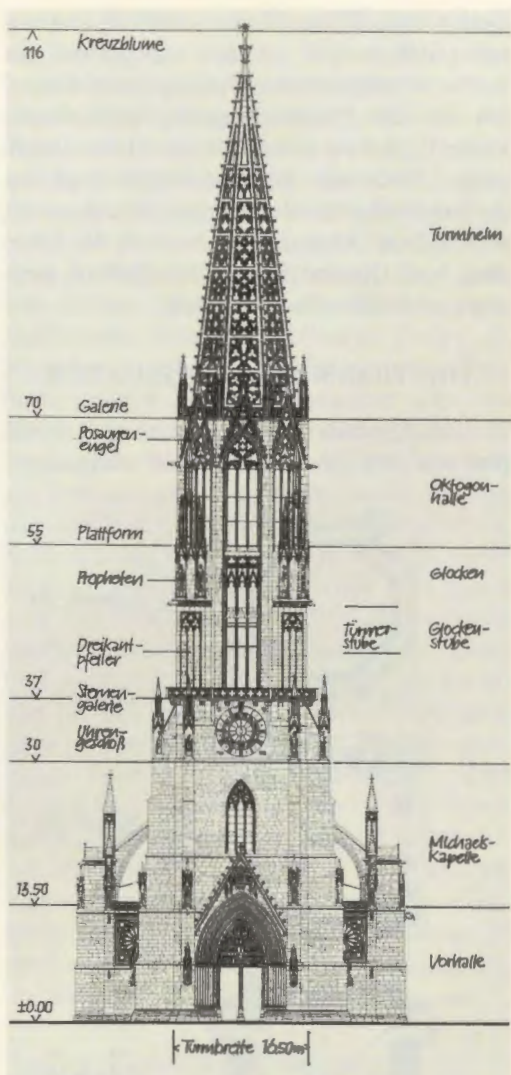
trags, mit Rücksicht auf den knapp bemessenen Raum, nur die wesentlichsten Elemente angesprochen werden können. Das Freiburger Münster zählt zu den wenigen bedeutenden gotischen Kirchenbauten, die schon im Mittelalter einschließlich des Turms fertiggestellt worden sind. In den über 700 Jahren seiner Existenz hat es vielen Bedrohungen und Beschädigungen standgehalten: den häufigen Blitzschlägen, den Beschießungen im Bauernkrieg, dem Kugelhagel der Franzosen im 18. Jahrhundert und vor allem dem Feuersturm im Luftangriff auf Freiburg am 27. November 1944, der weite Teile der Altstadt in Schutt und Asche legte. Fast unwirklich mutet es an, wie das Münster dem Bombenhagel inmitten einer riesigen Trümmerwüste widerstehen konnte und daß besonders der hochragende Turm in seiner fragil erscheinenden Gesamtform erhalten blieb. Der Grund dafür liegt sicher in seiner genialen Konstruktion, die ihn vor dem Einstürzen bewahrte.

DIE KONSTRUKTION DER TURMBASIS

Auf einer Grundfläche von ca. 16 x 16,50 m erhebt sich bis zu der in einer Höhe von 37 m angeordneten Sterngalerie ein relativ schlanker Turmbaukörper. Vier mächtige, nach oben allmählich zurückspringende Stützpfeiler lassen die Turmbasis zunächst massiver erscheinen als sie in Wirklichkeit ist. Sie sind von den Turmecken etwas abgerückt. Durch die freigestellten Ecken wird der Turmkörper bis auf den Boden des Münsterplatzes in seinen eigentlichen Abmessungen ablesbar. Das Eingangsportal zur Vorhalle im Erdgeschoß, horizontale Gesimse und nur wenige sparsame, in das Mauerwerk eingeschnittene Öffnungen gliedern diesen schweren, noch fast romanisch erscheinenden Turmteil – das Werk des ersten anonym gebliebenen Werkmeisters und seiner Leute. Das Turmbauwerk ist auf einem hervorragend tragfähigen Baugrund und auf ca. 4 m breiten, bis in die Tiefe von 3,60 m reichenden Streifenfundamenten gegründet. Es ist nicht unterkellert.

DER ZWEITE TURMPLAN

Nach dem Baubeginn des Turms um ca. 1260 tritt gegen 1300 ein neuer Werkmeister



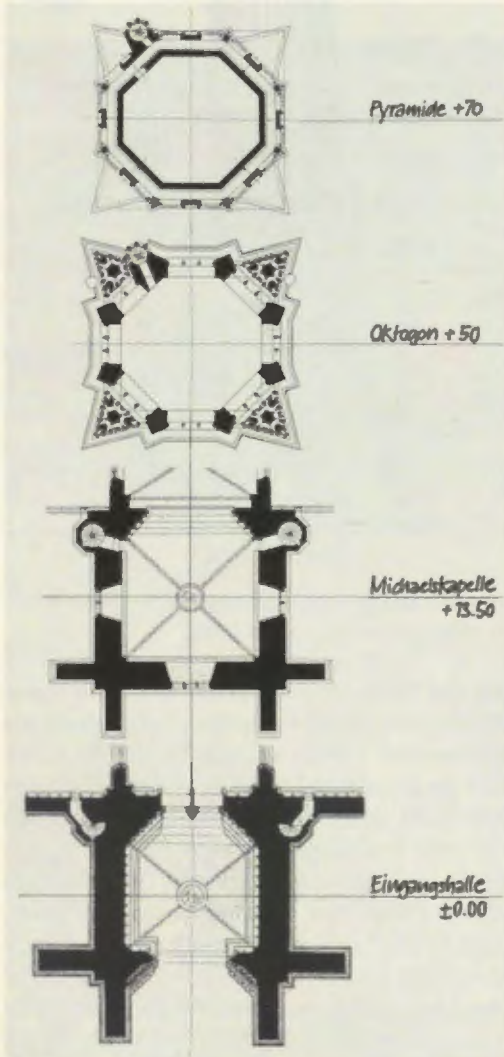
Westansicht; Zeichnung nach einem Meßbild von U. Meydenbauer aus dem Jahre 1890

auf den Plan, der etwa ab der Höhe der Stern-galerie eine völlig neuartige, bisher noch nie dagewesene Turmform entwarf, die an Kühnheit der Konstruktion und in seiner vollendeten Schönheit alle damals bekannten Turmbauten übertraf. Die klassische Aufgabe der Gotik, aus einem nahezu quadratischen Turmunterbau einen achteckigen Turmkörper zu entwickeln, wird hier auf eine neuartige Weise gelöst: Kurz unterhalb der Sterngalerie, auf halber Höhe des Uhrengeschoßes, werden die Turmecken spitzwinklig eingeschnitten. Die sich daraus entwickelnden „Dreikantpfeiler“ lösen sich in der Höhe der Prophetenfiguren von dem bis

hierhin aufgeführten Turmquadrat ab und selbständigen sich an den vier Ecken des Turms. In zahlreichen vertikalen Einzelementen wie den Prophetenfiguren, Baldachinen, Fialen bis hin zu den in alle vier Himmelsrichtungen blasenden Posaunenengeln begleiten die vier Dreikantpfeiler die nun fast unbemerkt entstandene Oktagonhalle. So wird der Übergang vom Quadrat ins Achteck äußerst raffiniert verschliffen und überspielt.

DIE TRANSPARENTE BAUWEISE

Das eigentlich Neue an dem zweiten Turmplan war aber die Konzeption der oberen zwei



Turmgrundrisse in 4 Ebenen – „Entschwerung“ der Baumasse

Drittel des Turmes als eine völlig aufgelöste, transparente Skelett- und Maßwerkkonstruktion. Diese offene und durchlichtete Turmstruktur stellte alles Bisherige in den Schatten und blieb auch nach ihrer Vollendung gegen 1340 bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts ohne Konkurrenz. Erst die neogotischen Nachfolger in Köln, Ulm, Regensburg usw. orientierten sich 500 Jahre später an dem Freiburger Vorbild. Der Eindruck der Transparenz war ursprünglich noch stärker, da die vier Oktagonfenster im Bereich der Glockenstube und der Türmerstube bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts nicht zugemauert waren.

DER TURMHELM ALS HÖHEPUNKT

Den Höhepunkt der ständig nach oben hin leichter werdenden Baumasse (Ernst Adam: „Entschwerung“³) bildet damit der ab der Galerie in 70 m aufgesetzte über 46 m hohe Maßwerkhelm (Höhe eines 16geschossigen Hochhauses).

Acht äußerst schlank bemessene Oktagonpfeiler mit einer Höhe von ca. 20 m tragen einen Turmhelm von etwa 1700 t Gewicht. Jeder Pfeiler hat einen Querschnitt von 2,52 qm und damit eine Belastung von 8,4 kp/qcm. Dies entspricht in etwa der zulässigen Druckspannung für Ziegelmauerwerk nach den heutigen DIN Normen!⁴

Der damalige Münsterstatiker Gerhard Lehr hat in dem 1965 erschienenen Buch „75 Jahre Münsterpflege“ festgestellt, „daß der Freiburger Münsterturm im ganzen einwandfrei konstruiert ist... Die Formgebung und Querschnittsbemessung entspricht den statischen Erfordernissen in so vollkommener Weise, daß wir nur mit größter Hochachtung von den genialen Baumeistern des Münsterturms sprechen können. Die glückliche Verbindung von edler künstlerischer Durchbildung und guter handwerklicher Ausführung mit einer statisch richtigen Konstruktion ist wohl der Grund dafür, daß der Turm des Freiburger Münsters als der „schönste Turm der Christenheit“ bezeichnet wird.“⁵

Einem Mitarbeiter der Münsterbauhütte verdanken wir die ersten gründlichen bautechnischen Untersuchungen des Turms. In seiner

Dissertation im Jahre 1926 hat der Verfasser Herbert Fritz die Ergebnisse der Forschungen niedergeschrieben⁶. Von einem massiven Holzgerüst, das 1919 den Turm von der Pyramide bis zur Kreuzblume umgab, konnte er seine Untersuchungen anstellen. Sie sind bis heute eine wesentliche Grundlage der bautechnischen Forschung über den Freiburger Turm. Die Freiburger Münsterstatiker Gerhard Lehr und Benno Kremp haben, gestützt durch eine Reihe von Spezialuntersuchungen namhafter Fachleute, in neuerer Zeit weitere wertvolle Erkenntnisse erarbeitet⁷.

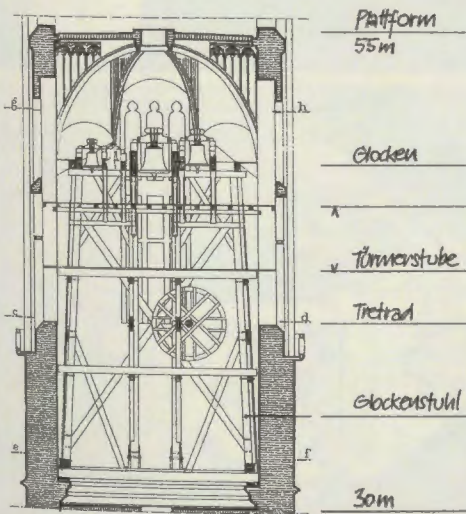
DIE GLOCKENSTUBE ALS KONSTRUKTIVE VORBEREITUNG AUF DIE OKTOGONHALLE UND DEN TURMHELM

Der Besucher des Turms erhält nach Verlassen der Wendeltreppe in der Höhe von 30 m einen Einblick in die Glockenstube. Der aus gewaltigen, fast 15 m langen Holzstämmen zusammengefügte Glockenstuhl wurde noch vor dem Aufmauern der äußeren Turmwände aufgerichtet. Eine äußere Verschalung bildete über einen längeren Zeitraum den Abschluß der Glockenstube, wie es Nagelspuren auf der Außenseite der Balken belegen. Um die Schwin-

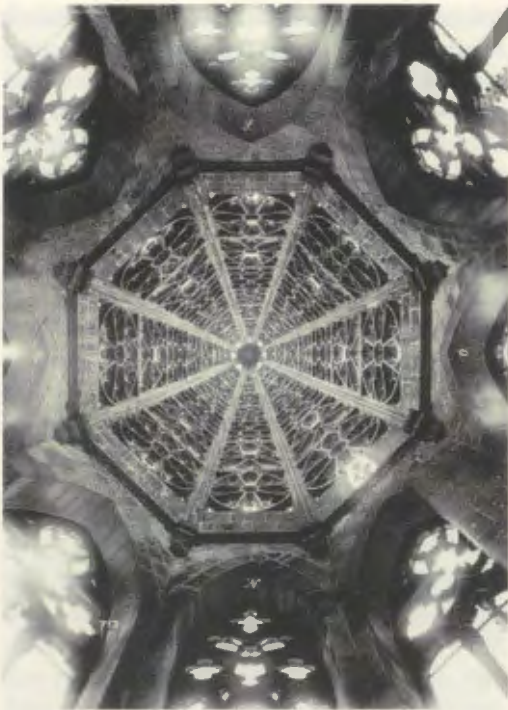
gungen der Glocken nicht auf das Mauerwerk zu übertragen, wurde der Glockenstuhl völlig losgelöst von dem ihn später umgebenden Mauerwerk errichtet. Im Bereich unterhalb der Turmstube ist eines der drei noch im Münster erhaltenen Treträder in das Gebälk des Glockenstuhls eingebaut. Zwei in diesem Tretrad laufende Werkleute können so mit Hilfe eines über eine Rolle geführten Seils Lasten vom Boden der Vorhalle über große Gewölbeöffnungen nach oben befördern. Dieser mit Menschenhand betriebene Aufzug war, schon lange bevor es die Dampfmaschine oder den Elektromotor gab, ein wesentliches Werkzeug im mittelalterlichen Baubetrieb. Ober dem Tretrad befindet sich das Türmergeschoß, von dem aus man in den obersten Bereich der Glockenstube gelangt. Hier sind die 16 Glocken, unter ihnen die älteste Deutschlands, die 1258 gegossene Angelus-Glocke, aufgehängt. Den obersten Abschluß bildet eine ganz besondere Konstruktion. Acht viertelkreisförmige Steinrippen werden von den Außenwänden bogenförmig nach oben geführt und treffen sich in einem ringförmigen Schlußstein: eine Öffnung, die dem Lastentransport bis in die Spitze des Turmhelms gedient hat. Auf den äußerst feingliedrigen Bogenrippen sind sehr zierliche, mit Maßwerken verbundene Steinstützen aufgesetzt. Sie tragen die Unterkonstruktion für die großen, mit Blei vergossenen Sandsteinplatten, die den Boden der Plattform bilden.

DIE KONSTRUKTION DES TURMHELMS

Die Plattform stellt in einer Höhe von 55 m das eigentliche Dach und den Wetterschutz des Turms dar. Die jährlich über 185 000 Besucher des Turms erleben hier nach beschwerlichem Aufstieg das „Wunder“ von Freiburg: Zwischen 8 völlig freistehenden Oktogonpfeilern und den jeweils 2 schmalen eingestellten Fenstersprossen (ca. 24/40 cm) gibt es einen wohl einmaligen Rundblick über die Stadt, auf den Schwarzwald und die Rheinebene. Ein besonderer Höhepunkt ist sicher der Blick nach oben in die Oktogonhalle und in das Innere des offenen Turmhelms bis zur Helmspitze in 60 m Höhe über dem Betrachter. Bei der Errichtung dieses überaus kühnen Bauwerks wurde bewußt auf



Die Glockenstube; Schnitt nach einer Zeichnung der Münsterbauhütte



Blick in die Oktagonhalle und in das innere des Maßwerkhelms

einen aussteifenden Gewölbeabschluß der Oktagonhalle verzichtet.

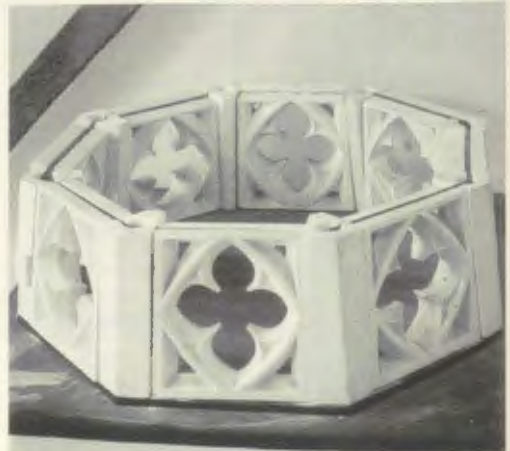
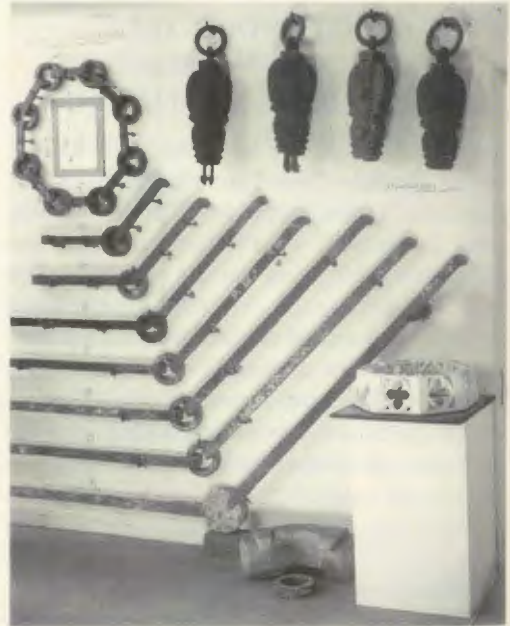
Damit ist der Blick nach oben frei auf die Innenansicht eines Baukörpers, der durch seine künstlerische Ausformung wie auch durch seine meisterhafte statisch-konstruktive Umsetzung etwas in der ganzen Welt Einmaliges darstellt. Hier hat der menschliche Geist schon in so früher Zeit (150 Jahre vor der Entdeckung Amerikas!) im Zusammenwirken von künstlerischem Ausdrucksstreben und kühner Ingenieurleistung etwas geschaffen, das uns noch heute nach 700 Jahren ins Staunen versetzt.

Im Zeitalter der computergestützten Bautechnik kann man es sich kaum vorstellen, daß eine derartige Bauleistung nicht auf statischen Berechnungen beruht, sondern allein das Ergebnis einer jahrhundertelangen Erfahrung der Baumeister jener Zeit war.

Unser Staunen setzt sich fort, wenn man sich das Tragverhalten des Turms vor Augen führt. Im Auftrag des Münsterstatikers Benno Kremp hatte 1963 Professor Dr. Ing. Gotthard Franz von der TH Karlsruhe Schwingungsmessungen durchgeführt. Die Messungen hatten

ein sensationelles Ergebnis: Beim Läuten aller Glocken beschreibt die Turmspitze in 116 m Höhe eine Ellipse mit einem Längsdurchmesser von nur 4,8 mm!

In 8 leicht gekurvten Gratrippen, die nach oben zur Kreuzblume zusammenlaufen, baut sich ein „Raumfachwerk“, wie es Herbert Fritz nennt, auf. Die Gratrippen werden aus Sandsteinen in waagerechten Lagerfugen aufgemauert. Sie sind durch horizontale Steinringe in fast gleichmäßigen Abständen in der Höhe miteinander verbunden.



Ringanker und Modell eines Segments vom nördlichen Hahnenturm im Museum der Münsterbauhütte

So entwickelt sich der Turmhelm in insgesamt 8 Stockwerken bis zur Kreuzblume in der Höhe von 116 m. In die achteckigen horizontalen Steinringe sind jeweils Eisenstäbe (ca. 70/45 mm) flach eingelegt. Die Enden der Eisenstäbe sind im Bereich der senkrechten Gratrippen nach oben aufgebogen. Zwei zusammentreffende Eisenstäbe werden jeweils durch einen Eisenring im Durchmesser von 250 mm mit den Abmessungen 25/45 mm zusammengehalten.

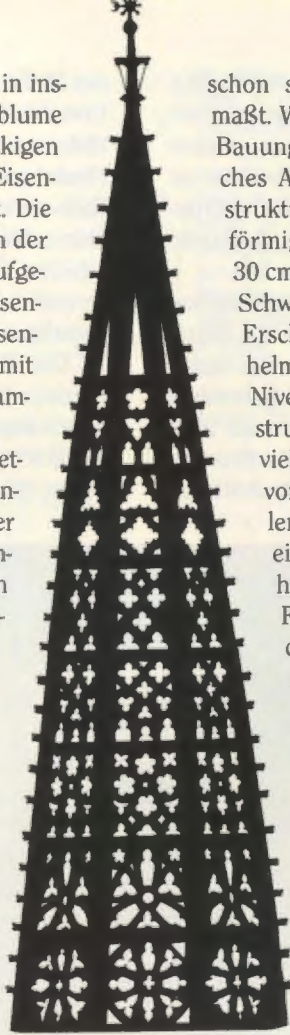
Damit ergibt sich ein elastischer kettenartig zusammengehaltener Ringanker in der Form eines Achtecks. In der Mitte der horizontalen Steinringe eingelegt und mit Blei vergossen, geben sie jeweils einer „Etage“ des Turmhelms festen Halt.

Die Steinringe mit den eingelegten Ringankern erfüllen damit etwa die Funktion wie die Faßreifen bei einem Holzfaß. Der etagenweise Aufbau des Helms erlaubte gewissermaßen einen „freien Vorbau“ nach oben und wurde deshalb auch ohne ein Lehrgerüst ausgeführt, wie H. Fritz nachweist. Die Konstruktion der Helme der um 1350 aufgestockten Hahentürme ist nach demselben Prinzip erfolgt. Bei den Renovierungsarbeiten 1960 hat man die eisernen Ringanker durch neue aus Kupfer ersetzt. Die ausgebauten Original-Ringanker sind neben einem Modell im Museum der Münsterbauhütte ausgestellt.

Die jeweils 8 in einer Etage des Hauptturms zwischen den Gratrippen eingesetzten Füllungen bestehen aus sich nach oben ständig verändernden Maßwerken, die aus einzelnen Steinen zusammengesetzt sind. Es entsteht ein fast textil wirkendes Gebilde mit einer nahezu orientalischen Ornamentik, das sich einem erst richtig aus einer Perspektive vom Schloßberg her erschließt.

DIE SCHWELLUNG DES TURMHELMS

Über die nach außen leicht gewölbte Oberfläche (Schwellung) des Turmhelms wurde



Silhouette des Turmhelms

schon sehr viel geschrieben und gemutmaßt. War es ein künstlerischer Wille, eine Bauungenaugigkeit oder gar ein nachträgliches Absacken dieser feingliedrigen Baustruktur? Der Stich der annähernd bogenförmigen Krümmung beträgt bis zu 30 cm. Diese an antike Säulen erinnernde Schwellung bewirkt das spannungsvolle Erscheinungsbild des Freiburger Turmhelms und hebt ihn damit weit über das Niveau anderer, wie mit dem Lineal konstruierter, Beispiele hinaus. Es spricht vieles dafür, daß die geschwellte Form von Anfang an gewollt war. Dem genialen Turmbaumeister, der die überaus eindrucksvolle Turmform erfunden hat, ist sicher das Maß an optischer Finesse zuzutrauen. Die kurz nach der Fertigstellung des Westturms aufgestockten romanischen Hahentürme verraten die gleiche Handschrift. Auch hier ist die Schwellung in den ähnlich durchbrochenen Turmhelmen vorhanden und sogar noch kräftiger ausgebildet. Soll denn ein Baufehler des Westturms das Vorbild der viel leichter zu errichtenden kleineren Helme der Hahentürme gewesen sein?

DIE KREUZBLUME

Oberer Abschluß des Westturms ist die mächtige Kreuzblume in den Abmessungen von 1,60/1,60 m, die 1920 durch eine Kopie ersetzt worden ist (das Original befindet sich im Museum der Münsterbauhütte). Die Kreuzblume, der Hals und der obere, durch die goldene Sonne und den Mond bekränzte Knauf werden durch einen 4 m langen senkrechten Eisenstab zusammengehalten. Mit ihrem großen Gewicht trägt die Kreuzblume, ähnlich wie die Schlußsteine bei Kreuzgratgewölben, dazu bei, die Stabilität des Raumfachwerks Turmhelm durch ihre Auflast günstig zu beeinflussen.

Was hat die seinerzeit etwa 8000 Bewohner der Stadt beflügelt, sich ein solches Bauwerk zu errichten?

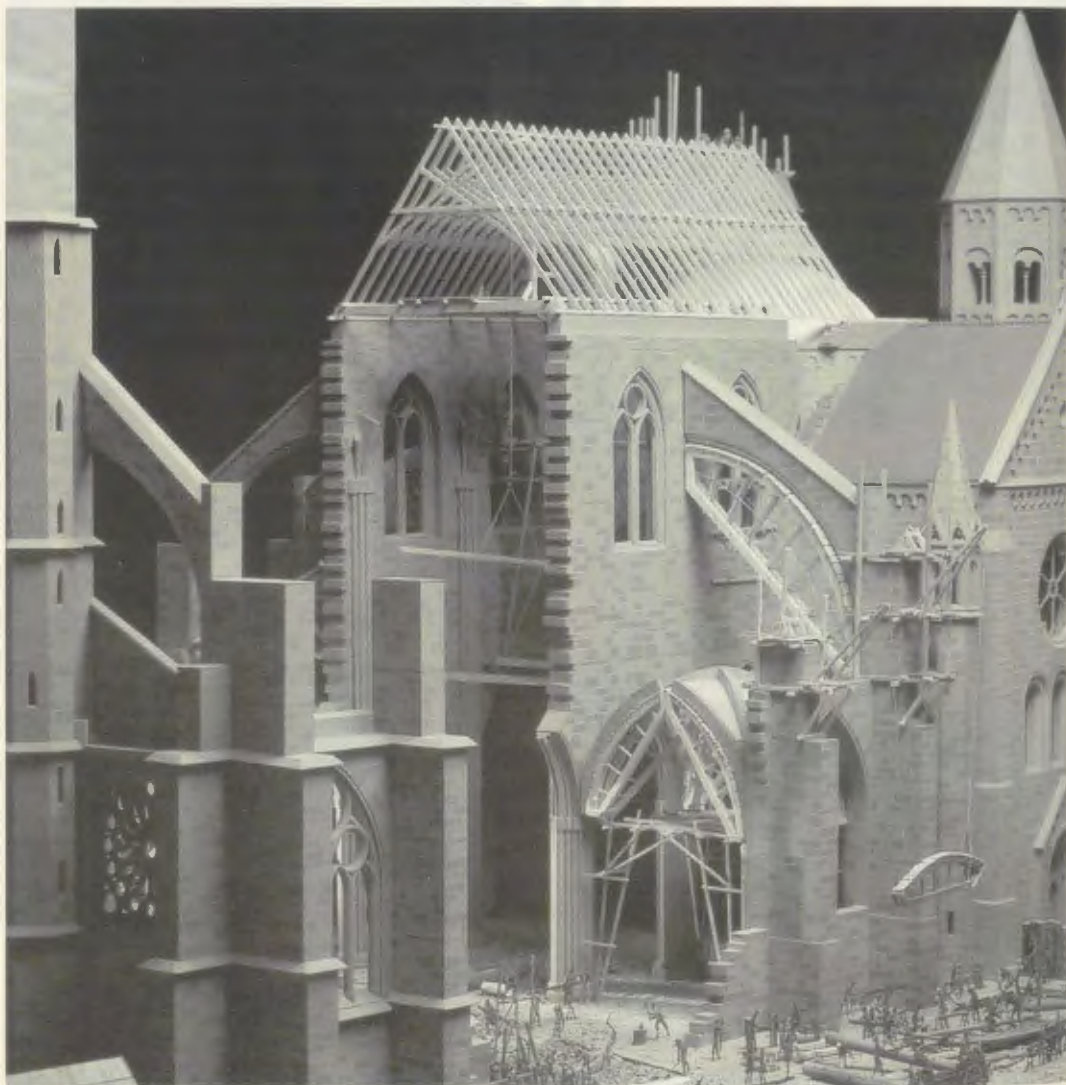
Sicher war es zunächst eine tief im Bewußtsein der Menschen verankerte Religiosität, die

einen so meisterhaften Plan hervorbrachte. Eine durch Silberbergbau reich gewordene Bürgerschaft schuf sich hierbei auch ein weithin sichtbares Zeichen ihres Selbstbewußtseins. Nicht zuletzt war es auch die menschliche Erfindelust, die schon zu einem frühen Zeitpunkt dieses großartige Bauwerk entstehen ließ.

Wir können in unserem heutigen technischen Zeitalter nur staunen, wenn wir uns die Mittel der damaligen Zeit vor Augen halten: Die Steine mußten in Handarbeit im Steinbruch gebrochen werden. Sie wurden auf Ochsenkarren auf über 25 km langen Sandwegen mit wenigen Brücken zur Baustelle geschafft und in der Bauhütte an

der Stelle der heutigen Alten Wache bearbeitet. Erst dann sind sie über riesige Holzgerüste mit Hilfe von Treträdern oder Göpelwerken durch Menschenkraft nach oben befördert und in das Bauwerk eingefügt worden. Das Holzmodell vom Münsterbau im Freiburger Museum für Stadtgeschichte im Wentzingerhaus am Münsterplatz vermittelt uns ein anschauliches Bild von dem damaligen Baubetrieb.

Der Theologe und Kosmograph Sebastian Münster beschreibt 1544 in seiner „Cosmographia“ das Freiburger Münster mit folgenden Worten: „Weiter ist in dieser Statt ein vast schön Münster mit einem hohen Thurm / der



Münsterbaustelle; Modell im Museum für Stadtgeschichte

mit sonderlicher Kunst vom Grunde auff biß an den höchsten Gipfel geführt mit eytel Quader und gebildten Steinen, deßgleichen man in Teutschen Landen nicht findet nach dem Thurm zu Straßburg. Die Heyden hetten ihn vorzeiten under die 7. Weltwunder gezehlt / wo sie ein solch Werck gefunden hetten.“⁸

Anmerkungen

- 1 Schinkel, Karl Friedrich: Briefe, Tagebücher, Gedanken, ausgewählt und eingeleitet von Hans Mackowsky, Berlin 1922, S. 115 f.
- 2 Klotz, Heinrich: Geschichte der deutschen Kunst, Bd. 1, München 1998, S. 304.
- 3 Adam, Ernst: Der Turm des Freiburger Münsters, in: Schau-ins-Land, 73. Jahreslauf, 1955.
- 4 Die Zeichnungen sind entnommen aus: Kempf, Friedrich/Schuster, Karl: Das Freiburger Münster,

- Ein Führer für Einheimische und Fremde, Freiburg 1906, S. 14–17.
- 5 75 Jahre Münsterpflege, Freiburger Münsterbauverein 1890–1965, hrsg. von Paul Booz, Freiburg 1965, S. 112.
- 6 Fritz, Herbert: Der Turmhelm des Münsters zu Freiburg im Breisgau, Diss. TH Karlsruhe 1926. [Maschinenschriftlich in der Bibliothek des Freiburger Münsterbauvereins].
- 7 100 Jahre Freiburger Münsterbauverein, 1890–1990, hrsg. von Hugo Ott, Freiburg 1990, S. 195 ff.
- 8 Zit. nach: Freiburg in alten und neuen Reisebeschreibungen, ausgewählt von Maria Rayers, Düsseldorf 1991, S. 25 f.

Anschrift des Autors:
Dipl.-Ing. Manfred Saß
Architekt BDA, Münsterbaumeister
Weilersbachweg 7
79100 Freiburg

Hans Thoma,

der große Sohn unserer Heimat, Ehrenbürger der Stadt Freiburg, Ehrenmitglied des Landesvereins
Badische Heimat, schreibt über Freiburg im Breisgau:

Die Dynastie der Kaiserstadt Freiburg

Die Stadt Freiburg wird in aller Zukunft kein
 Carl unter dem deutschen Christen sein, wie früher
 Gott Müllers Art und Tilsa, ein Fürstentum
 der Dynastie war, ein Mittel zum Zweck
 allen menschlichen in dem Kalorien Wirtschaft
 und Tempel blieben, erfüllt von dem deutschen Geist der
 im 19. Jahrhundert die Zeit überwinden. — Die Stadt wird
 einen großen Fortschritt, wie beim Grundbesitz. —
 Gott wird für Befrieden!

Gruß Thoma

Freiburg – Stadt der Caritas

„Wo bitte gehts denn hier zur Caritas?“ Auf diese Frage gibt es in der Stadt Freiburg verschiedene richtige Antworten. Im Lorenz-Werthmann-Haus in der Karlstraße 40 hat die Zentrale des Deutschen Caritasverbandes (DCV) ihren Sitz. Und vom Weihbischof-Gnädingler-Haus in der Alois-Eckert-Straße im Stadtteil Lehen aus nimmt der Caritasverband für die Erzdiözese Freiburg (Diözesan-Caritasverband) seine Aufgaben wahr. Die Verwaltungszentrale des relativ jungen Caritasverbandes für den Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald befindet sich gleichfalls im Weihbischof-Gnädingler-Haus in Lehen. Diözesan-Caritasverband und Landkreisverband haben das speziell für die Verbandsarbeit konzipierte Gebäude im Jahr 1996 bezogen. Namentlich ist das Haus und seine Adresse zwei Persönlichkeiten gewidmet, die für die Caritas in Deutschland und der Erzdiözese Freiburg bedeutungsvoll waren: Weihbischof Dr. Karl Gnädinger (1905–1995) war viele Jahre Vorsitzender des Diözesan-Caritasverbandes und Prälat Dr. Alois Eckert (1887–1976) war Diözesan-Caritasdirektor und Präsident des Deutschen Caritasverbandes.

Zuständig für die Freiburgerinnen und Freiburger, die Rat und Hilfe in einer Einrichtung oder bei einem Dienst der Caritas suchen, ist jedoch der Caritasverband Freiburg-Stadt (Stadtcaritasverband). Seine Verwaltungszentrale befindet sich im Herzen der Stadt, in der Nähe des Münsters, in der Herrenstraße 6. Damit sind aber noch lange nicht alle Caritas-adressen in Freiburg aufgezählt. Neben den über 40 verschiedenen Einrichtungen und Diensten des Stadtcaritasverbandes sind nun noch vor allem die mit der Caritas in Zusam-

menhang stehenden Bildungseinrichtungen zu nennen, an erster Stelle das 1925 innerhalb der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg gegründete Institut für Caritaswissenschaft und die 1959 erfolgte Ergänzung in der Errichtung eines Lehrstuhl für Caritaswissenschaft, der einzige seiner Art in Deutschland, dann die 1971 aus mehreren Vorgängereinrichtungen gebildete Katholische Fachhochschule für Sozialwesen, Religionspädagogik und Pflege in der Karlstraße 63, schließlich die Fortbildungsakademie des Deutschen Caritasverbandes in der Wintererstraße und die Caritasakademie für Pflegeberufe im Adelheid-Testa-Haus in der Wiehre.



Katholische Fachhochschule in Freiburg

Mit also insgesamt vier Caritasverbänden, mit vielfältigen Caritas-Einrichtungen und Diensten, mit Caritas-Bildungseinrichtungen und einer über 100-jährigen Caritas-Tradition, von der später noch die Rede sein wird, kann die Bischofsstadt Freiburg zurecht als Stadt der Caritas, ja als „Hauptstadt der Caritas in Deutschland“, bezeichnet werden.¹

Bevor die Caritasverbände und ihre Aufgabenstellung im einzelnen vorgestellt werden, sollen zunächst einige grundsätzliche Gedanken zum Selbstverständnis der Caritas und ihrer Arbeit folgen.

Die Caritas in Deutschland ist heute in allen sozialen Arbeitsfeldern tätig und wirkt im Gesundheits-, Sozial-, Erziehungs-, Bildungs- und Beschäftigungsbereich an der Sicherung einer flächendeckenden Grundversorgung der Bevölkerung mit. Sie versteht ihre Arbeit als konkrete Hilfe für Menschen in Not. Richtschnur und Orientierung sind ihr Weisung und Beispiel Jesu Christi. Jesus Christus hat in einmaliger Weise die Botschaft vom mitsorgenden und mitleidenden Gott verkündet. Er hat diese Botschaft vor allem in der Begegnung mit dem notleidenden Menschen vorgelebt und zur unbedingten Nachfolge aufgerufen. Aus dieser Botschaft leitet die Caritasarbeit ihren Auftrag und ihre Ermutigung ab. Die Hinwendung zu den Hilfebedürftigen und die Solidarität mit ihnen ist praktizierte Nächstenliebe. Sie ist zugleich Grundauftrag und wie der Gottesdienst und die Verkündigung Lebensvollzug der Kirche und damit jeder christlichen Gemeinde.

Von diesem Selbstverständnis her will die Caritas heute vorrangig die Menschen unterstützen, die in ihrem persönlichen Umfeld oder in den sozialen Sicherungssystemen keine oder keine ausreichende Hilfe finden und sich für die Menschen einsetzen, die am Rande der Gesellschaft leben, die öffentlich keine Stimme haben und die sich nicht selbst helfen können. Sie läßt sich vom Bild einer solidarischen Gesellschaft leiten, in der auch Arme und Schwache einen Platz mit Lebensperspektiven finden können. Von daher tritt sie gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen entgegen, die zur Benachteiligung von einzelnen und Familien oder zur Ausgrenzung gesellschaftlicher Gruppen führen. Dazu gehört es, die Öffentlichkeit

auf bestehende Nöte aufmerksam zu machen, für solidarisches Handeln auf der Grundlage christlicher Werte zu werben und den Blick für neu entstehende Notlagen zu schärfen.²

Diesem Selbstverständnis sind die über 460 000 haupt- und nebenberuflichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und eine noch größere Zahl an Ehrenamtlichen – geschätzt werden über 500 000 – in den ca. 25 000 der Caritas angeschlossenen Mitgliedseinrichtungen in ganz Deutschland verpflichtet. Sie leisten wichtige Arbeit für unsere Gesellschaft und stellen sich schwierigen und differenzierten Herausforderungen durch die verschiedensten Notlagen, in denen Menschen sich an sie wenden.

Denn ganz gleich, ob Sie eine Sozialstation, ein Krankenhaus, eine Beratungsstelle, ein Seniorenwohnheim oder Altenpflegeheim, ein Wohnheim oder eine Werkstatt für Menschen mit Behinderungen oder eine andere Caritas-Einrichtung besuchen: die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die dort tätig sind, stehen den Schwachen der Gesellschaft mit fachlicher Kompetenz und Engagement bei. Das gilt unabhängig davon, ob sie eine Tätigkeit in der Pflege, in der Beratung, in der Verwaltung oder im technischen Bereich ausüben. Wer mitarbeitet, ist mit dafür verantwortlich, daß fachgerecht und uneigennützig geholfen wird.

Was für die Caritas zählt, ist der Mensch entsprechend dem Menschenbild des christlichen Glaubens. Jeder Mensch ist einmalig und besitzt eine ihm von Gott gegebene unverfügbare Würde. Daraus ergibt sich die Verpflichtung, menschliches Leben von Anfang bis Ende, von der Empfängnis bis zum Tod, zu achten, zu schützen und, wo Not ist, helfend zu begleiten. Und genau das ist eben der Ansatz in der Arbeit der Caritas: sich den Menschen in leiblicher und seelischer Not und in sozial ungerechten Verhältnissen zuzuwenden, darüber hinaus die Eigenkräfte der Betroffenen zu stärken und so zur Selbsthilfe zu befähigen. Es ist wichtig, in einer Gesellschaft der Starken für die Schwachen einzutreten und so „Anwaltschaft“ für Benachteiligte wahrzunehmen.

Übrigens ist die Zahl von über 460 000 haupt- und nebenberufliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in den der Caritas angeschlossenen Mitgliedsorganisationen und -einrichtungen erläuterungsbedürftig. Man darf die

Caritas nicht, wie es vielfach geschieht, bei der Zahl ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit einem Wirtschaftsunternehmen oder Konzern vergleichen. Die Caritasverbände sind Mitgliedsverbände oder Dachverbände. Das heißt sie fassen soziale Einrichtungen und Dienste vorwiegend im kirchlichen Bereich zusammen, fördern sie z. B. durch Beratung und vertreten die Interessen ihrer Gliederungen und Mitgliedsorganisationen auf der jeweiligen Ebene. Sie sind damit völlig anders organisiert als Wirtschaftsunternehmen und können nicht so ohne weiteres mit ihnen verglichen werden.

Und deshalb ist es auch problematisch, die Zahl der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der unterschiedlichsten Arbeitsfelder einfach zu addieren. Um Ihnen zu zeigen, in welchen Bereichen die vielen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beschäftigt sind, finden Sie hier einen Überblick über die zur Caritas in Deutschland gehörenden selbständig arbeitenden Dienste und Einrichtungen:

In der Gesundheitshilfe der Caritas gibt es 471 Krankenhäuser mit 120 704 Betten und 1265 Gemeindefrankenpflege- und Sozialstationen. In der Behindertenhilfe 539 Heime für Behinderte mit 33 626 Plätzen und 362 Tagesstätten und Schulen für behinderte Kinder und Jugendliche mit 24 979 Plätzen sowie Werkstätten und Fachkrankenhäuser. In der Altenhilfe 1644 Wohn- und Pflegeheime für alte Menschen mit 113 919 Plätzen sowie Alternenholungsheime, Altentagesstätten, Altenclubs, Ausbildungsstätten für die Altenpflege. In der Jugendhilfe 10 239 Kinderrippen, Kindergärten und Kinderhorte mit 691 220 Plätzen sowie Heime, Erziehungsberatungsstellen, usw. Weiterhin bieten die Familienhilfe, Flüchtlings- und Aussiedlerhilfe, die Hilfen bei sozialen Notlagen und die Hilfen für ausländische Arbeitnehmer ihre fachliche Unterstützung in vielen Einrichtungen und Diensten an. Mehr als 59 000 junge Menschen bereiten sich in den 720 Ausbildungsstätten der jeweilige Bereiche auf einen sozialen Beruf vor.³

In ihrem Aufbau lehnt sich die Caritas in Deutschland an die Strukturen der katholischen Kirche an. Als Gliederungen des Deutschen Caritasverbandes haben sich den 27 (Erz-) Diözesen entsprechend die Diözesan-Caritasverbände begründet, deren Aktivitäten

innerhalb der jeweiligen Bistumsgrenzen liegen. Weiterhin wurden auf der örtlichen Ebene, wie z. B. in Freiburg der Caritasverband Freiburg-Stadt oder der Caritasverband für den Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald, örtliche Kreis-, Bezirks- oder Stadt-Caritasverbände als Gliederungen eingerichtet.

Im Folgenden soll nun der Deutsche Caritasverband, der Caritasverband für die Erzdiözese Freiburg und der Caritasverband Freiburg-Stadt mit seinen jeweiligen Aufgabenstellungen und Aktivitäten im einzelnen vorgestellt werden.

DER DEUTSCHE CARITASVERBAND

Wirtschaftliche Umbrüche und soziale Nöte der Vergangenheit haben zur organisierten Caritasarbeit geführt. Viele Gruppen, Vereinigungen und Orden schufen insbesondere im 19. Jahrhundert Hilfswerke und caritative Einrichtungen. Um die Hilfe wirkungsvoller zu koordinieren und den Einfluß auf die Gesellschaft und auf sozialpolitische Entscheidungen zu stärken, wurde am 9. November 1897 in Köln der „Charitasverband für das katholische Deutschland“ gegründet. Das Ehrenpräsidium übernahm der Kölner Weihbischof Hermann Joseph Schmitz. Zum ersten Vorsitzenden wurde der Freiburger Diözesanpriester Lorenz Werthmann gewählt, die Stadt Freiburg im Breisgau zum Sitz der Verbandszentrale bestimmt. Dies deshalb, weil die Initiative zur Gründung der verbandlichen Caritas von Freiburg ausging. Bereits im Jahre 1895 wurde mit der Gründung eines Caritas-Comitees im Hause Herder, zu dessen Präsident Lorenz Werthmann gewählt wurde, der erste praktische Schritt hin zu einer Caritasorganisation getan. Die Gründung stellt eine Antwort auf die rasante Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der damit verbundenen Verelendung der Massen dar. In einer Zeit des Umbruchs, des radikalen Wandels und der besorgniserregenden Bevölkerungsexplosion war es notwendig, die Arbeit der einzelnen Sozialwerke in einer professionell geführten, schlagkräftigen Organisation zu bündeln. Lorenz Werthmann ergriff die Initiative und war unbeirrbar bemüht, Einheit in der Vielfalt und das Zusammenwirken aller im Caritas-

dienst tätigen Personen, Gruppen, Vereine und Einrichtungen zu erreichen, den Wirkungskreis der kirchlichen Hilfen zu erweitern und deren Tätigkeit, Wertvorstellungen und Erfahrungen im öffentlichen Leben zur Geltung zu bringen. Sein Ziel, eine Caritasorganisation für das ganze damalige Reich zu schaffen – den Deutschen Caritasverband –, gelang ihm innerhalb von zwei Jahren.⁴

Daß es aber auf dem Weg zur Gründung des Verbandes nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten gab und um die erst 1916 erteilte Anerkennung durch die Bischöfe schwer gerungen werden mußte, ist heute kaum noch im Bewußtsein.⁵ Zwar hatte der Verband drei Jahre nach seiner Gründung bereits 1500 Mitglieder, doch war er zunächst während der ersten 20 Jahre lang nicht viel mehr als ein loser Verein von Hilfswilligen. Zum einen waren da die starken Fürsorgevereine, die um ihre Selbständigkeit unter dem großen Dach fürchteten, zum anderen gab es den ungestümen, oft eigensinnig agierenden Gründervater, der so manchen Kirchenoberen mit seinem Vorpreschen verprellte. Die Kirchen unterstützten zwar seine Auffassung, daß die Vielfalt wohltätiger Hilfen gebün-

delt werden müßte, um ein Gegengewicht gegen die Monopolisierung des gesamten Unterstützungswesens in den Händen von Staat und Gemeinden darzustellen, doch erst die Not des ersten Weltkrieges schweißte die Fachverbände zusammen.⁶

Heute ist der Deutsche Caritasverband der Wohlfahrtsverband der katholischen Kirche in Deutschland. Er stellt die von den deutschen Bischöfen anerkannte institutionelle Zusammenfassung und Vertretung der katholischen Caritas in Deutschland dar.

Zu seinen Mitgliedern zählen auch 276 caritativ tätige Frauen- und Männer-Orden und ordensähnliche Gemeinschaften. Weiterhin sind ihm 19 caritative Fachverbände mit jeweils unterschiedlichen Aufgabenschwerpunkten angeschlossen. Fachverbände sind beispielsweise der Sozialdienst katholischer Frauen (SKF), SKM – Katholischer Verein für soziale Dienste in Deutschland, die Caritaskonferenzen (CKD) und Vinzenzkonferenzen oder der Malteser Hilfsdienst (MHD), um nur einige zum besseren Verständnis zu nennen.

Der Deutsche Caritasverband hat die Aufgabe, die Tätigkeit seiner Gliederungen und Mit-



Deutscher Caritasverband im Lorenz-Werthmann-Haus

gliedsorganisationen zu stärken und zu fördern. Als Spitzenverband der freien Wohlfahrtspflege vertritt der Deutsche Caritasverband auf Bundesebene die Interessen der Mitgliedsorganisationen. Er begleitet die Gesetzgebungsprozesse in der Gesundheits-, Sozial- und Gesellschaftspolitik durch fachliche Stellungnahmen und die Förderung wissenschaftlicher Untersuchungen. Schon von seiner Gründungsgeschichte und seinem Selbstverständnis her bejaht er Verbandsarbeit als Instrument gesellschaftlicher Einflußnahme und politischer Mitwirkung. Er bietet allen an sozialer Arbeit Interessierten die Möglichkeit, sich ehrenamtlich oder beruflich an der Verwirklichung seiner Ziele und Aufgaben zu beteiligen. Er entwickelt dafür Mitwirkungs- und Entscheidungsmöglichkeiten und fördert das Engagement durch Beratung und Fortbildung. Der Deutsche Caritasverband unterstützt den ehrenamtlichen caritativen Einsatz in Pfarrgemeinden, Verbänden, Gruppen und Initiativen.

Er tritt für verbesserte Rahmenbedingungen für das soziale Ehrenamt ein. Er fördert die Idee einer Sozialbewegung und arbeitet mit sozial engagierten Menschen, Initiativen und Organisationen zusammen an der Verwirklichung einer solidarischen Gesellschaft.

Dabei ist der Deutsche Caritasverband bestrebt, neue Notsituationen frühzeitig zu erkennen und rechtzeitig Lösungen dafür zu entwickeln. Er arbeitet nach fachlichen Standards und sichert die Qualität seiner Arbeit durch regelmäßige Selbstkontrolle. Seine Leistungen erbringt er nach den Grundsätzen der Wirksamkeit, Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit.⁷

Zum Aufgabenspektrum des Deutschen Caritasverbandes gehört auch die internationale Hilfe. Als Gründungsmitglied von „Caritas Internationalis“ ist er weltweit in der Not- und Katastrophenhilfe tätig und trägt durch den Aufbau sozialer Strukturen dazu bei, daß Menschen die Folgen von Katastrophen und Not bewältigen und wieder ein menschenwürdiges Leben führen können. Durch die Nutzung der vorhandenen Organisationsstrukturen der Kirche und ihrer zahlreichen nationalen Caritasverbände gelangen die Mitarbeiter und Helfer der deutschen Caritas auch in anderen Ländern unmittelbar zu den Menschen, die Hilfe brau-

chen. Die Auslandsabteilung des Deutschen Caritasverbandes, Caritas international, konnte aufgrund der dankenswerterweise zugegangenen Spenden im Rahmen internationaler Hilfen von 1960 bis einschließlich 1995 allein über 1,3 Mrd DM an Not- und Katastrophenhilfe in aller Welt leisten, vor allem für die Opfer von Naturkatastrophen und Kriegen. Dazu gehört auch die Unterstützung sozialer Projekte wie z. B. für Straßenkinder, Frauen, alte und behinderte Menschen in der Dritten Welt, aber auch Hilfen für den Aufbau sozialer Strukturen in den sich neu formierenden Gesellschaften Osteuropas.⁸

Hiermit entspricht der Deutsche Caritasverband seiner im Leitbild formulierten Verpflichtung zur Arbeit über Grenzen hinweg: „Ein Leben in Würde für alle ist nur möglich, wenn Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden weltweit gesichert sind und die Schöpfung geachtet und bewahrt wird. Deshalb setzt sich der Deutsche Caritasverband europa- und weltweit für gerechte Lebensbedingungen, für die Einhaltung der Menschenrechte und für die Schaffung sozialer Mindeststandards ein.“⁹

DER CARITASVERBAND FÜR DIE ERZDIOZESE FREIBURG

Am 16. November 1903, also bereits sechs Jahre nach der Gründung des Deutschen Caritasverbandes, erfolgte im St. Annastift am Holzmarkt die Gründung des Caritasverbandes für die Erzdiözese Freiburg. Die Geschäftsstelle eines der ältesten deutschen Diözesan-Caritasverbände blieb für die nächsten 13 Jahre mit der zentralen Geschäftsstelle des Deutschen Caritasverbandes vereint und begann dann erst ein Eigenleben zu führen. Nach mehreren verschiedenen Standorten in Freiburg, zuletzt in der Hildastraße in der Wiehre, konnte der Diözesan-Caritasverband 1996 mit dem Einzug in das Weihbischof-Gnädinger-Haus im Freiburger Stadtteil Lehen zum ersten Mal seit seiner Gründung in seiner bis heute knapp 96-jährigen Geschichte ein Haus beziehen, das eigens für die Zwecke und Notwendigkeiten des Verbandes konzipiert wurde. Wenn für alle Caritasarbeit die Maxime gilt: „Maß und Norm für alles, was wir in der Caritas tun, ist der hilfebedürftige Mensch“, dann kann dies nicht ohne Konsequenz bleiben für die Stätte, an der diese



Caritas in Freiburg: z. B. im Weihbischof-Gnädinger-Haus

Arbeit geplant, auf den Weg gebracht oder gar in die Lebenswirklichkeit von Menschen umgesetzt wird. Entsprechend schlicht, freundlich, hell und modern sind die Büroräume. Alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter können über ein internes Datenverarbeitungsnetz miteinander und mit den bereits angeschlossenen Ortscaritasverbänden, Einrichtungen und Außenstellen kommunizieren, was nicht bedeutet, daß das Gespräch von Mensch zu Mensch an Bedeutung verloren hat, sondern daß der Dienst am Menschen durch schnellen Informationsaustausch effizienter gestaltet werden kann.

Der Caritasverband für die Erzdiözese Freiburg faßt alle sozialen Einrichtungen und Dienste in Trägerschaft der katholischen Kirche im Bereich der Erzdiözese Freiburg zusammen und gliedert sich in 30 rechtlich selbständige Kreis-, Bezirks- und Stadtcaritasverbände. Sein Verbandsgebiet, die 1827 gegründete Erzdiözese Freiburg, erstreckt sich auf die ehemaligen Länder Baden und Hohenzollern. Ihre 39 Dekanate und 1084 Pfarreien ziehen vom Hochrhein im Süden über den Schwarzwald und den Odenwald bis zum Taubertal im Norden. Im Raum Hohenzollern schließen sich die ehemaligen Landkreise Hechingen und Sigmaringen an den heutigen Bodenseekreis an. Zum Erzbistum

gehören die Universitätsstädte Freiburg, Heidelberg, Karlsruhe, Konstanz und Mannheim.

Entsprechend seiner Satzung hat der Caritasverband für die Erzdiözese Freiburg als „die vom Erzbischof von Freiburg anerkannte institutionelle Zusammenfassung und Vertretung der kirchlichen Liebestätigkeit in der Erzdiözese Freiburg“¹⁰ den Auftrag, sich allen Aufgabenfeldern sozialer und caritativer Hilfe zu widmen und die Koordination der gesamten Caritasarbeit im Erzbistum zu übernehmen. Dazu gehört in erster Linie die fachliche Beratung, Betreuung und Begleitung der Gliederungen, Mitgliedsorganisationen und -einrichtungen sowie deren Vertretung auf der Landesebene, also gegenüber Landtag, Landesregierung, Landeswohlfahrtsverbänden, kommunalen Spitzenverbänden, weiteren Behörden und sonstigen öffentlichen überörtlichen Organen in Baden-Württemberg. Als Spitzenverband der freien Wohlfahrtspflege beobachtet der Diözesan-Caritasverband Entwicklungen auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege, der Gesundheits- und Sozialpolitik und gibt dazu Anregungen, erarbeitet Konzeptionen und legt Stellungnahmen vor. Dabei arbeitet er in der Liga der freien Wohlfahrtspflege in Baden-Württemberg eng mit den dort zusammengeschlossenen Verbän-



Deutscher Caritasverband im Lorenz-Werthmann-Haus

den zusammen, besonders mit dem Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart und in ökumenischer Verbundenheit mit den Diakonischen Werken. Eine weitere wichtige Aufgabe besteht in der Initiierung und Unterstützung, im Fördern und Einfordern diakonischen Handelns auf der Ebene der Pfarrgemeinde, die dazu befähigt werden soll, in ihrem Umfeld die Not der Hilfebedürftigen zu erkennen und zu handeln. Weiter trägt der Diözesan-Caritasverband zur Förderung und Entwicklung der caritativen Facharbeit und ihrer Methoden bei und organisiert ein vielfältiges Angebot kontinuierlicher Fort- und Weiterbildung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der angeschlossenen Einrichtungen und Dienste. Er will soziale Berufe wecken und verschiedene Formen ehrenamtlicher Mitarbeit ermöglichen und vertiefen, ausbauen und weiterentwickeln. Er macht die Öffentlichkeit aufmerksam auf bestehende Notsituationen und wirbt für solidarisches Handeln auf der Grundlage christlicher Werte. Schließlich führt er überregionale Aktio-

nen, Fachkongresse und ähnliches durch und entwickelt Modelleinrichtungen und -projekte für die Caritasarbeit in der Erzdiözese.

Der Diözesan-Caritasverband besteht aus sieben Abteilungen, vier Fachabteilungen mit Fachreferaten, die hier noch kurz vorgestellt werden sollen, aus den zwei Querschnittsabteilungen „Verwaltung und Finanzen“ und „Personal und Recht“ sowie der Abteilung „Verbands-eigene Einrichtungen“. An die Direktion des Hauses sind drei Stabsstellen für Presse, Öffentlichkeitsarbeit und Sammlungswesen, für Grundsatzfragen und Mitarbeiterseelsorge angeschlossen. In der Direktion des Diözesan-Caritasverbandes wird zum Beispiel auch seit 25 Jahren der sog. „Bischofsfonds“ verwaltet und bearbeitet. Dieser Fonds vermittelt über die 26 Schwangerschaftskonfliktberatungsstellen in der Erzdiözese Hilfen an junge Mütter und will ihnen zu einer Lebensperspektive mit ihren Kindern verhelfen. Wie ernst es der katholischen Kirche mit dem Schutz für das ungeborene Leben ist, beweisen eindrucksvolle Zahlen allein für die Erzdiözese Freiburg. In 25 Jahren, von 1973 bis zum Juli 1998 wurden 22 146 werdende Mütter in Not- und Konfliktsituationen unbürokratisch und schnell unterstützt. Insgesamt wurden in dieser Zeit 29,7 Millionen DM an finanzieller Hilfe gewährt. Neben dieser finanziellen Hilfe bis zu einem Höchstbetrag im Einzelfall von 3 000 DM z. B. zur Überwindung eines akuten finanziellen Notstandes, zum Umzug in eine größere Wohnung, zum Kauf von Babyausstattung, für Erholungsmaßnahmen oder den Einsatz einer Familienpflegerin erhalten werdende Mütter eine ganzheitliche Begleitung und Beratung durch die Beratungsstellen, die sich in der Erzdiözese Freiburg in Trägerschaft des Sozialdienstes katholischer Frauen (SKF) und örtlicher Caritasverbände befinden.

In den vier Fachabteilungen „Kind-Jugend-Familie“, „Gesundheits- und Altenhilfe“, „Eingliederungshilfe“ und „Verbandsarbeit“ wird ein Großteil der inhaltlichen und konzeptionellen Fach- und Beratungsarbeit des Verbandes geleistet.

Am Beispiel einer Abteilung, der Abteilung „Gesundheits- und Altenhilfe“, welche die Beratung und Betreuung aller Einrichtungen und Dienste aus dem Altenhilfe- und Gesundheitsbereich wahrnimmt, läßt sich die Arbeit des

Diözesan-Caritasverbandes als eines Spitzenverbandes der freien Wohlfahrtspflege veranschaulichen:

Die Abteilung ist untergliedert in die Referate Krankenhäuser, Stationäre und Teilstationäre Altenhilfe, Sozialstationen, Offene Altenhilfe und Pflegeberufe und ist damit zuständig für 17 Akutkrankenhäuser mit fast 4000 Betten und 12 Vorsorge- und Rehabilitationskliniken mit über 1000 Betten mit insgesamt etwa 9000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, für 85 stationären Altenhilfeeinrichtungen und 20 Tagespflegeeinrichtungen mit etwa 5000 Beschäftigten in denen etwa 6000 ältere Menschen betreut werden, für über 100 ambulante Sozialstationen und Pflegedienste mit etwa 2500 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und 260 Dorfhelferinnen und Familienpflegerinnen, die pro Jahr um die 40 000 alte, kranke und behinderte Menschen sowie Kinder und deren Angehörige im häuslichen Bereich unterstützen, pflegen, versorgen, betreuen und beraten. Zahlreiche Beratungsstellen und betreute Wohnanlagen für alte Menschen, Hospizgruppen sowie Nachbarschaftshilfen runden in der Erzdiözese Freiburg das fachliche Angebot der Alten- und Gesundheitseinrichtungen ab. Nicht zu vergessen sind – wie in jedem Bereich der Caritasarbeit – die zahlreichen Ehrenamtlichen, die in den Sozialstationen im Vorstand und in der Geschäftsführung sowie in Form von ergänzenden Diensten mitarbeiten.

Vorrangig politische Vorgaben wie z. B. Gesetzesnovellierungen verändern ständig die Anforderungen an die Einrichtungen und Dienste. Die Referenten und Fachberater des Diözesan-Caritasverbandes haben die Aufgabe, den Einrichtungen Hilfestellung bei der Umsetzung einer neuen Gesetzgebung oder der Umstellung auf neue Rahmenbedingungen wie z. B. der Pflegeversicherung zu geben. Die Verbandstätigkeit kann teilweise mit der einer Unternehmens- und Organisationsberatungsgesellschaft verglichen werden. Das gemeinsame und oberste Ziel ist es, den Bestand und die qualitativen Standards zu sichern sowie die Weiterentwicklung aller vorhandenen und neuen Einrichtungen und Dienste voranzubringen, um den Pflege- und Hilfebedürftigen eine qualitativ hochwertige und dauerhafte Versorgung und Unterstützung unter Berücksichti-

gung eines christlichen Menschenbildes zu ermöglichen.

Um dies zu erreichen, bilden gleiche Einrichtungsarten diözesane Arbeitsgemeinschaften. So gibt es zum Beispiel im Bereich der Abteilung „Gesundheits- und Altenhilfe“ die Arbeitsgemeinschaft der katholischen Krankenhäuser in der Erzdiözese Freiburg, die wiederum mit der entsprechenden Arbeitsgemeinschaft der Nachbardiözese Rottenburg-Stuttgart zur Landesarbeitsgemeinschaft katholischer Krankenhäuser in Baden-Württemberg zusammengefaßt ist, dann die Arbeitsgemeinschaft katholischer Einrichtungen der Altenhilfe und die Arbeitsgemeinschaft der Sozialstationen. In diesen Arbeitsgemeinschaften werden die im jeweiligen Arbeitsfeld anstehenden Probleme bearbeitet, Hilfen erarbeitet und umgesetzt so z. B. im Rahmen der Qualitätssicherung, die das Pflegeversicherungsgesetz und der eigene Anspruch der Beschäftigten erforderlich macht, um die Sicherung und Weiterentwicklung der Qualität der Leistungen unter besonderer Berücksichtigung der Anforderungen der Wirtschaftlichkeit zu gewährleisten. Regelmäßige Treffen von Leitungsverantwortlichen sowohl aus dem Verwaltungs- und Pflegebereich unter der Federführung der Referenten und Fachberater ermöglichen die Stärkung und Vernetzung der Einrichtungen, die „kollegiale Beratung“ untereinander sowie den Austausch von Ideen und Erfahrungen. Fort- und Weiterbildungsveranstaltungen geben den Beschäftigten der Einrichtungen und Dienste Hilfestellungen und Lerninhalte zu jeglichen aktuellen Themen. Jede Mitgliedseinrichtung berät der Diözesan-Caritasverband bei Bedarf durch die fachliche Kompetenz seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zum Beispiel bei baulichen, betriebswirtschaftlichen, konzeptionellen oder personellen Fragen. Hierbei erfolgt eine enge Zusammenarbeit mit dem Referat Pflegesatz aus der Abteilung „Verwaltung und Finanzen“, das die differenzierte Berechnung von Pflegeätzen im stationären Altenhilfebereich zur Vorlage für die Kostenträger und zur internen Betriebssteuerung vornimmt. Ziel ist es, gegenüber den Kostenträgern wie den Kranken- und Pflegekassen durch Berechnung und Vorlage der Kosten in Verhandlungen höchstmögliche Kostendeckung durch die Kassenent-

gelte erzielen, um das pflegerische und betreuerische Niveau der Einrichtungen und Dienste aufrecht erhalten zu können. Angesichts finanzieller Restriktionen sind die Chancen für eine verbesserte Einnahmesituation der Einrichtungen und damit für eine Verbesserung der Dienstleistung gering. Einhergehend werden evtl. Anpassung an neue gesetzliche Rahmenbedingungen verhandelt, die es den Pflegediensten ebenfalls ermöglichen, die von den Versicherten gewünschten Leistungen mit dem notwendigen fachlichen Qualitätsniveau zu erbringen, ohne dabei ihre wirtschaftliche Existenz aufs Spiel zu setzen. Weiterhin wurden und werden zum Beispiel im Rahmen der Landesförderung für ambulante Dienste in Verhandlungen mit dem Sozialministerium die finanziellen Bedingungen für nicht kassenrelevante Leistungen abgesichert.

Die Arbeit in den drei anderen Fachabteilungen „Kind-Jugend-Familie“, „Eingliederungshilfe“ und „Verbandsarbeit“ entspricht inhaltlich und konzeptionell der eben für die Abteilung „Gesundheits- und Altenhilfe“ dargestellten.

In der Abteilung „Kind-Jugend-Familie“ wird die Wahrnehmung der Anwaltsfunktion,

das Eintreten für die Kinder, Jugendliche und Familien immer wichtiger. In der aktuellen Situation unserer Gesellschaft droht die Sorge für Kinder und junge Menschen trotz aller Programme und Beteuerungen aus dem Blick der politisch Verantwortlichen zu geraten. Die sozialpolitische Situation hat sich in den letzten Jahren zunehmend auf die Fragen der Altersversorgung und der Leistungen der Sozialversicherung verengt. Gleichzeitig verschlechtert sich die Lebenssituation von Familien. Zwar setzt das jüngste Familienurteil des Bundesverfassungsgerichts erste positive Zeichen. Doch die sich verschärfenden Problemlagen wie Kinderarmut, Jugendarbeitslosigkeit, Drogen, Aggression, Gewalt und vieles mehr fordern die Kinder-, Jugend- und Familienhilfe. So müssen die Konsequenzen zur Bekämpfung dieser vielfältigen und aktuellen Probleme aufgezeigt und Wege der Hilfe aus fachlicher Sicht und in konzeptioneller Weise erarbeitet und politisch vertreten werden.

Gleichzeitig beraten und begleiten die Referenten und Fachberater insgesamt über 1000 Kindertageseinrichtungen. 1997 wurde mit 1004 Einrichtungen ein Höchststand an katholischen Kindergärten in der Erzdiözese Frei-



Caritas in Freiburg: z. B. im Kindergarten St. Barbara in Littenweiler

burg erreicht. Ein neu geschaffener Kindergarten ist zum Beispiel der Kindergarten St. Barbara in Freiburg-Littenweiler. Beraten und begleitet werden außerdem Einrichtungen und Maßnahmen der Jugendberufshilfe, Jugendwohnheime, Dienste der Eingliederungshilfe für junge Spätaussiedler, Einrichtungen der Schulsozialarbeit, psychologische Beratungsstellen für Erziehungsberatung, sozialpädagogische Familienhilfen, Heime der Erziehungshilfe mit stationären und teilstationären Plätzen, Plätzen in Außenwohngruppen oder im Sozialen Betreuten Wohnen und die etwa 1200 Zivildienstleistenden in kirchlichen und sozialen Einrichtungen der Erzdiözese Freiburg. Weiterhin unterstützt und beraten werden die familienorientierten Hilfen in den Orts Caritasverbänden: Familienpflegerinnen, Sozialarbeiter in der Schwangerschaftskonfliktberatung, Mitarbeiter in der Kurberatung und -vermittlung und in den drei Kureinrichtungen für Müttergenesung.

Insgesamt arbeiten im Bereich der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe in der Erzdiözese über 9000 sozialpflegerische Fachkräfte.

Der Abteilung „Eingliederungshilfe“ stellt sich als Aufgabe das gemeinsame Ziel der Integration, Partizipation sowie auch der Rehabilitation von Personen, die aufgrund ihrer Nationalität bzw. Volkszugehörigkeit, ihrer Behinderung oder Krankheit sowie ihrer Sonder-situation ausgegliedert sind bzw. ausgegrenzt werden. Grundsätzlich übergreifendes Ziel der Integration bzw. Rehabilitation ist eine gerechte und möglichst umfangreiche Teilnahme am gesellschaftlichen Leben, möglicherweise in vollkommener Selbständigkeit. Auch in der Abteilung „Eingliederungshilfe“ stellt sich daher die Notwendigkeit einer verstärkten politischen Diakonie im Sinne von Parteinahme für sozial schwache Bevölkerungskreise. Mehr noch als alle anderen Fachabteilungen des Diözesan-Caritasverbandes befaßt sich die Abteilung nicht mit einem homogenen Klientel, sondern je nach Fachbereich mit ganz verschiedenen Personengruppen.

Vom Referat „Psychisch Kranke, Behinderte“ wird wiederum eine breite Palette verschiedener Dienste und Einrichtungen für behinderte und psychisch kranke Menschen fachlich betreut und beraten. Hierzu zählen beispiels-

weise 19 Sozialpsychiatrischen Dienste, 35 Freizeit- und Kontaktclubs sowie Wohngemeinschaften für psychisch Kranke mit insgesamt über 230 Plätzen, therapeutische Wohnheime mit fast 190 und Werkstätten für seelisch Behinderte mit über 360 Plätzen, weiterhin Freizeitclubs, Sonderschulen und Sonderschulkinder-gärten, Wohnheime mit über 1300 und Werkstätten mit fast 2000 Plätzen für Behinderte sowie Frühförderstellen für entwicklungsbehinderte und entwicklungsverzögerte Kinder.

Aktuelle Bedeutung erfährt die Arbeit im Referat „Besondere Soziale Hilfen“ innerhalb der Arbeitsgemeinschaft Soziale Brennpunkte in Baden in Kooperation mit dem Diakonischen Werk Baden in Karlsruhe sowie in der Schuldnerberatung mit 12 Fachdiensten.

Erfreulich ist für den Diözesan-Caritasverband die Entwicklung im Bereich der Beschäftigungsprojekte für Arbeitslose im Rahmen eines zweiten geschützten Arbeitsmarktes in der Erzdiözese Freiburg, nämlich der Aufbau von 18 Beschäftigungs- und Qualifizierungsbetriebe mit ihren zehn Filialen innerhalb weniger Jahre. Sie sind ein Beispiel für konkrete Hilfe für Menschen ohne Arbeit und wichtige Mosaiksteine im Kampf gegen die Langzeitarbeitslosigkeit.

Ein weiteres Arbeitsfeld in dieser Abteilung bildet die fachliche Begleitung der Caritassozialdienste in den örtlichen Caritasverbänden. Diese Grunddienste der Caritas sind die Erstanlaufstellen für Menschen, die nach Unterstützung und Hilfe suchen. Diese Dienste erstellen die Erstdiagnose und vermitteln die Hilfebedürftigen an die entsprechenden Fachdienste der Caritas weiter.

Ferner begleitet die Abteilung die Arbeit der Migrationsdienste in der Erzdiözese Freiburg. Das sind Sozialdienste der Orts Caritasverbände für ausländische Arbeitnehmer, Aussiedler und Flüchtlinge, wie zum Beispiel die 23 Caritas-Aussiedlerberatungen in den Bundes- und Landaufnahmestellen im Bereich der Erzdiözese Freiburg.

Ziel der Referatsarbeit besteht in der Integration der betroffenen Menschen in unsere Gesellschaft. Integration wird dabei verstanden als Eingliederung in wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Hinsicht. Deutschland erfährt durch die Zuwanderung von Menschen aus anderen Ländern sowohl eine ökonomische,

eine soziale wie auch eine kulturelle Bereicherung. Die Integration eröffnet die Chancen zur gleichwertigen Teilhabe der Zuwanderer an der Gesellschaft, insbesondere im Bildungsbereich, auf dem Arbeitsmarkt, in ihrem Lebensumfeld und bei der politischen Partizipation.

Zugewanderte wie Einheimische sind grundsätzlich als mündige und handlungsfähige Menschen zu betrachten. In diesem Sinne müssen auch an Migranten Erwartungen gestellt werden. Probleme sind die immer wieder aufflammende Fremdenfeindlichkeit, die Zu- und Abwanderung als sich wiederholende Phänomene, welche die Integration erschweren, eine Tendenz zum Rückzug in nationale Nischen mancher Zuwanderergruppen, ein relativ geringer Schulerfolg bei Kindern von Migranten und eine überproportional hohe Arbeitslosigkeit. Jugendliche Ausländer und Aussiedler stehen im Brennpunkt, vorrangig Aussiedlerjugendliche, wenn sie sich in großen Gruppen zu kriminellen Handlungen verleiten lassen.

Die Hauptaufgabe der Abteilung „Verbandsarbeit“ ist die Beratung und Begleitung der 30 vereinsrechtlich selbständigen Kreis-, Bezirks- und Orts Caritasverbände. Sie tragen die soziale Arbeit mit einer Vielzahl unterschiedlicher Beratungsdienste vor Ort und sind im jeweiligen Stadt- oder Landkreis Ansprechpartner der Städte und Landkreise. Sie vertreten gleichzeitig die zahlreichen Caritas-Mitgliedseinrichtungen gegenüber den Landkreisen, Städten und Gemeinden des Landes.

Ein für den Caritasverband als Wohlfahrtsverband der katholischen Kirche besonders wichtiges Aufgabenfeld ist ebenfalls in dieser Abteilung angesiedelt. Das Referat Caritas der Gemeinde hat gemäß einer Aussage im Leitbild des Deutschen Caritasverbandes: „Der Dienst der Caritas gehört wie der Gottesdienst und die Verkündigung zum Lebensvollzug der Kirche“¹¹ die stetige Verbindung von Seelsorge und Caritas zur Aufgabe, die sich aus der einheitlichen und ganzheitlichen Sorge der Kirche um den Menschen ergibt. An diese tätige Dimension der Seelsorge neben der Verkündigung und Liturgie zu immer wieder zu erinnern und sie zu einem selbstverständlichen Bestandteil der beruflichen Selbstdefinition sowohl der pastoralen wie der caritativen Mit-

arbeiterinnen und Mitarbeiter werden zu lassen, ist dauernde Aufgabe dieses Arbeitsbereiches. Deshalb liegt ein Schwerpunkt darauf, sowohl in der Aus- und Weiterbildung pastoraler und caritativer Mitarbeiter(-innen) mit dieser Zielrichtung mitzuarbeiten und sie einzubringen, wie auch auf allen Ebenen Kooperationen zwischen pastoralen Mitarbeitern(-innen) und Caritasmitarbeiter(-innen) zu initiieren.

Der caritative Dienst ist somit nicht nur Aufgabe des Caritasverbandes alleine, sondern auch der über 1000 Pfarrgemeinden in der Erzdiözese. Die Unterstützung und Förderung der gemeindlichen Caritas in ihren eigenen und gemeinsamen Aufgabenstellungen ist die ständige Herausforderung dieses Arbeitsfeldes und verdeutlicht den gesellschaftlichen Auftrag, den die Kirche wahrnimmt.

Weiterhin gehört zu den Aufgaben der Abteilung „Verbandsarbeit“ die Koordination der Caritasarbeit mit den dem Diözesan-Caritasverband angeschlossenen neun in der Erzdiözese Freiburg tätigen caritativen Fachverbänden, die hier mit ihrer jeweiligen Aufgabenstellung kurz aufgelistet werden:

Die Arbeitsgemeinschaft für Gefährdetenhilfe und Jugendschutz in der Erzdiözese Freiburg e. V. (AGJ) wird dort tätig, wo es gilt, psychosozial bedingten Gefährdungen vorzubeugen und entsprechenden Erkrankungen zu begegnen, insbesondere Suchterkrankungen, Drogenabhängigkeit, Wohnungslosigkeit, Obdachlosigkeit, Suizidgefährdung, Jugendgefährdung und Jugendkriminalität. Die AGJ unterhält 20 Psychosoziale Beratungs- und Behandlungsstellen, drei psychosoziale Kliniken, drei stationäre Zentren der Wohnungslosenhilfe sowie weitere spezifische Beratungsstellen und Dienste.

Die Caritas-Gemeinschaft für Pflege- und Sozialberufe e. V. ist ein Zusammenschluß katholischer Frauen und Männer in Pflege- und Sozialberufen, die ihren Beruf bewußt als Christen ausüben. Durch die Gemeinschaft werden dazu Hilfe und Unterstützung angeboten. Geistige Mitte ist das Evangelium. Daraus ergibt sich für die Mitglieder der Auftrag, Caritas zu leben.

Die Caritas-Konferenzen Deutschlands (CKD) sind ein Verband von Ehrenamtlichen und übernehmen mit ihren Helfergruppen in

den Pfarrgemeinden sozial-caritative Aufgaben in selbständiger Verantwortung. Sie leisten damit einen wichtigen Beitrag zur Caritas der Gemeinde. Dem Diözesanverband ist die Arbeitsgemeinschaft „Katholische Krankenhaus-Hilfe“ angeschlossen. Die als „Grüne Damen“ bekannten Ehrenamtlichen sind in Kliniken tätig.

In der Gemeinschaft der Vinzenz-Konferenzen in der Erzdiözese Freiburg wollen sozial-caritativ engagierte Laien, überwiegend Männer, ehrenamtliche Diakonie praktizieren, indem sie den Auftrag der Kirche zur solidarischen Hilfe in den Gemeinden und den Notgebieten der Welt zu verwirklichen helfen.

Der „IN VIA - Verband Katholischer Mädchensozialarbeit in der Erzdiözese Freiburg e. V.“ hat den Auftrag, Mädchen und junge Frauen auf ihrem Weg im Übergang von der Jugend zum Erwachsenenleben zu beraten und zu begleiten, unabhängig von Konfession oder Nationalität.

Im Kreuzbund e. V. sind selbstbetroffene suchtkranke Menschen zusammengeschlossen, die sich in zahlreichen Selbsthilfegruppen gegenseitig helfen. Alle Mitglieder in den 27 Gruppen sind ehrenamtliche Helferinnen und Helfer.

Der Malteser-Hilfsdienst (MHD) engagiert sich in den Aufgabenbereichen: Ausbildung der Bevölkerung für Unfallsituationen, Notfallrettung und Krankentransport, Katastrophenschutz, weiterhin im Bereich der sozialen Dienste wie Altenbetreuung, Behindertenfahrdienste usw., bei Kinder- und Jugendarbeit, in Projekten und Hilfen im Ausland, besonders in Osteuropa.

Der Sozialdienst katholischer Frauen (SKF) widmet sich der Hilfe für sozial gefährdete Kinder, Jugendliche, Frauen und deren Familien wie beispielsweise durch den Adoptions- und Pflegekinderdienst, die Beratung für werdende Mütter in besonderen Not- und Konfliktsituationen, in der Arbeit mit Alleinerziehenden, durch Betreuungen, Hilfen für psychisch Kranke, die Unterhaltung von Mutter-Kind-Einrichtungen, Frauen- und Kinderschutzhäusern sowie Heimen für Kinder und Jugendliche.

Der SKM (Sozialdienst katholischer Männer) Kath. Verein für soziale Dienste unterstützt Hilfebedürftige, die aus verschiedenen

Gründen ihre rechtlichen Angelegenheiten nicht mehr selbst regeln können wie bspw. Menschen in gesetzlicher Betreuung, Straffällige oder alleinstehende Wohnsitzlose.

Mit diesen wenigen Angaben sind noch lange nicht alle Aktivitäten des Diözesan-Caritasverbandes genannt. Sie geben aber zumindest eine Vorstellung von den vielfältigen und differenzierten Aufgabenstellungen, die einen kirchlichen Verband der freien Wohlfahrtspflege, der auf der Landesebene arbeitet, heute beschäftigen.

DER CARITASVERBAND FREIBURG-STADT E. V.

Während der Deutsche Caritasverband bundesweit, der Diözesan-Caritasverband für die Erzdiözese Freiburg verantwortlich sind und entsprechend die politische Vertretung der caritativen Interessen auf Bundes- und Landesebene wahrnehmen, wird ein Großteil der bereits vielfach beschriebenen caritativen Arbeit am Menschen von den 30 rechtlich selbständigen Orts-, Kreis-, Bezirks- und Stadtcaritasverbänden in der Erzdiözese Freiburg, zu denen neben dem Caritasverband Freiburg-Stadt in der Region auch der Caritasverband für den Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald gehört, vor Ort geplant, organisiert durchgeführt und begleitet.

Doch blicken wir zunächst auf die Anfänge des Stadtcaritasverbandes zurück.

Das Anna-Stift am Holzmarkt 12, heute noch ein Altenpflegeheim in Trägerschaft des Stadtcaritasverbandes, war vor über 100 Jahren einer der ersten Versammlungsorte der Gründergeneration der Caritas um Lorenz Werthmann, der auch die Anfänge des Diözesan-Caritasverbandes und des Orts Caritasverbandes begleitete, und kann als Wiege der Caritas in Freiburg bezeichnet werden. Denn dort wurde 1903 der Diözesan-Caritasverband gegründet. Im Jahre 1909 kam es im „Freiburger Caritasbüro“ zum ersten organisatorischen Zusammenschluß der caritativen Gemeinschaften in der Stadt Freiburg. Sein Sitz war zusammen mit dem Deutschen und dem Diözesan-Caritasverband im „Caritasstift“ in der Belfortstraße 20. Im Jahr 1918 ging das „Freiburger Caritasbüro“ in den Caritasausschuß Freiburg über. Der Caritasausschuß unter Führung von

Dompfarrer und Stadtdekan Dr. Konstantin Brettle war die letzte Vorstufe vor der Gründung des Caritasverbandes für die Stadt Freiburg, die am 20. Juni 1925 mit Prälat Dr. Brettle als Erstem Vorsitzenden erfolgte. Rudolf Bader formuliert anlässlich des 60-jährigen Bestehens des Stadtcaritasverbandes 1985 rückblickend so: „Der Caritasverband Freiburg-Stadt, gewachsen an seinen Aufgaben, beheimatet in den Pfarrgemeinden Freiburgs, getragen von Priestern und Laien, von ehrenamtlichen und hauptberuflichen Mitarbeitern, ging auf seinen Weg. Mit allgemeinen und qualifizierten Spezialdiensten wollte er offene Türen für Menschen aus allen Bevölkerungsschichten und zugleich zentrale Stelle sein, welche die kirchlich-sozialen Dienste und Einrichtungen in unserer Bischofsstadt zu einem Ganzen zusammenfaßt, sie plant, koordiniert, nach außen vertritt und in die gesamte Sozialhilfe der Stadt Freiburg einbringt.“¹²

Der Caritasverband Freiburg-Stadt hat seit dem Jahr 1925 bis heute eine imponierende Entwicklung genommen. Aus den einstigen Anfängen entwickelten sich vielschichtige Fachdienste und viele Einrichtungen in den unterschiedlichsten Aufgabenfeldern der Sozialarbeit. Heute ist der Caritasverband Freiburg-Stadt Träger von über 40 verschiedenen Einrichtungen und Fachdiensten, die bereitstehen, in den Bereichen der Kinder- und Familienhilfe, der Altenhilfe und der Behindertenhilfe ihre Dienste anzubieten. Auch für ausländische Mitbürgerinnen und Mitbürger, für Aussiedler, für alleinstehende Wohnungslose und für von Langzeitarbeitslosigkeit betroffene Menschen stellt der Caritasverband Freiburg-Stadt Beratungs- und Hilfsangebote bereit. Über 800 hauptamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter leisten in den Einrichtungen tagtäglich fachkompetent und engagiert ihre Dienst am Nächsten.

Der größte Aufgabenbereich im Caritasverband Freiburg-Stadt ist die Behindertenhilfe. Vor über 33 Jahren wurde die erste Caritaswerkstätte in der Schneebergstraße geschaffen, damit behinderte Menschen nach ihrer Schulentlassung eine Möglichkeit hatten, auch durch sinnvolle Arbeit ein Selbstwertgefühl zu erlangen, das ein erfülltes Leben schenkt. Aus diesen Anfängen heraus sind mittlerweile drei Werk-

stätten im Stadtgebiet Freiburgs und sieben weitere in der Region, in Merzhausen, Emmendingen, Umkirch, Riegel, Titisee-Neustadt, Heitersheim und March-Neuershausen entstanden. Dabei wurden die Werkstätten in Merzhausen und in Emmendingen speziell für psychisch erkrankte Menschen und die Werkstätte in Umkirch für körperbehinderte Menschen konzipiert. In der Arbeit mit und für behinderte Menschen legt der Stadtcaritasverband Wert darauf, auch differenzierte Arbeitsmöglichkeiten für schwerstbehinderte Menschen, die einer intensiven Betreuung und Förderung bedürfen, in den Werkstätten zu schaffen.

Neben dem Schwerpunkt „Werkstätten für Behinderte“ hat der Caritasverband Freiburg-Stadt inzwischen auch ein vielfältiges Angebot für das Wohnen geistig behinderter Menschen aufgebaut. Schwerstbehinderte Menschen werden in Wohn- und Pflegegruppen betreut, andere leben in Wohngruppen, Außenwohngruppen, betreuten Wohngemeinschaften oder werden gezielt begleitet und beraten, um selbständig wohnen zu können.

Im Bereich der Kinder- und Familienhilfe ist die Frühförderstelle „Eltern und Kind“ in der Fritz-Geiges-Straße 31 eine beispielhafte Einrichtung. Sie bietet Familien, deren Kinder in der Entwicklung auffällig, verzögert, von Behinderung bedroht oder behindert sind, Hilfe und Begleitung durch ein Team von Pädagogen, Heilpädagogen, Psychologen und Seelsorgern.

Im Bereich der Eingliederungshilfe stehen Sozialdienste für Ausländer und Aussiedler bereit. So finden im Römerhof in der Hansjakobstraße 99 (nächstes Bild) ausländische Mitbürger und deren Familien Rat und Hilfe. Die Integration der ausländischen Kinder wird durch Sprachkurse, Hausaufgabenbetreuung und sozialpädagogische Beratung gefördert. Auch für erwachsene ausländische Mitbürger werden dort spezielle Sprach- und Alphabetisierungskurse durchgeführt.

Spezielle Hilfen bietet der Caritasverband Freiburg-Stadt auch für alleinstehende Wohnungslose und für langzeitarbeitslose Menschen an.

In der Pflasterstub, untergebracht im Haus Herrenstraße 6, einer Fachberatungsstelle und medizinischen Ambulanz, wird wohnungslosen

Menschen neben der Beratung und medizinischer Versorgung auch ein Frühstück und praktische Hilfe wie die Benutzung einer Waschmaschine, Dusche usw. angeboten. Die Pflasterstub arbeitet eng mit dem Haus St. Gabriel in der Hermann-Mitsch-Straße 30 zusammen, in dem der Caritasverband wohnungslosen Menschen Unterkunft und die Unterstützung bei der Entwicklung weiterer Lebensperspektiven anbietet.

Langzeitarbeitslosen Menschen bietet der Werkhof des Caritasverbandes Freiburg-Stadt in

Außerdem unterstützt der Caritasverband Freiburg-Stadt e. V. weitere soziale Initiativen in Freiburg wie z. B. die Hospizgruppe Freiburg e. V. oder die erst jüngst gegründete Freiburger Tafel e. V.

Mit dieser Aufzählung und Kurzbeschreibung konnten nicht alle Dienste, die sich in der Trägerschaft des Caritasverbandes Freiburg-Stadt befinden, ausführlich dargestellt werden.

Gewiß wurde deutlich, daß von Freiburg aus in diesem zu Ende gehenden Jahrhundert wesentliche Impulse für die Caritasarbeit in



Caritas in Freiburg: z. B. im Römerhof

Photos: Gerhard Lück

der Tullastraße 75 Hilfe beim Wiedereintritt ins Arbeitsleben. Geregelt Arbeitsverhältnisse in einer eigenen Schreinerei sowie im Dienstleistungsbereich wie z. B. in Gartenpflege, Hausreinigung, Wäschepflege oder bei Malerarbeiten usw. eröffnen neben Qualifizierungsmaßnahmen und der Vermittlung in Praktikumsstellen neue Perspektiven.

Der Werkhof arbeitet eng mit dem erst neu eröffneten Second-hand-Kaufhaus „Fairkauf“ in der Waltershofer Straße 9 zusammen, das neben einer günstigen Einkaufsmöglichkeit für gebrauchte Möbel und Haushaltsgegenstände auch Arbeitsplätze im Verkauf schafft.

Deutschland und der Erzdiözese Freiburg ausgingen und ausgehen. Die Caritasverbände stehen als Verbände der kirchlichen und der freien Wohlfahrtspflege an der Schwelle zum dritten Jahrtausend angesichts der vielfältigen Not in unserer Gesellschaft und der gewaltigen Umbrüche im sozialen Bereich vor großen Herausforderungen. Sie sind gut gerüstet für diese Herausforderungen und werden auch künftig für Menschen in Not mit konkreter Hilfe dasein.

Umfassendes Informationsmaterial über den Stadtcaritasverband ist erhältlich unter der Anschrift: Caritasverband Freiburg-Stadt e. V.,

Herrenstraße 6, 79098 Freiburg, Telefon 07 61/3 19 16-0.¹³

Möchten sie Genaueres zum Caritasverband für die Erzdiözese Freiburg e. V. erfahren, können Sie sich wenden an: Caritasverband für die Erzdiözese Freiburg e. V., Weihbischof-Gnädinger-Haus, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, Alois-Eckert-Straße 6, 79111 Freiburg, Telefon: 07 61/89 74-1 08. Und den Deutschen Caritasverband erreichen Sie unter folgender Anschrift: Deutscher Caritasverband e. V., Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, Postfach 420, 79004 Freiburg, Telefon: 07 61/2 00-2 96.

- 5 Vgl.: Wollasch, Hans-Josef; „Soziale Gerechtigkeit und christliche Caritas“, Leitfiguren und Wegmarkierungen aus 100 Jahren Caritasgeschichte, Freiburg 1996, S. 15-17.
- 6 Vgl.: Bruder-Pasewald, Roswitha; a. a. O. S. 7.
- 7 Vgl.: Leitbild des Deutschen Caritasverbandes, a. a. O.
- 8 100 Jahre Deutscher Caritasverband, Zahlen, Daten, Fakten, Deutscher Caritasverband, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, Freiburg 1996.
- 9 Leitbild des Deutschen Caritasverbandes, a. a. O. I, 11-12.
- 10 Satzung des Caritasverbandes für die Erzdiözese Freiburg vom 16. 11. 1903 in der Fassung vom 10. 12. 1992, § 1, Abs. 1.
- 11 Leitbild des Deutschen Caritasverbandes; a. a. O. II, 27.
- 12 Baader, Rudolf; Anfänge organisierter Caritas in Freiburg; in: Caritasverband Freiburg-Stadt e. V. (Hg.); Auftrag und Dienst - 60 Jahre Caritasverband Freiburg-Stadt e. V., Freiburg, 1986, S. 41.
- 13 Vgl.: Engler, Egon; Arnold, Ulrich; a. a. O.; S. 115 f.

Anmerkungen

- 1 Vgl. auch: Engler, Egon; Arnold, Ulrich; Kirchliche Sozialarbeit: Caritas und Diakonie, in: Maurer, Bernhard (Hg.); Freiburger Kirchenbuch, Freiburg 1995, S. 114 f.
- 2 Vgl.: Leitbild des Deutschen Caritasverbandes, Freiburg, 1997.
- 3 Vgl.: Willkommen bei der Caritas, Deutscher Caritasverband, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, Freiburg, ohne Jahrgang.
- 4 Vgl.: Bruder-Pasewald, Roswitha; 100 Jahre Caritasverband, Anwalt der Schwachen und Helfer der Armen; in: Badische Neueste Nachrichten, Der Fächer, 52. Jahrgang Nr. 44, S. 7.

Angaben zum Verfasser:
Bernhard Appel, geboren 1952 in Karlsruhe,
Priesterweihe 1979 in Freiburg, von
1981-1988 Studentenpfarrer in Mannheim,
seit 1997 Diözesan-Caritasdirektor in Freiburg.

Anschrift:
Caritasverband für die Erzdiözese Freiburg,
Weihbischof-Gnädinger-Haus, Alois-
Eckert-Str. 6, 79111 Freiburg. Tel.:
07 61/89 74-1 00

Als Württemberger in Freiburg

Seit ziemlich genau dreißig Jahren bin ich in Freiburg und bin, um es gleich zu sagen, überaus gerne hier. Ich kam aus Tübingen, wo ich studiert habe. Ich bin aber Oberschwabe. Zwar bin ich in Freudenstadt geboren, aber sonst habe ich mit dieser schönen Stadt nichts zu tun. Aufgewachsen bin ich in Saulgau – das ist keine Gegend, sondern ein Städtchen. Ich sage es deshalb, weil dieser Name gelegentlich, wie „Breisgau“ oder „Sundgau“, so verstanden wird. Anlässlich des Todes von Ernst Jünger schrieb Rolf Hochhuth, Jünger habe „in Wilflingen im Saulgau“ gelebt. Wilflingen liegt aber bloß in der Nähe von Saulgau, und beide, das Dorf und die Stadt, sind in Oberschwaben, im schwäbischen Oberland. Dies nun haben Baden und Württemberg, neben vielem anderen, gemeinsam: beide haben ein Oberland – und ein Unterland. Vor allem bei Johann Peter Hebel ist ja das Oberland, das Markgräflerland, besonders das südliche, wichtig. Von ihm, dem Ziel seiner Sehnsucht, seiner Heimat, trennte ihn das Karlsruher Exil, an welches sein Beruf ihn band. Und wirklich: Für Hebel war es Exil und weit, weit weg vom Oberland; ein englischer Germanist, Leonard Forster, schrieb aus seiner britischen Sicht gar nicht unzutreffend: „he might as well have been in Jamaica“. Hebel war Badener und war ungeheuer fleißig. Eduard Mörike war Württemberger, aus Ludwigsburg, und war vieles, nur nicht fleißig – jede regelmäßige Arbeit wurde ihm alsbald zuviel. Zuletzt – als Pfarrer wurde er schon mit neununddreißig pensioniert – trat er sogar noch als Dichter fast zwei Jahrzehnte in den Ruhestand. Da sind wir nun bei einem Gemeinplatz, und diesem entsprechen diese beiden Figuren nicht.

Die Württemberger gelten als fleißiger oder – das ist der Ausdruck, den sie selbst gern gebrauchen – „schaffiger“. Im Württembergischen wird nicht gearbeitet, sondern „gschafft“, und am Schluß ist man dann vielfach (ein drastischer Ausdruck) „zammagschafft“. Sogar die Putten, die sich sonst, in den Kirchen, gemalt oder in Stuck, nutzlos jubilierend herumtummeln, „schaffen“ in den oberschwäbischen Barockkirchen: sie tragen einen Rechen im Händchen oder eine Schaufel. Die Beobachtung ist nicht von mir, sondern von Thaddäus Troll: „Schwäbische Putten schaffen“, stellte er befriedigt fest. Als ich einem Stuttgarter Freund, vor dreißig Jahren also, sagte, ich würde nun nach Freiburg ziehen, sagte er mit breitem Lächeln und in breiterem Schwäbisch, als er es sonst zu reden pflegte: „Aber mit dene Leit kama doch net schaffa!“. Das meinte er also nicht ganz ernst, er zitierte da etwas wie eine gängige Meinung. Ich führe seinen Satz deshalb an, weil er die einzige negative Äußerung ist, die ich je schwäbischerseits über die Badener hörte. Aber man kann den Satz auch anders deuten. Die Schwaben sind nämlich an sich der Überzeugung, daß überhaupt nur sie die Dinge so machen, wie sie gemacht werden müssen – nämlich „ordentlich“, wie sie selbst dies nennen (es ist ein schwäbisches Leitwort). Der Satz würde also, sagen wir, gegenüber den Hessen ebenso gelten, gegenüber den Bayern ohnehin.

Dies ist nun meine erste Behauptung, meine erste These: was zwischen Badenern und Württembergern ist, ist der überaus seltene Fall einer *einseitigen* Abneigung. Meist mag man sich ja gegenseitig nicht. Die Kölner mögen die Düsseldorfener nicht, und die Düsseldorfener nicht

die Kölner. In diesem Fall ist es anders: die Badener haben einiges gegen die Württemberger, die Württemberger haben gegen die Badener nichts. Ich bin sicher, daß eine Umfrage, an einem Samstag Vormittag auf dem Stuttgarter Königsplatz, unter den dort sich bewegendenden Schwaben so gut wie nichts erbrächte. „Was haben Sie gegen die Badener?“ Die Antwort würde wohl fast immer lauten: „Die Badener? Ja, was soll i gega die Badener han?“. Informiertere würden hinzufügen: „Do isst ma besser!“. Das wissen nämlich einige. Die Württemberger haben etwas gegen die „Preußen“ – das ist so ein Synonym für „Norddeutsche“, wobei, wie auch zum Teil hier in Baden, dieser Begriff sehr großzügig verwendet wird (natürlich liegt etwa Bonn auf jeden Fall schon klar in „Norddeutschland“). Sie haben auch etwas gegen die Bayern, eben weil es bei denen unordentlich wird. „In Neu-Ulm fängt der Balkan an“ ist ein gängiger Satz, und auf der schwäbischen Alb nennt man den kalten Ostwind „da bayrische Wend“. Gegenüber beiden haben die Schwaben Komplexe: die „Preußen“ erleben sie als entschieden redegewandter; gegen ihr rasch fließendes feines Deutsch kommen sie nicht an; sie denken auch nicht so schnell. Die Bayern empfinden sie als ihnen überlegen, weil sie das Gefühl haben, nicht zu Unrecht, daß sie lustiger sind, dem Leben mehr abgewinnen. Daher die Reizbarkeit, die Verunsicherung. Was die Badener angeht, ließe sich allenfalls sagen, daß sie sie nicht wahrnehmen. Aber dies hieße immer noch, daß sie nichts gegen sie haben, daß ihnen nichts gegen sie einfällt. Meine Stuttgarter Freunde glauben es mir einfach nicht, daß man in Freiburg gut daran tut, es nicht besonders hervorzuheben, daß man Schwabe ist.

Als Theodor Heuss einmal Freiburg besuchte, kurz vor einer der entscheidenden Abstimmungen, die zu Baden-Württemberg führten, sprach er im Colombi-Schlößchen, dem Sitz der Regierung Wohleb. Man habe sicher längst, sagte er nach einigen Sätzen, den „Fremdling aus dem Osten“ an seiner Sprechweise erkannt, also an diesem „Dialekt mit seiner gefährlichen, ja lebensgefährlichen Gemütlichkeit“. Sein Zug, setzte er dann unter Gelächter beruhigend hinzu, sei aber heute von Norden gekommen – „und nicht aus Stuttgart“. So stehe er nicht

hier „als Vertreter des schwäbisch-staufischen Imperialismus“. Dies war für Heuss sozusagen die – in diesem Fall gelungene – „Flucht nach vorne“, „la fuite en avant“, wie die Franzosen sagen. Also: man tut als Schwabe gut daran, diese Herkunft hier ein wenig entschuldigend (ich kann ja nichts dafür) im Hintergrund zu halten.

Was nun Schwaben und Oberschwaben angeht, so habe ich gelegentlich gesagt (aber nie geschrieben), das sei wie Inspektor und Oberinspektor. Dies ist jedoch ganz und gar nicht richtig. Denn Oberschwaben, die Gegend also zwischen der jungen Donau im Norden, von Tuttlingen an (denn Möhringen ist noch badisch), bis Ulm, und dann dem Bodensee im Süden – diese Gegend ist ja gleichsam Neu-Württemberg, es kam erst mit Napoleon zu diesem Land. Vorher war sie österreichisches Gebiet, Maria-Theresia-Land, wie der Breisgau auch. Meine Heimatstadt war länger österreichisch als Freiburg. Und katholisch – nahezu geschlossen katholisch – ist diese Gegend natürlich ebenfalls. Die wenigen Evangelischen dort pflegen zu sagen: „Mir lebet jo en dr Diaschpóra“. Baden und Württemberg und übrigens auch Bayern verbindet ja dies: alle sind durch Napoleon vergrößert und erhöht worden – die Markgrafen von Baden wurden Großherzöge, die Herzöge von Württemberg Könige, und die Kurfürsten von Bayern wurden dies auch. Die Integration Oberschwabens gelang den Württembergern offensichtlich rasch (das müssen sie geschickt angestellt haben). Trotzdem bleibt eine gewisse Spannung zwischen dem Oberland und dem Unterland, das nördlich der Alb beginnt und bis Heilbronn reicht, wo das Schwäbische klar ins Fränkische übergeht. Der Unterschied zwischen Oberland und Unterland ist im Württembergischen weit wichtiger als im Badischen. Im Oberland orientiert man sich kulturell, falls da überhaupt kulturelle Orientierung ist, noch immer ein wenig nach Süden und nach Osten hin: nach Innsbruck oder nach München eher als nach Stuttgart. Die Oberschwaben sind eher weniger Schwaben als die Unterschwaben. Ein ehemaliger Freiburger Professor – ich will seinen Namen nicht nennen, weil ich sein sehr hohes kirchliches Amt nicht beanspruchen will – sagte kürzlich bei einem Besuch in Freiburg: „Wir Oberschwaben (er kommt auch von dort) reden

zwar schwäbisch, sind aber von der Art her eher Alemannen“. Ich bin mir sicher, daß die badische Aversion gegen Württemberg sich gegen das schwäbische Unterland, gegen Stuttgart, richtet und Oberschwaben gleichsam ausschließt. Den Oberschwaben geht es somit in Freiburg wie den Badenern in Stuttgart: sie werden nicht wahrgenommen. Das altwürttembergische Kernland prägt das Bild von den Schwaben überhaupt. Und seit es Baden-Württemberg gibt, kommt natürlich hinzu, daß Stuttgart nun eben die Hauptstadt ist, und die Peripherie sich, nicht ohne Grund, ein wenig vernachlässigt fühlt und ja übrigens - rein politisch gesehen - auch gut daran tut, dies immer mal wieder zu betonen.

Also: eine einseitige Aversion. Oder: die Württemberger erwidern die Aversion, die die Badener gegen sie haben, nicht - weil sie die Badener kaum wahrnehmen, weil sie die Badener zu ihrer Selbstaffirmation nicht brauchen - da reichen ihnen die Norddeutschen und die Bayern völlig. Sodann ist jene Aversion der Badener auch wieder nicht besonders heftig. Da ist halt etwas im Untergrund: es ist latent und kann gelegentlich hervorbrechen. Die Aversion war stärker oder offener, scheint mir, in den Jahren, in denen Lothar Späth Ministerpräsident war, also ein Mann, der ziemlich ohne Rest verkörpert, was man sich in Baden (und anderswo) unter einem Schwaben vorstellt. Während einer Rede Späths im Verlagshaus Rombach flüsterte ein Freiburger Freund mir ins Ohr: „Daß er so schwäbisch redet, das geht ja noch, daß er aber auch so aussieht...“. Lothar Späth weicht übrigens vom schwäbischen Typus durch seine außerordentliche, wenngleich in der Tat bodenständige, Redeflüssigkeit entschieden ab, so wie Kurt Georg Kiesinger, „König Silberzunge“, sich durch seine für einen Schwaben absolut untypische schauspielerische Begabung abhob (die Schwaben haben, meines Wissens, keinen einzigen nennenswerten Schauspieler hervorgebracht, es sei denn Willy Reichert, und Friedrich Silcher ist der größte schwäbische Komponist). Der am typischsten schwäbische Ministerpräsident war ohne Zweifel Gebhard Müller - trocken, nüchtern, sachbezogen, kenntnisreich, solid, unaufwendig im Äußeren, sparsam in allem (auch mit Worten); übrigens

ein Oberschwabe aus einem Flecken mit dem unwahrscheinlichen Namen Füramoos.

Nun ist es aber höchste Zeit, erneut und explizit zu sagen, daß sich auch gerade die Schwaben in Freiburg überaus wohl fühlen (sie selbst würden sagen, wenn sie unter sich sind, „sauwohl“). Sie werden nach einiger Zeit genauso bedingungslose Freiburger wie die Norddeutschen hier, die freilich in diesem Punkt schwer zu übertreffen sind, denn die eigentlich fanatischen Freiburger sind sie. Auch hier in Freiburg haben die Schwaben nichts gegen die Badener - nie habe ich da irgendetwas in diese Richtung Gehendes gehört. Es geht soweit, daß sie immer - nicht nur pflichtschuldig, sondern gerne - mitlachen, wenn ein Witz gegen die Schwaben gemacht wurde. Also: wir fühlen uns wohl hier. Es wäre ja auch nochmal schöner. Wir teilen nicht nur die Meinung, daß Freiburg eine herrliche Stadt ist, wir vertreten und propagieren sie selbst. Und wir haben ganz und gar nicht das Gefühl, in der Fremde zu sein. Wir haben auch das Badener Lied gelernt, das die Freiburger ja offenbar selbst erst wieder lernen mußten, und singen es gerne mit und schmunzeln sogar bei der letzten Strophe, die allerdings nicht wirklich dazu gehört (und auch nicht immer gesungen wird). Wir finden auch nichts unordentlich hier und fühlen uns also absolut zu Hause. Dies liegt natürlich vor allem an den Freiburgern.

Würde man uns nach Unterschieden zwischen den Freiburgern und uns fragen, würden wir zunächst sagen wollen (wir sagen es aber nicht), daß es gar nicht viele gibt. Tatsächlich aber haben die Freiburger und die Badener überhaupt den Schwaben dies und das voraus. Da ist zunächst mehr Urbanität. Da ist auch weniger Selbstgerechtigkeit, denn diese ist eine Gefahr der Schwaben. Auch weniger Mißtrauen gegenüber Leuten, die anderwoher sind. Im Schwäbischen sagt man: „Andre Leit send au Leit!“ Dies ist jedoch, zunächst einmal, keine sehr weitgehende Feststellung, und zweitens ist dieser feststehende Satz schon die vernünftige Reaktion auf die im Normalfall eingenommene Haltung gegenüber den anderen. Einen solchen Satz der Selbstermahnung brauchen die Freiburger nicht. Sie sind ohne Zweifel großzügiger. Großzügiger natürlich auch, wenn es ums Geld geht. Ein Schwabe geht *nicht so leicht*

fertig zum Essen aus, wie der Freiburger dies tut. In Reutlingen gab es vormals die Firma Gminder; sie stellte das seinerzeit berühmte „Gminder Leinen“ her. Die Firma wurde von zwei Brüdern geleitet, von denen der eine etwas weniger sparsam als der andere war. Der Sparsamere ertappte eines Abends den weniger Sparsamen in einem Lokal, wie der sich gerade zwei Saitenwürstchen mit Kartoffelsalat bestellte. Darauf der Sparsamere: „Du wirscht scho esha, wo du nakomscht mit dem obends warm essa!“. In der Tat gibt es die Firma heute nicht mehr... Was das Mißtrauen gegen die Fremden, besonders die Norddeutschen, angeht, erinnere ich mich an ein zu meinen Studententagen im „Schwäbischen Tagblatt“ ganz und gar übliches Inserat: „Student (Schwabe) sucht Zimmer“. „Schwabe“ war ein mindestens so positives Prädikat wie „Nicht-Raucher“ oder „Wochenendfahrer“. Einmal gab es auch eine Anzeige „Französischer Student (Schwabe) sucht Zimmer“. Der Mann hatte etwas verstanden... Meine Tübinger Zimmerwirtin sagte mir einmal aus gegebenem Anlaß: „En Berliner kommt mr nemme ens Haus. I han amol oin ghet – Sie, der hot en moiner Kiche romgfuhwerk: I han gmoint, I sei bei mr selbr z Bsuech“. Also eine Anzeige „Student (Badener) sucht Zimmer“ wäre in der „Badischen Zeitung“ doch wohl undenkbar. Übrigens meine ich auch, daß das „Schwäbsche Tagblatt“ solche Annoncen – sie waren wirklich sehr üblich – nicht hätte zulassen sollen (vielleicht, es würde mich nicht wundern, lassen sie sie immer noch zu).

Vermutlich hängt mit dieser größeren Urbanität und Offenheit (es ist ja beinahe dasselbe) auch die Tatsache zusammen, daß man in Freiburg eigentlich keinen Dialekt mehr spricht. Dies wäre eine weitere These: Freiburg gehört zu den nicht zahlreichen größeren Städten, in denen in diesem Jahrhundert der Dialekt quasi aufgegeben wurde. Vielleicht trifft dies auch auf Karlsruhe zu. Anderswo, zum Beispiel in Stuttgart, hat sich der Dialekt gerade in den letzten Jahrzehnten verstärkt: man spricht dort mehr und breiter Dialekt. Wenn ich nach Stuttgart komme und etwa mit dem Taxifahrer rede, habe ich den Eindruck: das kann nicht wahr sein, der macht einen Schwaben nach – in Wirklichkeit spricht er aber einfach so, wie er's kann. Was

man in Freiburg antrifft, ist das, was wir Sprachwissenschaftler „Regiolekt“ nennen: es ist nicht Dialekt, sondern regional gefärbte oder getönte Hochsprache. Wie mein Freund Hans Schneider (Schnider) redet, der bestimmt noch nicht vergessene „Dengelegaischt“ der „Badischen Zeitung“, redet hier kaum jemand. Da muß man schon auf die Bauernseite des Freiburger Münsters gehen – aber diese Bauern sind ja nicht aus Freiburg. Andererseits ist diese regionale Tönung aber ganz unverkennbar und gerade für einen Schwaben nicht leicht zu erwerben oder nachzumachen. Diese Sprache oder eher Sprechweise, das Freiburgische, ist entschieden weicher, schon lautlich weniger aggressiv. Zuweilen kommt sie uns Schwaben gar schon etwas weinerlich vor. Sie ist ganz und gar nicht aggressiv – in lautlicher Hinsicht, meine ich – so wie das Schwäbische, das Bayrische oder auch das Schweizerische (besonders im Inneren dieses Landes) aggressiv sind oder doch sein können; in der inneren Schweiz findet man schon das Baslerische lustig, weil es so weich ist. Schließlich haben wir einen Unterschied darin – auch inhaltlich weniger Angriffslust –, daß im Badischen und in Freiburg speziell weniger gestritten wird. Da ist ohne Zweifel eine gewisse Harmonisierbarkeit. Wenn immer irgendwo in einem Lokal an einem Tisch sich ein Streit abzeichnet, kann man sicher sein, daß einer alsbald sagt: „Du, wir wollen hier in Ruhe unsern Wein trinken...“ Dann folgt alsbald die häufige Freiburger Frage: „Trinkemer nochmol einer?“. Der „badische Akkusativ“ – auch aus Oberschwaben ist er mir wohlvertraut (er ist also keine badische Spezialität). Die Schwaben sind zwar keineswegs unversöhnlich und treiben die Dinge ungern auf die Spitze, aber zunächst einmal streiten sie und tun es eigentlich gerne. Sie sind auch gröber und direkter in der Kritik, vertragen dann auch mehr Kritik (vor allem, wenn sie von einem anderen Schwaben kommt).

Nun muß ich aber doch sagen, daß meine Äußerungen hier keine wissenschaftlichen Darlegungen sind. Es geht hier um gängige Meinungen, um Klischees. Man ist heute nicht mehr so negativ eingestellt gegenüber Klischees. Zunächst einmal ist an den meisten ja etwas dran, und dann vor allem brauchen wir Klischees zu einer ersten Orientierung; man

muß dann nur über das Klischee hinausgelangen – zur Wirklichkeit selber hin, die komplexer ist. Es geht hier also nicht um die Untersuchung, ob und inwieweit diese Klischees Wirklichkeiten widerspiegeln. Zu einer solchen wäre ich auch gar nicht ohne weiteres gerüstet. Andererseits muß man sehen, daß diese Klischees doch zumindest insofern Wirklichkeiten sind, als ihre Träger wirklich sind und insofern – über wirkliche Menschen – Wirklichkeiten schaffen. Sodann gibt es, fern von allem Biologischen, fern von „Stamm“, etwas wie „Habitus“, wie der Soziologe Norbert Elias dies nannte. Er redete von „nationalem Habitus“. Nun, so etwas wie einen badischen oder speziell Freiburger „Habitus“ gibt es auch.

Übrigens weise ich darauf hin, daß ich stets von „Badisch“ und „Badenern“ gesprochen habe. Die Wörter „Badensisch“ und „Badenser“ habe ich vermieden. Ich gebrauche auch außerhalb Freiburgs diese Wörter längst nicht mehr. Die Schwaben verwenden sie aber wirklich ganz arglos (eigentlich entsprechen sie ja, pflege ich zu sagen, wenn ich übel gelaunt bin, dem lateinischen „Badensis“ – was hat man hier gegen das Lateinische?). Beinahe das erste, das wir Schwaben hier lernen und den Neuankömmlingen, nicht nur den Schwaben unter ihnen, sogleich weitergeben, ist, daß diese Ausdrücke – zu unserer Überraschung – hier nicht gut ankommen (und meistens glauben es einem die neu Hinzugekommenen nicht). Hier in Freiburg sollte man aber umgekehrt wissen, daß der Ausdruck, wie gesagt, gar nicht abwertend gemeint ist. Vor zwei oder drei Jahren nahm ich an einem offiziellen Essen im Hotel „Vier Jahreszeiten“ in München teil (ich mußte also nicht selbst bezahlen). Ich fragte den vornehmen Kellner, der einen Weisswein ausshenkte: „Was haben Sie denn da für einen Wein?“ Er sagte in bayrischem Tonfall: „Jo, dös is a Badenser“. Beinahe war ich versucht, auch diesen Mann aufzuklären, dachte mir aber dann, daß der nächste Badener die Aufgabe übernehmen wird.

Sodann ist hinzuzufügen, daß das bisher über Baden Gesagte, eigentlich nur gilt für die Gegend südlich von Karlsruhe (Karlsruhe mit eingeschlossen). In Heidelberg oder in Tauberbischofsheim finden wir eine spezifisch anti-schwäbische Irritation nicht, zumindest ist sie

dort geringer, weniger virulent. Da gibt es dann nur die normale Reaktion auf Schwaben, die überall in Deutschland ausgelöst werden kann. Hierzu einmal Peter Wapnewski, Germanist, ausgeprägter Norddeutscher, zu mir, wenngleich nicht mich meinent: „Schwaben sind sehr intelligent – aber sie müssen es teuer bezahlen“. An den Grenzorten – Pforzheim, Villingen, Überlingen – dürfte die Aversion stärker sein als in Freiburg – die einseitige Aversion, ich sag es noch einmal (Außenminister Kinkel: „ond i sag's nommel!“).

Ich habe einigermaßen unterschiedslos von „Schwaben“ und „Württembergern“ gesprochen. Dies sollte man aber eigentlich nicht tun. Der korrekte Begriff – weil unmißverständlich – ist „Württemberger“. Es ist der dynastische, sich auf das alte Königreich beziehende Begriff. Schwaben gibt es ja auch außerhalb Württembergs: in Bayern; Augsburg nennt sich (für Stuttgarter schockierend) die „schwäbische Metropole“. Und dann handelt es sich, umgekehrt, im nördlichen Württemberg sprachlich nicht mehr um Schwaben, sondern um Franken. Das, was man sich unter einem „Schwaben“ vorstellt, gehört eigentlich zu dem württembergischen Kernland und im wesentlichen nur zu ihm; die allgemeine Vorstellung, das Klischee, ist durch dieses Gebiet bestimmt, in dem eine starke evangelische und speziell pietistische Einfärbung vorliegt, zu der dann auch gewisse soziologisch zu fassende Merkmale gehören (kleine Leute, die sich – eher sparend als verdienend – „raufgeschafft“ und dies nicht vergessen haben). „Schwaben“ ist also der Stammesbegriff. Aber hier ist nun wieder ein Problem. Erstens haben all diese Dinge mit Stammesherkunft so gut wie nichts zu schaffen. Zweitens sodann haben wir das (nicht allen bekannte) Problem mit dem anderen Stammesausdruck, nämlich „Alemannen“ und „Alemannisch“. Man pflegt da heute, gerade hier im südbadischen Raum, zu differenzieren: hie „schwäbisch“, hie „alemannisch“. Man muß jedoch wissen, daß diese Differenzierung verhältnismäßig jung ist. Zu früheren Zeiten, im Mittelalter und weit darüber hinaus, waren „Schwäbisch“ und „Alemannisch“ wie auch „Schwaben“ und „Alemannen“, oder dann lateinisch „Suebi“ („Suevi“) und „Alamanni“, synonym. Es gibt da viele Belege von der frühesten Zeit

an bis ins zwölfte Jahrhundert hinein. Schließlich setzte sich aber „Suebia“ durch, so daß „Alamannia“ frei wurde für den Namen für „Deutschland“ überhaupt (französisch Allemagne, spanisch: Alemania, italienisch früher auch Almagna, heute Germania). Bekanntlich nennen sowohl die Elsässer als auch die Schweizer uns Deutsche insgesamt „Schwobe“ oder „Schwowe“. Es ist ja üblich und wirklich nicht selten, daß das benachbarte Volk nach dem unmittelbar benachbarten Stamm benannt wird. Als solcher galten für elsässische Franzosen und Schweizer die Schwaben, eben weil sie von den Alemannen nicht unterschieden wurden. Hierher gehört ja gewiß auch die Bezeichnung „Schwäbisches Meer“ für den Bodensee, die ja sonst sehr ungerecht wäre, weil nur ein relativ kleiner Teil des Sees ein württembergisches Ufer hat (und der schönste ist dieser Teil auch nicht – der schönste ist der badische). Für die Römer übrigens war „mare suebicum“ die Bezeichnung für die Ostsee, woher die Schwaben kamen. Die Schwaben also oder die Alemannen – ethnisch ist zwischen diesen Bezeichnungen kein Unterschied, allenfalls sind die Alemannen – ganz offensichtlich ja eine zusammenfassende Bezeichnung – ein von den Sueben ausgehender Verband. Es scheint wirklich so zu sein, daß der große und fleißige Johann Peter Hebel, von dem ich ausgegangen bin, den Alemannennamen als erster speziell auf die Südwestecke Deutschlands bezogen hat und zwar im Titel seiner Sammlung „Alemannische Gedichte“, die 1803 in Karlsruhe erschien (mit der Schreibung, zunächst, „Allemannische Gedichte“, also mit doppeltem l). Jean Paul redet in seiner äußerst positiven Besprechung dieser Gedichte einfach von Hebels „schwäbischer Mundart“, ohne dadurch, wie es scheint, den Groll oder überhaupt eine Reaktion Hebels erregt zu haben.

In der Sprachwissenschaft, um auch von meinem Fach zu reden, hat sich der Ausdruck „Alemannisch“ eingebürgert für das ganze große Gebiet zwischen dem Elsaß und dem bayrischen Schwaben, westlich und östlich, und, nördlich und südlich, zwischen dem ans Fränkische grenzenden Nordwürttemberg bis hinauf zum oberen Rhönetal und noch ein Stückchen weiter nach Süden, so daß also – sprachwissenschaftlich – das Schwäbische ein

Teil des Alemannischen ist. Diese Einteilung stammt von dem Freiburger Professor Friedrich Maurer, einem bedeutenden Gelehrten, der dann innerhalb dieses alemannischen Gebiets „oberrheinisch“, „schwäbisch“ und „südalemannisch“ unterscheidet. Wir sind also in Freiburg im „oberrheinischen Gebiet“ des Alemannischen, und in der Schweiz sind wir im „Südalemannischen“, auch als „Höchstalemannisch“ bezeichnet.

Es wäre also besser, nicht von „Schwaben“ zu reden, sondern von „Württembergern“ – dann nämlich, wenn man in der Tat diese meint. Den Schweizern und den Elsässern wollen wir ihre Verwendung des Wortes „Schwaben“, als Synonym für „Deutsche“ überhaupt, nicht ausreden („Schwobadag“ nannte man früher in Basel den 17. Juni, weil da die Deutschen einkaufen kamen und die Basler zu Hause blieben). Auch in dem Ausdruck „Donauschwaben“ für die Deutschsprachigen im Banat heißt „Schwaben“ einfach „deutsch“, so wie auch „Sachsen“ nur dies meint für die Deutschsprachigen in Siebenbürgen: die Banater Schwaben sind keine Schwaben und die Siebenbürger Sachsen keine Sachsen. Was die Differenzierung zwischen „Schwaben“ und „Alemannen“ betrifft, sollte man wissen, daß sie offensichtlich erst auf das 19. Jahrhundert zurückgeht: es handelt sich da nicht um zwei verschiedene „Stämme“ von Germanen. Man sollte, wenn es um Unterschiede heute geht, nicht so weit zurückgehen und also eher von „Badenern“ reden und von „Württembergern“. Zwischen beiden gibt es – unbestreitbar – historisch gewordene Unterschiede, die ziemlich ausschließlich, meine ich, im Konfessionellen liegen und im Sozialen. Die Badener zeichnen sich hier ohne Zweifel durch größere Liberalität aus. Die evangelische Kirche Badens war und ist traditionell liberaler als die württembergische, und der Katholizismus meiner Heimat Oberschwaben ist sicher weniger liberal als der badische (es sind aber nur Gradunterschiede). Das gilt dann auch für die Evangelischen und die Katholischen in Baden und in Württemberg. Von dieser größeren Liberalität, die sich an vielen Stellen zeigt und eher etwas wie eine Lebenshaltung ist, profitieren auch die Württemberger, die hier in Freiburg wohnen.

Nun bin ich zum Schluß, gegen meinen Willen, doch ein wenig professoral geworden und habe doziert. Ein Kollege aus Efringen-Kirchen, ein sehr überzeugter Badener, sagte mir einmal lachend: „Ihr Schwaben braucht eigentlich hier ein Visum“: Nun, ich habe keines und fühle mich hier gerade auch deshalb sehr wohl. Und dies nicht nur wegen der Nähe Straßburgs und Colmars und Basels, Städte, die alle von hier aus - räumlich und seelisch - näher sind als Stuttgart. Nein, es ist Freiburg selbst, das mir gefällt, sein Lebensgefühl in der Tat, zu welchem auch, das sollte man nicht vergessen, die

vielen „Norddeutschen“, nicht zuletzt die „norddeutschen“ Studenten, einiges beitragen: eine offene, eine freie Burg - Bergung, Schutz also, und Offenheit. Das Freiburger Lebensgefühl macht auch (und sehr rasch) sogar die Württemberger, die hier leben, anders.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Hans-Martin Gauger
Wildtalstraße 61
79108 Freiburg

Mitglied in der Badischen Heimat?

- | | |
|--|--|
| <input type="checkbox"/> Meine Tochter | <input type="checkbox"/> mein Sohn |
| <input type="checkbox"/> mein Freund | <input type="checkbox"/> unser Nachbar |

ist interessiert.

Die Adresse:

An

Badische Heimat

Hansjakobstraße 12
79117 Freiburg



Freiburg in den Freiburgern

VORBEMERKUNG:

Franz Schneller, 1899–1968, galt in Freiburg als das alemannische Sprachrohr, das lokales und regionales Geschehen in Wort und Ton ganz echt zu vermitteln verstand. In Heft 2/3 1959 der „Badischen Heimat“ erzählte er ausführlich, was ihn geprägt hat und was ihm in seiner Heimatstadt so wichtig war. Hier nur ein kleiner Auszug:

Im Anfang war das Wort und das Wort war bei meinem Großvater. Ich empfang es auf seinen Knien sitzend. Es war das Wort vom Volksmund. Noch weit näher der Sprache J. P. Hebels als dem heutigen Stadtdialekt. Der Großvater wohnte gegenüber dem Münsterturm, am richtigen Ort für einen Erzieher. Johann Biehler hieß er und war Metzger von Beruf.

Alle Tage, früh im Morgenstrahl, wenn die Mutter die Betten auslegte, kam er zu uns. Ich liebte und terrorisierte ihn, denn ich konnte nicht genug kriegen von seinen Geschichten und den Tieren, die er mit einer kleinen Schere aus Papier schnitt. Giraffen, Elefanten, Pferde und Kamele waren es und Herden von Rindern und Schafen. Rinder, weidend, ruhend, muhend. So große Herden wie die meinigen besaßen nicht einmal die biblischen Könige. Sie füllten alle Schachteln, die ich in den Läden bettelte.

Für ihn gab es nur die Altstadt bis zum Martinstor und bis zum Alten Friedhof. Vom Schloßberg den Teil mit den Reben, die seit Jahrhunderten der Familie gehörten und wohin sein Vater, der noch Schuhe mit silbernen Schnallen getragen hatte, alle Scherben trug. Er, der im Alter blind geworden, nachts, wenn

er nicht schlafen konnte, die Mitglieder des Familienquartetts weckte, um mit ihnen zu konzertieren.

Nach seinem Heimgang auf mich selbst gestellt, erweiterte sich mein Spielfeld bis zur Hebelstraße, wo meines Vaters Mutter wohnte, die aus Jechtingen am Kaiserstuhl stammte und die auch des Dichters Emil Gött Großmutter war. Sie zeigte mir, wenn Regen drohte, das blaue Bergland ihrer Heimat am Rhein, und ihre durch Venenentzündungen stigmatisierten Beine.

Also begann in der Hebelstraße mein Tag. Und so erweiterte sich mein Weltbild bis zum Kaiserstuhl, wo die väterlichen Reben standen, an blauen Bergen am Rhein im Schatten der Vogesen, eine geheimnisvolle Welt, die mich andächtig stimmte und die ich von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen trachtete.

Einer meiner Kumpane war der Italiener Eugenio Galazzini, dessen Vater neben einer Südfrüchtehandlung eine Osteria betrieb, die abends, im gepflasterten Hof, seinen Landsleuten alles bot, was ihre Heimat hervorbrachte. Dort wurde gesungen, Chianti getrunken und um Mitternacht mit Messern gestochen, bis die Polizei aus dem Baslerhof kam. Eugenio wurde mein Satellit, lernte von mir deutsch, wogegen er mir gelegentlich mit seiner Phantasie aushalf. So, als ich einmal mit einem Glas zum Kaufmann Klein geschickt worden war, um Senf zu holen. Im Laden nach meinem Wunsch gefragt und völlig irr, umschrieb Eugenio das Wort Senf äußerst realistisch und bildhaft mit etwas, was aussieht wie etwas, wovon man nicht spricht und was nur von Damen kommen kann. Die Bedienung begriff sofort und füllte das Glas

mit Senf. Danach wurde Eugenio für mich ein Wunder. Und mit ihm betrat ich die Brücke der Dreiländerecke, die mich aller alemannischen Schwerfälligkeit schlagartig enthob.

Einige Zeit nach der Ausgrabungsperiode, die uns das Lehenerbergle nach Ammoniten, Belemniten und Kopolithen durchwühlen ließ, zogen wir aus unserem gotischen Hause in der Schiffstraße nach *Mesopotamien* um, ins Zweibächlegebiet zwischen dem der Gauchstraße und dem andern der Franziskanerstraße. Unter uns wohnten Wohlebs, ruhige, behäbige Leute, die vom Eintreiben der katholischen Kirchensteuer lebten. Leo, der spätere südbadische Staatspräsident, kaum größer geworden durch den grünen Stürmer des Primaners des Bertoldsgymnasium, war das Vorbild eines fleißigen Klassenprimus, ohne deswegen Streber zu sein. Einige Wochen gab er mir, nach langer Krankheit, Nachhilfestunden, wofür ihm meine Mutter jeweils zwei Mark, ein anständiges Honorar, zahlte, wofür ich, als Gegenleistung, mehr von ihm erwartet hätte. Denn jedesmal empfing er mich auf seinem Hochsitz vor einem Stehpult, zu dem hinauf ich ihm mein Lateinheft reichte, in dem er die Fehler nicht etwa richtigstellte, sondern mit den Nummern der Grammatikparagrafen versah, gegen die ich mich verfehlt hatte.

Liefen wir als Buben parallel nebeneinander, kreuzten sich später unsere Lebenswege. Ich bewunderte stets seine großartige Rednergabe, die eine bei Politikern seltene Bildung speiste, ohne je aufdringlich zu werden. Die höhere Ordnung der Dinge, die er anvisierte, wurde dabei jedem klar und schaffte um ihn

den Raum von Hochachtung, der ihm zukam als Atemraum seiner menschlichen Größe ...

Diese Stadt, so sehr sie sich auch gewandelt hat, ist mit dem Wiedererstehen nach der Niederlage vom 27. November 1944 dennoch nicht verblaßt. Im Gegenteil. Mehr denn je erscheint sie uns liebenswert auf dem Goldgrund der Erinnerung, dem das eingeborene Menschliche die Wärme verleiht. Das Menschliche ihrer Originale, in dem so oft, in Humor gehüllt, eine so großartige wie natürliche Wahrheit zum Ausdruck kam. Oder hatte etwa Franzele, der Baron von Neveu, nicht recht, als er bei Ausbruch des Krieges 1914 klagte: *Jesses nai, so ein Unglück. Wenn doch der Kaiser nur gewußt hätt, daß wir, hier im Oberland, jetzt in de Herbscht komme, hätt er ganz gewiß mit dem Krieg nit anfange!* So geht es eben, wenn das im Unscheinbaren Verborgene von denen nicht erkannt wird, die sich einbilden, den andern der Natur der Dinge Nahen stets eine Nasenlänge voraus zu sein!

Dies alles und weit mehr, liest der Graphologe der Stadt und der Landschaft aus ihren Wesenszeichen. Wohl hat die Gegenwart, die selbst den Rhein zu verderben verstand, manches uns lieb Gewordene entstellt, sogar zerstört. Wir nehmen die Schläge als Hammerschläge des Schicksals hin, ohne uns selbst aufzugeben, denn wir wissen, daß ein Volk, das seine Tradition aufgibt, der Schande verfällt. Als echte Freiburger Alemannen bewahren wir unser Bestes, das sonnige Lächeln, das uns auf dem schwebenden Trapez der Geschichte anfliegt, wie die leichte Taube, die im Hin und Her immer wieder Boden zum Landen findet.

Warum ich in Freiburg lebe

Warum ich in Freiburg lebe? Drum! Weil ich halt von hier bin, also ein „Hiesiger“. Das wäre die beste Erklärung. Aber auch die simpelste. Davor und danach gibts noch viele Nuancen, Unwägbarkeiten, Unsagbares im Für-und-Wider-Problem. Doch mir zum Beispiel gefällt der Mann, der spricht: „Lieber weniger Verdienst (und verdienen) in Freiburg als viel woanders!“ Dieser Mann ist mein Mann, ich selber bin dieser Mann. Ich möchte ohne den Anblick der Münsters und der Lineaturen zwischen Schwarzwald, Breisgaubucht, Kaiserstuhl, oberrheinischer Ebene, Vogesen und allem, was damit zusammenhängt, für den Rest meines Lebens nicht mehr sein. Sentimental? Keineswegs. Nur: Heimat. Provinziell? Nein, freilich bewußt Provinz...

...Ja, soll ich denn noch von der Historie schreiben, dem vorderösterreichischen Goût, der immer noch zu spüren ist? Oder überhaupt von der sogenannten „Geistlandschaft“ am Oberrhein, die unsereinen bildete und bildet und die mich das Kritzeln lehrte? So bedeutungsvolle Dinge scheuen wir uns in die Feder beziehungsweise in die Schreibmaschine zu nehmen. Wir haben ganz andere Hinweise parat: Für Basel, Colmar, Straßburg ist Freiburg nur ein Vorort, genauso wie die drei genannten für Freiburg nur Vororte sind. Man lege das aus, wie man will; auf jeden Fall, es drückt besser aus, was es mit der Dreiländerecke auf sich hat innerhalb Europas. Burgund ist nah. Alles ist nah von Freiburg aus. Freiburg ist die Mitte der Welt. Hier hat mein Vater, hat mein Großvater gebaut, hier liegen sie begraben. Hier haben meine Söhne Distanz vom Kleinen gewonnen, denn die muß man haben, sonst hält man es hier nicht durch. Hier ist die Mitte meiner Welt; hier bastle ich in meinem Garten; hier pfetze ich gern, allein oder gesellig, meine Viertele. Das Wort flügelt sowieso über alles hin - von hier aus. Warum ich in Freiburg lebe: Drum!

Suchbild

Über meinen Vater

„Über ihn zu schreiben, erschien mir nicht nötig. Der Fall, ein Privatfall, war abgeschlossen. Ich hätte vermutlich nicht länger an ihn gedacht. Neun Jahre nach seinem Tod kommt er wieder zurück und zeigt sein Profil. Seit ich seine Kriegstagebücher las, kann ich den Fall nicht länger auf sich beruhen lassen; er ist nicht länger privat. Ich entdeckte die Notizen eines Mannes, den ich nicht kannte. Diesen Menschen zu kennen, war nicht möglich, ihn für möglich zu halten - unzumutbar.“

HEIMAT – DAS WAR DIE FETTEINREIBUNG GEGEN DEN WELTFROST

Behagliche Feste Burg gegen Abbruch, Wahnsinn, Nihilismus und Zweifel. Gegen Wüste, Zittern, Verlust und Tod; Gefährdungen aller Art und Ohrensausen. Heimat, seine Tintenfischwolke, einzig mögliche Sicherung des Geschwächten. Das war der Dunstkreis, in dem jeder Zweifel erstickte. Das war die Selbstbeschränkung des Menschen auf seine bescheidenste Einheit und die lebenslange Wahrnehmung dessen, was von Geburt her vorgegeben war. Heimat, das einzige worauf er sich einließ. Was nicht zu Heimat gemacht werden konnte, wurde abgedrängt oder ausgeschieden. Das war die mentale Abwehr gegen Gedankensysteme, Denkmethode und Ideologien, vor allen Dingen gegen jede, die sich von KONSERVATIV nach LINKS bewegte. Heimat, persönliche Dampfküche, in der die Empfindungen gewärmt, die Gefühle verkocht wurden. Heimat. Heimat.

Das Chamäleon saß lebenslang auf demselben Fleck, weil es nur eine Farbe besaß.

Karl von Rotteck und seine Zeit

Können die Freiburger denn eigentlich zu Recht, so ist einleitend zu fragen, so stolz sein auf „ihren“ Karl von Rotteck, wie sie es offenbar sind? Eine Ringstraße haben sie nach ihm benannt. Ein Gymnasium trägt seinen Namen. Anlässlich des Gedenkens an die Verkündigung des Bonner Grundgesetzes beschwor die Freiburger wie auch die Bonner Prominenz Karl von Rotteck als einen der Vorväter des freiheitlichen Rechts- und Verfassungsstaates. In zahllosen Vorträgen und Diskussionen, in Ausstellungen und Schauspielen, die im Jubiläumsjahr 1998/99 an die Revolution vor 150 Jahren erinnerten, konnte man dem Mitbegründer unserer Freiheitsgeschichte unentwegt begegnen. Was aber hat Karl von Rotteck denn mit der Stadt Freiburg und der Freiheitsgeschichte zu tun, bzw. worin liegt seine Bedeutung?

1.

Als Karl von Rotteck 1798 auf den ordentlichen Lehrstuhl für Weltgeschichte an der Freiburger Universität berufen wurde, war er gerade mal 23 Jahre alt: Ein Wunderkind? Ein Senkrechtstarter? Eine besondere Qualifikation für das Fach „Universalgeschichte“ besaß er nicht. Er war nicht habilitiert. Aber besaß Beziehungen, vor allem die Protektion der hiesigen Honoratioren – und einen hochverdienten Vater. Der war Ordinarius für Medizin und vorderösterreichischer Protomedicus gewesen, war 1789 (im Ruhestand) „für seine Verdienste um die leidenden Menschen“ in den Erbadel aufgenommen worden, starb aber 1791: Er hatte sich den Tod geholt bei der Pflege von Kranken, die das „Faulfieber“ angesteckt hatte.

Es mag verwundern, daß im gleichen Jahr, in dem die Franzosen den Adelsstand als ewigen Widerspruch zur Idee der Menschenrechte eliminierten, der 14jährige Karl Wenceslaus Rodeckher sich erstmals „von Rotteck“ nennen konnte. Er, der als „Erlauchther Vertheidiger der Menschenrechte“ in die Geschichte einging, hat den Adelstitel nie abgelehnt oder auch nur in Frage gestellt. Karl von Rotteck hat auch aus seiner Verachtung der jakobinischen Pöbelherrschaft nie ein Hehl gemacht. Alt-Liberale dachten eben nicht schon radikal-liberal. Man braucht nur an von Rottecks Spott über die „ultrademokratische“ Forderung nach politischer Gleichheit der Frauen denken: „Weiber haben nicht die Staaten gegründet; sie sind es auch nicht, welche ihnen vorstehen, sie zu verwalten oder zu beschützen vermögen.“ Unter



Karl v. Rotteck (um 1835)

allen Mißgeburten hielt er die Amazonen für die häßlichste!

Nun waren aber Nobilitierungen im Vorderösterreich eines Joseph II. keine Sünde wider die Aufklärung. Der Mediziner Mederer wurde für die Entdeckung eines Tollwuterregers geadelt und erhielt den Namen von Wuthwehr. Das adlige „von“ war nichts anderes als eine Auszeichnung für bürgerliche Leistung. Wußte sich die hiesige Elite doch dem vorrevolutionären Frankreich gegenüber weit voran, in bezug Freiheit und fortschrittliches Denken. Nirgends soll damals die Wahrheitssonne so hell geleuchtet haben wie im Breisgau. So begrüßte man 1789 die Französische Revolution aufs lebhafteste, wie wir von Rottecks Freund Heinrich von Wessenberg wissen.

Als Karl Rodeckher ist er also geboren, am 18. Juli 1775. Der Vater war (wie auch der Onkel) Mediziner an der Universität, die Mutter eine geborene D'Ogeron aus Lothringen (kein ganz echter Adel, aber streng monarchisch, zumal seit der engste Freund der Großmutter auf dem Schaffott starb). Die Mutter weigerte sich, Deutsch zu lernen; in Rottecks Elternhaus wurde daher mehr Französisch als Deutsch gesprochen. Englisch und Italienisch eignete sich Rotteck im Selbststudium an. Ein Bruder namens Joseph und eine Schwester Giselle ergänzten die Familie. Zunächst erhielt Karl Unterricht beim Hauslehrer, dann kam er auf das Freiburger Gymnasium (das seit 1773 kein Jesuitenkolleg mehr war). Mit 15 konnte er zur Universität (nichts Besonderes, auch der Freiburger Stadthistoriker Heinrich Schreiber war mit 15 immatrikuliert). Man begann mit dem Studium der Philosophie. Aber die Philosophische Fakultät war damals nichts anderes als ein Relikt der einstigen Artistenfakultät, in der man ein zweijähriges Vorstudium absolvierte, bevor man das Fachstudium beginnen konnte. In eben dieser Fakultät bekam dann Karl von Rotteck nach seinem glänzenden Juraexamen und einer etwas zweifelhaften Promotion sowie einer einjährigen Tätigkeit in der Stadtverwaltung von Freiburg den Lehrstuhl für Weltgeschichte.

Das war zwar ein Lehrstuhl, aber seine Studenten wollten keine Historiker werden, sondern nur eine gewisse Allgemeinbildung bekommen. Die konnte ihnen der junge Profes-

sor durch angelesene Kenntnisse durchaus vermitteln. Das Fach Geschichte war übrigens erst 1716 in der 1457 gegründeten Albertina eingerichtet worden, eigens gestiftet von den Breisgauer Ständen (an den katholischen Universitäten gab es in der Regel das Fach nicht); und im Zuge der Universitätsreform hatte Joseph II. 1784 ein neues Ordinariat „Reichsgeschichte“ geschaffen, das aber der Juristischen Fakultät zugeordnet wurde. Der Philosophischen Fakultät verblieb das Fach Weltgeschichte, hinzu kam ein Extraordinariat „Historische Hilfswissenschaften“. Als Rotteck seine Professur antrat, hatte die Freiburger Universität etwa 300 Studenten und gut 20 Professoren; dreißig Jahre später waren es drei Dutzend Professoren und etwa 500 Studenten. Zur Zeit von Rottecks Tod war die Studentenzahl dann wieder auf die Hälfte geschrumpft.

Hochschulgeschichtlich, geistesgeschichtlich und landesgeschichtlich fiel Rottecks Leben in eine Zeit der tiefgreifenden Veränderungen zwischen Krisen, Normalisierung und erneuten Krisen: Revolution und Restauration, Reform und Reaktion wechselten sich ab oder hielten sich gegenseitig in Schach.

Geboren war Karl von Rotteck im alt gewordenen Vorderösterreich, wo (nach dem Urteil von Eberhard Gothein) eine „behagliche Anarchie“ sich breit gemacht hatte, wo unter Joseph II. indes auch eine geradezu hektische „Reformitis“ einsetzte; dann kam 1789 die Revolution in Frankreich, die nichts mehr ließ, wie es zuvor gewesen, auch hier nicht. Revolutionstruppen drängten über den Rhein, 1796 stemmte sich dann ein Freiwilligenaufgebot aus dem Breisgau der Flutwelle entgegen. Der General der Einheit hat den tapferen Soldaten eine Gedenktafel am Martinstor anbringen lassen: Ein Ehrenmal, das ein General seinen Untergebenen stiftete. So demokratisch war man hierzulande bereits! Der 21jährige Rotteck war nicht dabei gewesen. Seine Familie war in die Schweiz geflohen, kehrte aber bald zurück, denn 1797 wurde der Breisgau dem habsburgischen Vorderösterreich durch den Frieden von Preßburg entrissen und dem Herzogtum Modena zugeschlagen, wo bald der habsburgische Erzherzog Ferdinand regierte. Bei ihm hat dann Karl von Rottecks Bruder Joseph eine Anstellung gefunden. 1799 erlebte Freiburg

dann erneut eine Invasion napoleonischer Truppen (inzwischen war Karl von Rotteck Professor). Die Stadt und ihre Bewohner (kaum 9000 Menschen) nahmen den Wechsel der Verhältnisse offenbar noch gelassen hin. Die französischen Wachsoldaten vertrieben sich die Zeit u. a. damit, ihre Namen in die Mauersteine des Freiburger Münsters einzuritzen, dazu Kanöchen und eine Jakobinermütze. Freiheitszeichen am Symbol katholischer Frömmigkeit!

Dann bahnte sich seit dem Frieden von Lunéville die radikalste Umgestaltung Deutschlands gerade auch in seinem Südwesten an. Durch Mediatisierung ging die Zeit der Duodezländer zu Ende. Vorderösterreich verschwand ebenso von der Landkarte wie Fürstenberg. Durch die Säkularisierung wurden die geistlichen Herrschaften mit dem immensen Kirchenbesitz verstaatlicht (St. Peter z. B. oder St. Blasien wie auch der Johanniterstaat Heitersheim): Das alles wurde hier sozusagen „badenisiert“.

Im Dezember 1805 kam Freiburg an Baden, am 30. Juni 1806 fand im Freiburger Münster mit der Huldigungsfeier der Herrschafts- und Loyalitätswechsel seine Vollendung. „O meine lieben Breisgauer“ soll der neue Landesfürst Karl Friedrich unter Freudentränen ausgerufen haben, als er von den Festansprachen und Gedichten hörte.

Fortan fielen die Entscheidungen über das politische, nicht zuletzt auch das hochschulpolitische Schicksal von Freiburg sowie das persönliche Schicksal von Rotteck selbst in Karlsruhe. Ein letzter Versuch der Freiburger, während des schrecklichen Kriegswinters 1813/14 die Rück-Wende, d. h. die Restitution vorderösterreichischer Verhältnisse zu erreichen, scheiterte schon im Ansatz. Die Stadt und Rotteck persönlich hatten das letztlich nicht zu bedauern. Baden entwickelte sich im Vormärz zu einem aufgeklärt modernen Gemeinwesen mit der freiheitlichsten Verfassung im damaligen Deutschland, mit einem Parlament, das als Weltbühne des Liberalismus berühmt war in ganz Deutschland und darüber hinaus, das erstmals die völlige Pressefreiheit zum Gesetz machte und das sich unter der reaktionären Gegenwehr der Obrigkeit zwar duckte, doch niemals kapitulierte. An all dem war unser Karl von Rotteck ganz maßgeblich beteiligt, oft als Zentrum der Bewegung (was man wohl auch

Fortschritt nennen darf). Rottecks Gesinnungsfreunde, die Liberalen in Baden, nannten sich bekanntlich Partei der Bewegung.

Zur Zeit, als Freiburg badisch wurde, hatte sich der bis heute wohl bedeutendste Sohn der Stadt, Karl von Rotteck, schon eine Position in der Universität und im öffentlichen Leben erworben. Sein akademischer Erfolg lag in den ersten 10 Jahren seines Wirkens in der Lehre. Heinrich Schreiber, der 1808 sein Studium begann, erinnerte sich in seiner Autobiographie lebhaft an Rottecks herausragende Qualitäten in der damaligen Alma mater. Neben vielen Lehrern, „die weder zu docieren noch anzuregen wußten, war doch ein lichter Punkt vorhanden in dem Manne, der lange eine Brühmtheit der Albertina war und eine tiefgreifende Wirkung auf unser öffentliches Leben nicht nur in Baden, sondern in Deutschland hatte, Karl von Rotteck, damals Professor der Geschichte.“ Sein Ruf als Historiker war zwar problematisch, „aber es bleibt doch unbestritten, daß er aus seinem Gesichtspunkte bürgerlichen Rechts und bürgerlicher Freiheit das ihm vorliegende Material vortrefflich zu behandeln wußte und hierin mit dem Standpunkte und dem Bedürfnisse von Tausenden zusammentraf, zu welchen andere an Gründlichkeit und Abrundung des Stil ihm weit überlegene Historiker nicht drangen. Auch seine mündlichen Vorträge fesselten trotz seines ungünstigen Organs die Zuhörer, die sich hier aus dem ewigen Winterschlaf der übrigen Vorlesungen, aus der Leere und Langweiligkeit zu gespannter Aufmerksamkeit und zu eigenem Nachdenken geführt, ja zu Begeisterung fortgerissen fühlten . . .“.

Die Seitenhiebe auf die miese Qualität der damaligen Freiburger Universität seien hier nicht genauer hinterfragt. Bei der neuen Karlsruher Regierung dachte man jedenfalls nicht viel anders als Schreiber über sie. Aber der leuchtende Star der Hochschule – der Professor für Weltgeschichte – machte Studenten und Öffentlichkeit und offenbar auch der Obrigkeit durchaus Eindruck. Beim Tod des neuen Landesherrn, des Großherzogs Karl Friedrich, verfaßte Rotteck 1811 eine Trauerrede voll emphatischer Bewunderung für den aufgeklärten Fürsten. Herder druckte neben den bestellten 1000 Exemplaren noch eine große Zahl auf eigene Rechnung. Die bereits 1807 auf Drängen des

Repräsentanten des neuen badischen Staates in Freiburg gegründete Museumsgesellschaft nahm Rotteck gleich in den engeren Kreis auf und wählte ihn bald zum Präsidenten. Zuvor war der katholisch getaufte Rotteck wie viele spätaufgeklärten Katholiken Vorderösterreichs in der hiesigen Freimaurerloge „Zur schönen Aussicht“ aktiv gewesen; doch die Bürgergesellschaft des „Museums“ löste die Freimaurerloge als literarisch-politisches Kommunikationszentrum ab.

Rotteck besaß wie viele Honoratioren im damaligen Freiburg ein breites Bildungsfundament und einen weites Bildungsinteresse. Beides war grundgelegt durch Elternhaus und Schule, aber auch durch das gesellschaftliche Leben in der damaligen Stadt, das sich insbesondere um Johann Georg Jacobi entfaltete, den Literaturwissenschaftler, den Joseph II. als ersten Protestanten nach Freiburg berufen hatte: Eine charmante, geistreiche Persönlichkeit, gebürtiger Düsseldorfer, Schwarm der Damenwelt, ein umtriebiger Kulturmanager mit weitreichenden Beziehungen, Gründer und Redakteur einer Zeitschrift „Iris“, für die er sogar Beiträge vom Dichturfürsten Goethe gewann (Goethes Schwager Schlosser in Emmendingen hatte Jacobis Berufung nach Freiburg vermittelt). Jacobi sprengte offenbar die konfessionelle Enge in der Stadt und ihrer Universität. Er wurde Rektor (der erste Protestant an der Spitze einer katholischen Universität), bildete in seinem Haus einen literarisch-geselligen Zirkel, förderte junge Talente, nicht zuletzt auch solche weiblichen Geschlechts. In seiner „Iris“ konnte man die ersten Schreibversuche publizieren; so erschienen hier auch erste Verse Karl von Rottecks. Jacobi heiratete ein Bauernmädchen aus St. Peter, Ursula Müller, und konvertierte ihr zuliebe dann auch zum Katholizismus. Der Stil, der bei den Jacobis gepflegt wurde, ist der einer heiteren, aufgeklärt eleganten Unverbindlichkeit: Als Anakreontiker hat man Jacobi eingeordnet. „Sag mir, wo die Veilchen sind, wo sind sie geblieben . . .?“ stammt von ihm. Das war das geistige Klima, in dem sich der junge Rotteck wohl fühlte. Aber Jacobi scheint ihm auch die damalige philosophische Moderne erschlossen zu haben: Kant, Rousseau und immer wieder Kant.

Kant hat mit seiner 1784 erschienenen Schrift „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ die Perspektiven entwickelt, denen Rotteck in seiner Weltgeschichte folgte: Den Gang der Menschheitsgeschichte aufzuzeigen (das zentrale Thema der Aufklärung: „Menschheit“ als universale Entwicklung des menschlichen Wesens begriffen im Sinne der fortschreitenden Hervorbringung einer Bürgergesellschaft, die sich in einer vollkommen gerechten (welt-) bürgerlichen Verfassung konstituiert.

2.

Was Studenten wie Heinrich Schreiber richtig erkannten, war Rottecks Wahrnehmung aller Geschichte unter dem Aspekt von Recht und Freiheit, aber auch seine Intention, die Hörer zu „gespannter Aufmerksamkeit und zu eigenem Nachdenken“ zu führen. Dies nicht nur aus hochschuldidaktischer Absicht, sondern aus der allen Aufklärern eigenen pädagogischen Leidenschaft, einer „Erziehung des Menschengeschlechts“. Schillers „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte“ lag diesem Ethos ebenso zugrunde wie das volkspädagogische Engagement eines Johann Peter Hebel, dem sich Rotteck verbunden wußte. Die Geschichte haben Hebel wie Rotteck als Lehrmeisterin begriffen, als Ratgeberin der Menschen, die aus der Geschichte politische (und nicht nur politische) Weisheit und Tugend zu lernen vermöchten.

Die Frucht dieser Art der Zuwendung zur Menschheitsgeschichte reifte in den 9 Bänden der „Allgemeinen Geschichte“, die Rotteck auf Anregung des (seit 1808 in Freiburg wirkenden) Verlegers Bartholomä Herder und des Freundes Jacobi verfaßte und zwar „für denkende Geschichtsfreunde“. Der erste Band konnte 1812 erscheinen, der neunte und letzte wurde 1826 ausgeliefert. Herder und Rotteck machten mit dem Werk ein Riesengeschäft. Die „Allgemeine Geschichte“ Rottecks – ein Lehrwerk der Geschichte, bürgerliches Lesebuch und Schulbuch zugleich – wurde zum Bestseller. 100 000 Exemplare sind zu Lebzeiten Rottecks verkauft worden. 14 Auflagen hat Herder von dem Werk drucken können; dann verkaufte der Verlag die Rechte für 10 000 Gulden an

Westermann in Braunschweig. Dieser hat weitere 200 000 Bände auf den Markt gebracht bei gut 90 000 Gulden Reingewinn; (ein Lehrer verdiente damals ca. 200 Gulden im Jahr; das bedeutet, daß Westermann aus dem Werk umgerechnet ca. 10 Millionen DM kassiert haben dürfte). Bei Herder erschienen übrigens auch die „Teutschen Blätter“ von Rotteck und die Monographie, mit der sich Rotteck erstmals direkt einem staatsrechtlich-verfassungspolitischen Thema zuwandte: „Über stehende Heere und Nationalmiliz“ (1816).

Nun hat Rotteck Geschichte und Jurisprudenz nie auseinanderhalten können. Geschichte wollte er nicht einfach deskriptiv darstellen, sondern unter dem Maßstab der Vernunft bzw. des Vernunftrechts strukturieren. Er habe Geschichte „immer in Rücksicht auf Recht und Politik getrieben“, wisse aber auch, „daß die Rechts- und Staatswissenschaft eine Schülerin der Geschichte sei“. Daß Rotteck auf den Lehrstuhl „für Vernunftrecht und Staatswissenschaft“ in der Juristischen Fakultät zustrebte, lag nicht nur daran, daß er als Historiker seinen Beruf verfehlt hatte, sondern gewiß auch an dem ungleich höheren Prestige, das ein Professor der Juristischen Fakultät im Vergleich zu einem der Philosophischen genoß.

Der Wechsel des inzwischen renommierten Professors ins Vernunft- und Staatsrecht kam der Universität sehr gelegen. Rotteck hatte 1817 in einer Schrift „Für die Erhaltung der Universität Freiburg“ (ebenfalls bei Herder) mit Leidenschaft und Überzeugungskraft gegen die drohende Aufhebung der (unrentablen) Freiburger Hochschule gekämpft und bei Großherzog Karl Erfolg gehabt. Im Februar 1818 bekam die Albertina eine offizielle Bestandsgarantie. Man feierte das mit Pontifikalamt, Musik- und Fackelzügen. Karl von Rotteck galt seitdem als „Abgott der Studierenden und Stolz der Bürger“ in Freiburg. Als nun im August 1818 der Großherzog dem Land, dem die Universität als Staatsanstalt gehörte, eine Verfassung gewährte, die durchaus Rottecks Leitvorstellungen entgegenkam, da konnte man wohl schon von einem Kairos sprechen, daß ein Mann wie der „Erlauchte Vertheidiger der Menschenrechte“ entscheidenden Einfluß auf die Ausbildung der künftigen Justiz- und Verwaltungselite dieses Landes bekam.

Zwar blieb nach wie vor Heidelberg als Pflanzstätte des höheren Beamtentums in Baden die wichtigere Universität. Aber Karls Nachfolger, Großherzog Ludwig, hat der Freiburger Universität 1820 eine neue finanzielle Basis verschafft und ihre Arbeit auf Dauer konsolidiert (seitdem heißt unsere Alma Mater „Albert-Ludwigs-Universität“). Die Studentenzahlen stiegen in den folgenden 15 Jahren fast auf das Doppelte. Die Juristenfakultät gewann den Ruf einer Hochburg des liberalen Vernunftrechts. Von Weisseneck begründete diesen Ruf, Rotteck füllte ihn auf, sorgte für die Berufung der Erzliberalen Amann (Kirchenrecht) und Duttlinger (Privatrecht), akzeptierte schließlich die Berufung des in Bonn politisch verfolgten Welcker (Rotteck wollte erst keinen protestantischen Kollegen!). Manche Studenten Rottecks und der Albert Ludwigs-Universität jener Jahre sind prominente Liberale geworden: Siebenpfeiffer (der als Student im Hause Rotteck wohnte), Bekk (der badische Regierungschef im liberalen Vormärz), Obermüller (Teilnehmer am Hambacher Fest, Schwager der Henriette Obermüller-Venedey), Huetlin (der Konstanzer Bürgermeister während der 48-Revolution), Torrent (Mitglied der republikanischen Regierung in Karlsruhe im Sommer 1849) – um nur ein paar zu nennen. Ein einziges (eher schwaches) Gegengewicht gegen die „Rotteck-Schule“ mochte der 1833 (gegen Rottecks Willen) in die Fakultät berufene Franz Joseph Buß bilden. Immerhin zog Buß das Wohlwollen der Katholiken auf sich; im übrigen erwies sich Buß mit seiner „Fabrikrede“ im badischen Landtag 1837 auch als aufrechter Demokrat und Freund des Volkes.

Als Freund des Volkes profilierte sich Rotteck nicht nur in der Universität bzw. im gesellschaftlichen Leben der Stadt. Die Verfassung von 1818 bot den beiden Universitäten Sitz und Stimme in der 1. Kammer der Landstände. Die Freiburger Hochschule entsandte Rotteck als ihren Vertreter. So saß er nun von 1819 bis 1824 in Karlsruhe neben den Standesherrn, den Prinzen, den Repräsentanten der Kirchen (z. B. Johann Peter Hebel) und focht bereits wacker für den Ausbau der in der Verfassung verbürgten Grundrechte, für Pressefreiheit, Aufhebung der Feudallasten und konsequente Wahrnehmung des Budgetrechts durch die

Legislative. Als der Großherzog den Landtag 1824 auflöste und der Freiburger Magistrat Rotteck als „Demagogen und Anarchisten“ denunzierte, war Rottecks politische Karriere vorerst beendet.

3.

Die Unterbrechung der „politischen Biographie“ Rottecks gibt uns Gelegenheit, den Privatmann Rotteck und seinen Alltag etwas in den Blick zu nehmen. Bei den Jacobis lernte er 1803 die 16jährige Katharina Mors kennen, Tochter eines fürstenbergischen Hofrates (der Großvater war noch Schuhmacher gewesen).



Katharina v. Rotteck, geb. Mors (1787–1872)

Rotteck verliebte sich in Katharina, und am 18. Mai 1804 wurde geheiratet. Die beiden hatten 9 Kinder, darunter 5 Mädchen. Das erste kam 1805 zur Welt, dann folgte der Sohn Karl, der einmal dem Vater als Jurist und Politiker nacheifern sollte, das letzte (und 9.) wurde 1822 geboren. Inzwischen aber hatten Katharina und Karl von Rotteck auch die Schwägerin aufgenommen, denn Bruder Joseph war 1812 verstorben, und mit der Schwägerin übernahm

men die Rottecks deren vier Kinder, die sie sogar adoptierten. So umfaßte der Haushalt schließlich 16 Personen, die häufigen Gäste nicht gezählt. Platz hatte man in dem Haus an der Stadtmauer neben dem „Schwarzen Kloster“ der Ursulinen, dort, wo sich heute das Verkehrsamt der Stadt Freiburg befindet. An dieser Stelle hatte man das ehemalige Lehenertor beseitigt und dann nach 1744 mit der „Entfestigung“ der Stadt begonnen. Rotteck hat das zeitlebens als Symbol für die Überwindung des (wie er meinte: finsternen, engbrüstigen) Mittelalters betrachtet: Diese Öffnung der Stadt und ihrer Bürgerschaft, ihre Erweiterung zur bürgerlichen Gesellschaft bzw. zum Gemeinwesen von freien Staatsbürgern.

Staatsbürger im politischen Vollsinn waren aus Rottecks Sicht die Männer. Seine Frau Katharina war politisch nicht uninteressiert, las in der Museumsgesellschaft politische Journale, engagierte sich 1831 im Polenverein; aber ihr Mann hielt politische Aktivitäten von Frauen letztlich für „nährische Einfälle.“ Dessen ungeachtet, genoß Frau Rotteck hohes Ansehen. Ein Student, der Anfang der 1830er Jahre viel im Hause Rotteck verkehrte, der spätere Lörracher Arzt und nationalliberale Abgeordnete Eduard Kaiser, schildert sie in seinen Lebenserinnerungen „Aus alten Tagen“: „Die Frau des Hauses, eine kleine, dunkeläugige Dame von lebendigstem Wesen, die noch als Greisin die Spuren großer Jugendschönheit bewahrte, wurde unbestritten in der Stadt als die vollendetste Hauswirtin anerkannt, nur sagten die Leute dem schwächlichen Weibchen nach, sie müßte, wenn sie über den luftigen Münsterplatz eile, stets einige Steine in die Tasche stecken, damit sie der Zugwind nicht davon wehe. Aller Fleiß der Biene, alle Sorglichkeit der Ameise, alle Anhänglichkeit des Rotkehlchen an seine Kleinen war in dieser Frau vereinigt, die, so lange ich denken und mich erinnern konnte, nie eine Magd gewechselt hat. An ihrem Mann hing sie mit religiöser Begeisterung, sie und die Kinder umgaben ihn mit einem fast anbetenden Kultus.“ Frau Rotteck hat nach 36 Jahren Ehe ihren Mann um weitere 32 Jahre überlebt.

Von Eduard Kaiser ist über den „privaten“ Rotteck viel zu erfahren; davon seien hier nur ein paar Streiflichter wiedergegeben, z. B. die Portraitskizze: „Von unscheinbarem Äußern,

etwas eckig, mit steifen Bewegungen, gerader Haltung und bescheidenstem Anzuge, die braunlockigen Haare wenig gepflegt, die blauen Augen, die vieler Schonung bedurften, meist gesenkt, hätte man ihm weder den analytischen Denker, noch den unbeugsamen Volksvertreter oder gewandten Weltmann und Gesellschafter angemerkt. Sah man aber in das kindliche Auge, überblickte man die feinstmodelliertere Stirn, das vorgedrängte breite Kinn, die stark entwickelte Nase und den zartgezeichneten Mund, so hatte man ein ausnehmend charaktervolles Portrait von Abgeschlossenheit und fertigem Wesen.“ (Ein anderer Zeitgenosse nannte Rotteck eine antike Gestalt in moderner Erscheinung). Kaiser fährt über Rotteck fort: „Die Stimme war nicht melodisch oder durchgreifend (andere berichten, Rotteck habe leise und monoton gesprochen), sondern eher etwas gequetscht und unklar. Die Rede war einfach, sachgemäß, klar und behende. Im Gespräch mit Frauen war er voller Leben, fast mutwillig, galant ohne fad, freundlich ohne langweilig zu sein. Jüngeren Leuten gegenüber zeigte er mehr Teilnahme und Vertrauen als Entgegenkommen oder gar Vertraulichkeit, und das Vollgefühl seiner Überlegenheit und Bedeutung verließ ihn keinen Augenblick.“ Kaiser erzählt sodann, wie Rotteck über die Geistesgrößen seiner Zeit urteilte: „Alles, was ich bin und vermochte, habe ich, nebst meinem guten Glück, bloß Kant zu verdanken...“ Die „Kritik der reinen Vernunft“ schien ihm allerdings zu schwer, von Hegel wollte er nichts hören, ebenso wenig von Schelling (dessen Philosophie ihm zu praxisfern erschien); von Fichte liebte er nur die „Reden an die deutsche Nation.“ Am liebsten las Rotteck Zeitungen, auch beim Essen (und danach noch weitere 1 bis 2 Stunden).

Gesundheitlich hatte der junge Rotteck allerlei Probleme. Die wichen, als er 1803 am Schloßberg einen Weingarten erwarb, ein paar Jahre darauf dann auf dem Roßkopf ein Landgut, den Schönehof (oder Schönhof – nahe bei der heutigen „Rottecksruhe“), wo er, wie Kaiser berichtet, jeden freien Augenblick der Landwirtschaft widmete. „In der reinen Luft sind meine Ideen frischer und lebendiger“, urteilte Rotteck selbst. Er war übrigens Mitglied der Freiburger Küferzunft (Küfer gab es damals

noch weit mehr in der Stadt als Universitätsprofessoren). Auf dem Hofe hatte sich Rotteck, so Kaiser, „ein neues, ziemlich altväterliches Haus gebaut, in dem er so wie in den Reblauben seines Weingartens sich gerne dem Genusse der Einsamkeit, des Naturblickes und seinen literarischen Arbeiten hingab.“ Fast jeden Sommer pflegte Rotteck eine Badereise nach Rippoldsau zu machen, meist begleitet von einer Tochter oder einem Sohn, die dann zugleich Sekretärsgeschäfte bei ihm besorgten.

Kaiser öffnet uns auch einen Blick auf die religiösen Einstellungen im Hause Rotteck: Man schätzte die Oberin im benachbarten Ursulinenkloster aufs Höchste, schickte alle fünf Töchter in ihre Klosterschule. Das Freitagsgelobte brachte der Hausvater nicht zu halten, er rechtfertigte sich (wie einst Erasmus) stets mit dem Hinweis: „Ich besitze eine Dispens des Papstes.“ „Man hätte sich Art und Geist des Hauses nicht weniger katholisch wünschen mögen, als sie wirklich waren,“ meint Kaiser. Frau Rotteck ging regelmäßig mit den Kindern zur Lorettokapelle wallfahren. Rotteck selbst verehrte Wesenberg und hoffte auf eine Modernisierung des Christentums (in geradezu fanatischer Verachtung des Mittelalters) sowie eine interkonfessionelle Toleranz. Daß seine Werke auf den Index der vom Papst verbotenen Bücher gesetzt worden seien, ist eine bössartige Legende. Zur Amtskirche stand er freilich in gespannten Beziehungen. Doch vertrat er im „Kölner Kirchenstreit“ 1837 entschieden die Sache der Katholiken. Drei Jahre später erhielt er sein kirchliches Begräbnis; an ihm nahm der damalige Weihbischof von Vicari teil, der in der Folge als konservativer Erzbischof zum „Athanasius von Freiburg“ werden sollte.

Lebhaft erinnert sich Eduard Kaiser daran, wie Rotteck von seiner Begegnung mit der österreichischen Staatskanzler Metternich Mitte der 1830er Jahre erzählte. „Als Metternich zu Ende der Konversation bedauerte, einen Gegner wie ihn nicht auf seine Seite ziehen zu können, meinte Rotteck, der Gewinn, den Seine Durchlaucht an ihm zu machen hätte, wäre ein unendlich geringerer als derjenige, den die Welt davon trüge, wenn er, Rotteck, seine Durchlaucht zu sich ziehen könnte.“ Im badischen Landtag habe man Rotteck übrigens daraufhin besonderen Respekt erwiesen, da doch der

kaiserliche Staatskanzler sich mit ihm eingelassen habe.

4.

Damit sind wir nun von den Privatsachen wieder zur öffentlichen Bühne zurückgekehrt, auf der Rotteck in den Jahren 1830 bis 1832 seinen höchsten Ruhm erfochten hat. Das Jahr 1830 brachte mit der Julirevolution in Paris und dem Aufstand der polnischen Patrioten einen Aufbruch freiheitlicher Kräfte, auf den das liberale Baden voll Sympathie reagierte. In Karlsruhe trat der neue Großherzog Leopold – gerne als „Bürgerfreund“ gelobt – die Erbfolge an. Die Neuwahlen zum badischen Landtag brachten eine liberale Mehrheit; die Wahlbeteiligung war hoch, einen Zensus gab es praktisch nicht. Karl von Rotteck zog als Abgeordneter des Wahlkreises Kenzingen in die 2. Kammer ein, die eigentliche Volksvertretung. Er war nicht bloß einer von 63 Parlamentsmitgliedern: Er gab den Ton an. Der Landtag von 1831/32 galt fortan als „die hohe Schule des deutschen Parlamentarismus“. Rotteck kämpfte vor allem für die Abschaffung der Fronen und Zehnten, mit Erfolg. 1833 waren diese Relikte feudaler Gesellschaftsordnung in Baden beseitigt. Das Land war (wieder einmal) mit der Bauernbefreiung dem übrigen Deutschland voran, dank Rottecks Überzeugungskraft, daß historische Rechte dem Vernunft- oder Naturrecht zu weichen haben. Als freilich Welcker sich für die staatsbürgerliche Freiheit aller Bewohner des Landes aussprach und die Emanzipation der Juden, d. h. ihre rechtliche Gleichstellung befürwortete, da machte sich Rotteck zum Wortführer der Gegner. Der Antrag wurde abgelehnt. Das Volk sei gegen die Judenemanzipation, hatte Rotteck argumentiert. „Das Volk“, die breite Bevölkerungsmehrheit, feierte vor allem die Abschaffung der Fronen und Zehnten. Rotteck wurde im Triumphzug in seine Heimatstadt begleitet. In vielen Gemeinden wollte man ihm zu Ehren eigens „Rotteck-Eichen“ pflanzen. In einem Volksschauspiel, 1831 über Rotteck verfaßt, wird er als „Stütze des Rechts, Damm gegen Gewalt, Schrecken der Aristokraten“ gefeiert. Das Volk auf der Bühne ruft begeistert: „Unser Rotteck soll leben! Hoch und zehntausendmal hoch!“

Die spektakulärste Leistung des Reformlandtags von 1831/32 war das neue Pressegesetz, das die Zensur aufhob. Zusammen mit Welcker gab Rotteck in Freiburg die erste völlig zensurfreie Tageszeitung Deutschlands heraus, den „Freisinnigen“. Sie erschien, etwa im heutigen Zeitungsformat im Umfang von 4 bis 6 Seiten täglich (auch sonntags) von März bis Juli 1832. Hier ließ Rotteck auch seine berühmte Rede abdrucken, die er zu Pfingsten am 11. 6. 1832 in Badenweiler hielt bei einer Feier in Entsprechung zum Hambacher Fest. „Ich bin für Deutschlands Einheit“, rief er aus, aber „ich will die Einheit nicht anders als mit Freiheit, und will lieber Freiheit ohne Einheit als Einheit ohne Freiheit. Ich will keine Einheit unter den Flügeln des preußischen oder österreichischen Adlers (allgemeiner Beifall).“ In Karlsruhe brachte dann ein Vertreter aus Badenweiler die Botschaft in eine Versammlung der Landtagsmitglieder; er ließ die Freiburger Abgeordneten hochleben: „Rein und frei ist unser Boden! Ausgetilgt der letzte Funken der Leibeigenschaft durch Fronfreiheit, Zehntfreiheit, Preßfreiheit! Hoch leben Welcker, Rotteck, Duttlinger! Hoch alle mit ihnen gleichgesinnter Repräsentanten des badischen Volkes!“

Die liberale Hochstimmung erlitt bald einen herben Rückschlag: Der Deutsche Bund erzwang die Rücknahme des Pressegesetzes. Die badische Regierung schritt gegen Rotteck und seine Anhänger ein. Die Universität Freiburg wurde für mehrere Wochen geschlossen. Rotteck und Welcker wurden in den Vorruhestand zwangsversetzt. Der „Freisinnige“ wurde verboten. Rotteck erhielt ein Publikationsverbot für Periodika. Das traf vor allem die „Allgemeinen Politischen Annalen“, die Rotteck bei Cotta herausgegeben hatte.

Das Landtagsmandat konnte Rotteck behalten. So viel Liberalität bewahrte das Land auch nach der konservativen Wende. Es kannte übrigens (ganz im Unterschied zu anderen Ländern im damaligen Deutschland) in den ersten 40 Jahren seines Bestehens keine politischen Prozesse (einen einzigen ausgenommen). Politisch blieb Rotteck also weiterhin aktiv. Er setzte sich vor allem dafür ein, bei den Neuwahlen zum Landtag Leute seiner liberalen Richtung in einzelnen Wahlkreisen durchzubringen. Dabei scheute er keine Mittel der

Protektion und Intervention. In Freiburg kandidierte er 1833 für das Amt des Oberbürgermeisters und erhielt 927 von 1246 Stimmen. Die Regierung lehnte indes die Bestätigung des Gewählten ab und ordnete eine Neuwahl an, zu der Rotteck seinen Neffen (und Adoptivsohn) Joseph von Rotteck vorschlug. Dieser wurde gewählt und amtierte in der Folge mit einer Unterbrechung bis ins Revolutionsjahr 1848/49.

Die Entfernung aus der Universität nutzte Rotteck für verschiedene Projekte. Er führte das auf vier Bände angelegte „Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswissenschaften“ fort. Der Abschlußband erschien 1835. Obwohl Rotteck dieses Lehrbuch für sein bedeutendstes Werk hielt, blieben ihm Erfolg und Anerkennung versagt. Ganz anders bei dem Unternehmen, das Friedrich List anregte und das Rotteck zusammen mit Karl Theodor Welcker in Angriff nahm: Die Herausgabe eines Staats-Lexikons. 1834 begonnen, war es in 15 Bänden 1843 in der ersten Auflage abgeschlossen. Es erschien in einem Verlag in Leipzig und entwickelte sich zu einem einzigartigen Werk: 300 000 Exemplare wurden verbreitet. Es galt als die Bibel, der Büchmann, der Katechismus des deutschen Frühliberalismus weit über die Paulskirche hinaus.

Rotteck selbst hat die Fertigstellung des Werkes nicht mehr erlebt. 1840 war man bei Band „M“ angelangt. Im gleichen Jahr hob die Regierung die Pensionierung Rottecks auf. Doch eine Erkrankung („der Harnwerkzeuge“ heißt es in der ersten Biographie) hinderte ihn, die Lehrtätigkeit wieder aufzunehmen. Am 26. November 1840 ist er verstorben.

5.

Wie hat sich die Stadt und wie hat sich das Land verändert im Laufe der 65 Jahre, die Rotteck hier gelebt, der Stadt und dem Land gedient und sie bewegt hat? Hat er ihren „Fortschritt“ in eine bestimmte Richtung gelenkt? Was wissen wir überhaupt über die Kraft der Einzelpersonlichkeit, auf den Lauf der Geschichte einzuwirken? Ist die Zeit nicht über den Mann hinweggegangen?

Die Periode von 1775 bis 1840 war, wie wir sahen, voll von Umbrüchen, Krisen und Hoff-

nungen. Rotteck hat auf die Zukunft der Vernunft gesetzt und dafür viele Menschen mobilisiert. Sein Verdienst bleibt es, daß in Freiburg und Baden das Bewegungszentrum des frühen Liberalismus entstand. 1839 schrieb Theodor Mundt in einem Essay, die Freiburger Universität gelte „gewissermaßen als das Papstthum des modernen Liberalismus“; das Zepter der politischen Meinungsbildung führe dabei „ein greiser Veteran“ der liberalen Bewegung in Deutschland, Karl von Rotteck. Seine Heimatstadt war in seiner Zeit gewachsen, an Einwohnerzahl und Wirtschaftskraft. Die Anfänge der Industrialisierung waren freilich nicht Rottecks Thema. Den Beitritt Badens zum Zollverein lehnte er ab. Das Problem einer neuen „sozialen Frage“ bemerkte er kaum. Statt dessen versuchte er das Honoratioren-Bürgertum, dem er selbst entstammte, zu öffnen für den breiteren Mittelstand. Die „Museumsgesellschaft“, die in seinen erfolgreichsten Jahren die politisch-gesellschaftliche Heimat für ihn und



Das Rotteck-Denkmal auf seinem alten Standort (ehemaliger Rotteck-Platz zwischen Rathausgasse und Eisenbahnstraße)

Seinesgleichen gewesen war, verließ er und gründete 1835 zusammen mit Carl Mez, dem bedeutendsten Unternehmer der Stadt, eine eher „demokratisch“ ausgerichtete „Bürger-Museum“, die „Harmonie“. Hier entfalteten sich dann jene Kräfte, die zur Revolution von 1848/49 führten.

Zu Beginn dieser Revolution erhielt Rotteck die ihm gebührende Ehre durch die feierliche Aufstellung einer Bronzestatue auf dem Freiburger Rathausplatz im Jahr 1848. Der reaktionäre Stadtdirektor von Uria ließ die Büste dann nach dem Scheitern der revolutionären Demokratiebewegung bei Nacht und Nebel 1852 wieder entfernen. Erst im Zuge der „Neuen Ära“, die in den 1860er Jahren Baden zum liberalen „Musterländle“ werden ließ, erfuhr das Rotteckdenkmal seine Wiedergutmachung und wurde nun vor dem ehemaligen Wohnhaus

der Familie mit Zustimmung von Rat und Bürgerschaft aufgestellt und eingeweiht. Den (bislang) letzten Standort fand die Büste dann schließlich 1981 vor dem Neubau des Kollegengebäudes II der Universität, gegenüber dem (inzwischen abgerissenen) Gymnasium, das Rottecks Namen trägt, und an der Verkehrsachse, die als Rotteckring zur künftigen „Kulturmeile“ im Freiburg des nächsten Jahrtausends werden soll.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Wolfgang Hug
79117 Freiburg
Hagenmattenstraße 20



Freiburger Barock

(Auszug aus: Badische Reise, 1930)

Die Katholizität der Stadt ist unverkennbar; und dies nicht nur um des Münsters willen. Man fühlt sie aus dem sinnlichen Wohlbefinden der Stadt, aus ihrer gesättigten Diesseitigkeit, aus ihrer unbefangenen Positivität. Man merkt sie aus dem Essen, das besser bereitet ist, als es in Heidelberg bereitet war: völliger und feiner, instinktiver und bewußter. Man merkt das katholische Leben aus der Fülle des Ganzen, aus der Farbigkeit und Lebendigkeit, aus der Geltung des Natürlichen: denn auch das Natürliche gehört zum Katholischen, nicht nur das System der kirchlichen Enthaltungen! Auf eine verstimmende Weise zwar wird das Katholische an der kahlen kunsthistorischen Gelehrsamkeit des stilsüchtigen Neugebäudes fürs erzbischöfliche Ordinariat merklich; dafür auf beglückende Weise an dem einfach-köstlichen Barock des alten geistlichen Palais mit dem vergoldeten Rokokobalkon und dem Wappen. Wie angenehm wird das Katholische der Stadt überhaupt von der Erscheinung bestätigt, die in Freiburg vielleicht am wenigsten wahrgenommen wird: vom Barock! Ganze Situationen sind von ihm bestimmt: zum Beispiel die große Gemütlichkeit der Salzstraße. Das gute Freiburger Barock scheint sich sogar mit der Physiognomie Salzburgs zu verbinden; es kommt ein schöner Ton vom deutschen Südosten vor

in dies schöne westliche Freiburg; mit einem Male ist man angetrieben, den Gedanken „Habsburg“ zu denken (begann die Geschichte des Geschlechts und seiner Kultur nicht in der Nähe dieser Stadt?) und sich zu entsinnen, daß es dem Begriff „Vorderösterreich“ gegeben hat bis über'n Breisgau. Die Erinnerung befremdet nicht; in ihr ist eine der angenehmsten Anblicke der Stadt bestätigt. Ich wenigstens mache mir aus diesem maßvoll-barocken, grau gemalten, liebenswürdig provinzialen Freiburg des siebzehnten, achtzehnten Jahrhunderts mehr als aus der Renaissance, die sonst gerade in Freiburg ein betontes und überzeugendes Humanistendasein führt; und in der behaglichen Provinzialität des Freiburger Barocks ist mir auch wohler als in der zwar breiten Sphäre der freiburgischen Profangotik, mit der die Stadt ihr spätmittelalterliches Dasein bis auf diesen Tag sehr sichtbar erhält. Im Hinschauen auf dieses Barock kommt es mir einmal mehr so vor, als habe in der barocken Formel, vollends in solcher beschwichtigten, das nachantike Dasein seine menschlichste Gestalt gebildet. Dies sage ich, wiewohl ich fühle, wie sehr Renaissance und Gotik gerade zur Verfassung der schönen Stadt Freiburg gehören – ja daß Renaissance und Gotik gut zwei Drittel ihres Geistes auszumachen hatten . . .

Auch vor fünfzig Jahren: Das erste Denkmalschutzgesetz in Deutschland nach dem Kriege

Vor fünfzig Jahren trat das Landesgesetz zum Schutze der Kulturdenkmale (Badisches Denkmalschutzgesetz) vom 12. Juli 1949 in Kraft. Es war das erste Denkmalschutzgesetz in Deutschland nach dem Ende des zweiten Weltkrieges. Die Vorarbeiten dazu reichen bis in die unmittelbare Nachkriegszeit zurück, denn bereits im Jahre 1946 gab es den Entwurf einer Verordnung über den Schutz der Kulturdenkmale im Land Baden; 1947 wurde schon ein Gesetz beraten. Über das Gesetz schrieb dann H. Hingst in der Übersicht über Denkmalschutzbestimmungen in Deutschland von 1964: „Nach dem zweiten Weltkrieg war das 1945/46 neugeschaffene Bundesland Baden, heute Regierungsbezirk Südbaden im Bundesland Baden-Württemberg, das erste, das ein modernes Denkmalschutzgesetz geschaffen hat. Die Bedeutung dieser Tatsache liegt darin, daß eines der kleinsten und ärmsten damaligen Bundesländer den Mut besaß, einem kulturellen Teilbereich trotz schwerer wirtschaftlicher Not eine brauchbare gesetzliche Grundlage zu schaffen.“

Es ist also sicher angebracht, zum 50. Jahrestag dieses Gesetzes - das erst 1972 durch das Baden-Württembergische Denkmalschutzgesetz abgelöst wurde -, seiner Besonderheiten und seiner Auswirkungen zu gedenken.

Die Betrachtung eines Gesetzes kann einem Nichtjuristen - auch der Verfasser ist einer - sicher als trocken und wenig kurzweilig erscheinen. Wenn man aber Erlaß und Formulierung des badischen Denkmalschutzgesetzes in den

Zusammenhang der historischen Situation in Südbaden 1949 und der sachlichen und auch personellen Kontinuität stellt, ergeben sich interessante Aufschlüsse. Glücklicherweise ist der Text dieses Gesetzes, verglichen mit dem der neueren Denkmalgesetze aller Bundesländer, so ungewöhnlich und unbürokratisch, daß er eher zu Überlegungen außerhalb des Juristischen anregt.

Als Schöpfer des badischen Denkmalschutzgesetzes gilt unbestritten der Ministerialrat Dr. Karl Asal. Asal hatte 1923 über die neuen reichsrechtlichen Denkmalschutzbestimmungen promoviert, seit seinem Eintritt in das badische Kultusministerium 1919 war er bis zum Ende des zweiten Weltkrieges dort nahezu ununterbrochen für Museen und Theater, für bildende Kunst, aber auch für Naturschutz und Denkmalpflege zuständig, seit 1940 auch im eroberten Elsaß. Politisch unbelastet - er war nie Parteigenosse -, wurde er für das in der französischen Besatzungszone neu entstandene Land Baden von Leo Wohlleb in das Landeskulturamt berufen. Der Staatspräsident Wohlleb stand gleichzeitig dem Ministerium des Kultus und Unterrichts vor. Der frühere Lateinlehrer, ein umfassend gebildeter Humanist, war an Denkmalpflege und Heimatschutz sehr stark interessiert. Obwohl das Finanzministerium, das Justizministerium und das Innenministerium vor allem wegen etwaiger finanzieller Folgekosten Bedenken gegen das Gesetz äußerten, setzte er die Vorlage des Entwurfs und die Annahme im badischen Landtag durch.

Sein Experte Asal, wohl einer der besten Kenner der Materie in einer deutschen Verwal-

tung, war sich der Bedeutung dieses ersten umfassenden Denkmalsgesetzes in Deutschland sehr wohl bewußt. Zwar wiegelt er in seinen kurzen Lebenserinnerungen ab mit der Bemerkung, die eingeschränkte Tätigkeit im - für den ehemaligen Karlsruher Ministerialen offenbar sehr kleinen - Landeskulturamt habe ihm Zeit zu gesetzgeberischen Aufgaben gelassen, aber in einem Aufsatz in der Monatsschrift „Kulturarbeit“ von 1950 präsentiert er stolz die Besonderheiten seines Gesetzes und seine Beweg-

gründe dazu. Die unkonventionelle Ausführlichkeit begründet er damit, daß das Gesetz für einen verhältnismäßig kleinen und ungemein homogenen Verwaltungsbezirk bestimmt sei. Dadurch habe sich die Möglichkeit ergeben, eine Anzahl von Regelungen, die sonst in Ausführungsvorschriften verwiesen worden wären, im Gesetz selbst zu treffen.

Das beginnt mit der Definition des Gesetzeszweckes und des Kulturdenkmals, die so altmodisch klingen und doch so wichtig und rich-



„Haus zum Walfisch“

Aufnahme: Leif Geiges

tig sind, daß sie hier noch einmal zitiert werden sollen: „Dieses Gesetz dient der Erhaltung des Kulturerbes, das in den Kulturdenkmälern sichtbare Gestalt gewonnen hat, und der Bewahrung gleichzustellender Werte“

und

„Als Kulturdenkmale gelten Werke oder Gebilde von Menschenhand, die der Allgemeinheit erhalten zu werden verdienen, insofern sie Erkenntnisquellen für Wesen, Werden, Leben, Schaffen oder Schicksale einer menschlichen Gemeinschaft bilden oder indem sie Gefühl und Gemüt zu beeindrucken und vorbildhaft oder sonst erzieherisch zu wirken vermögen, sei es durch künstlerische Gestaltung, meisterliche Ausführung, Eigenart oder Alter, sei es durch die mit ihnen verknüpften Erinnerungen, durch die Vermittlung einer lebendigen Anschauung vom schöpferischen Walten und Wandel der Kultur oder als Wahrzeichen und Werte der Heimat.“

Die sich in solchen Formulierungen manifestierende enge Verbindung zwischen Denkmalpflege und Heimatpflege durchzieht das ganze Gesetz. Es orientiert sich nach Asals eigener Aussage am bestehenden deutschen Denkmalschutzrecht, dessen Regelungen vor allem in den Landesbauordnungen untergebracht waren, verwendet aber auch Anregungen aus dem französischen Recht.

Die alte badische Tradition der örtlich beauftragten Pfleger wurde durch die Kreispfleger der ur- und frühgeschichtlichen Denkmale und die Kreisstellen für Denkmalpflege und Heimatschutz weitergeführt, „als Hilfskräfte, die namentlich durch örtliche Aufsicht, Berichterstattung und Ratserteilung, aber auch durch einstweiliges Eingreifen in Eilfällen die Arbeit der Staatlichen Denkmalschutzbehörden zu unterstützen haben“. Solche Kreisstellen waren schon vor Erlass des Gesetzes, 1948, eingeführt worden. Sie wurden teilweise in Personalunion von den Leitern der staatlichen Hochbauämter geführt. Seit der Einrichtung einer zentralen Hochbauverwaltung unter Weinbrenner am Anfang des 19. Jahrhunderts gehörte auch die Betreuung des privaten Bauens und der Baudenkmäler zu deren Nebenaufgaben. Nach dem Ende der Monarchie war ab 1920 die praktische Denkmalpflege an weltlichen Bauten für nahezu zwei Jahrzehnte den Hoch-

bauämtern zugewiesen. Zu den Aufgaben der Kreisstellen gehörte es auch, „sich eine lückenlose Übersicht über den Bestand an Kulturdenkmälern in ihrem Amtsbereich zu verschaffen und die Denkmale nach Möglichkeit listenmäßig zu erfassen“. Auch das war eine alte Tradition, denn schon zur Aufgabe der ersten Konservatoren seit dem 19. Jahrhundert gehörte die Erfassung der im Land befindlichen Baudenkmale.

Merkwürdigerweise fand die grundlegende Aufgabe eines Denkmalamtes, die Inventarisierung der Kulturdenkmale zu betreiben, im Gesetz keinen Niederschlag, obwohl gerade die seit 1887 erschienenen Bände der „Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden“ weithin in Deutschland berühmt waren. Aufträge für die Fortsetzung der Inventarisierung wurden allerdings außerhalb des Amtes vergeben, so 1948 für Konstanz. Der Band über das Münster erschien 1955. Ein weiterer Konstanzer Band lag viel später druckfertig vor, wurde aber nie veröffentlicht. Aufträge an den Münsterbaumeister Booz für das Freiburger Münster und an J. Schlippe (nach seiner Pensionierung) für die Stadt Freiburg gediehen nicht weit. Die Finanzierung geschah aus Mitteln des Denkmalfonds.

Zur Finanzierung der Aufgaben der Denkmalpflege sah das Gesetz nämlich die Gründung eines Denkmalfonds als Stiftung vor. Da hinein sollten nicht nur die Haushaltsmittel des Ministeriums, sondern auch Beiträge von öffentlichen Rechtsträgern und von Vereinen und Privatpersonen fließen - in der sehr begründeten Annahme, daß etwa die Gemeinden als öffentliche Rechtsträger eine Aufgabe, für die sie Beiträge geliefert hätten, eher für ihre eigene ansehen würden als für die allein des Staates.

Ansätze zu einem Klassement der Kulturdenkmäler nach französischem Vorbild finden sich in der Einführung eines Denkmalsbuches für Kulturdenkmale von besonderer Bedeutung. Sie wurden aber entscheidend modifiziert durch Schutzbestimmungen für alle allein durch den Wortlaut des Gesetzes definierten Kulturdenkmale ohne Rücksicht auf deren Eintragung in Bücher oder Listen. Diesen Ansatz haben die meisten der späteren deutschen Denkmalsgesetze aufgegriffen.

Diese Regelung ließ die Anlage eines vollständigen Denkmalsbuches nicht als ganz dringende Voraussetzung für die Arbeit der Denkmalpflege erscheinen. Tatsächlich wurden nach einer ersten Eintragungswelle nur noch sporadisch weitere Kulturdenkmale von besonderer Bedeutung eingetragen. Die Kreisstellen betrieben die Anlegung der von ihnen geforderten Listen von Kulturdenkmalen auch nicht sehr zügig. Nur in Konstanz und Überlingen wurde die Aufgabe sehr ernsthaft in Angriff genommen. Aus diesem Grunde beauftragte das Denkmalamt ab 1960 studentische Hilfskräfte mit der Abfassung solcher nur nachrichtlicher Listen der Denkmalobjekte. Sie wurden gemeinsam mit einigen Landratsämtern als hektographierte Broschüren herausgegeben und sollten nicht nur der praktischen Denkmalpflege als Unterlage dienen. Vielmehr sollten damit auch die Denkmaleigentümer, besonders die Gemeinden, angeregt werden, sich selbst für die Erhaltung der Kulturdenkmale und für die Bewahrung der Eigenart ihrer Orts- und Städtebilder einzusetzen.

Der Schutz von Straßen-, Platz- oder Ortsbildern, die in ihrer Gesamterscheinung als Kulturwerte anzusehen sind, war eine außerordentlich wichtige Bestimmung aus dem Bereich des Heimatschutzes, die im Gesetz von 1949 zum ersten Mal in einem Denkmalgesetz in Deutschland aufgenommen wurde. Während der 22 Jahre der Geltung des Gesetzes wurden 19 Gesamtanlagen ins Denkmalsbuch eingetragen, von Meersburg 1954 bis Schiltach 1971. Dabei ist festzustellen, daß die Eintragung in aller Regel auf Antrag der jeweiligen Gemeinderäte erfolgte, nicht nur nach deren Anhörung, wie sie das Gesetz vorschrieb.

In diesem Zusammenhang zu erwähnen ist ein merkwürdiger Abschnitt des badischen Gesetzes, der nirgendwo Nachfolge fand und nur aus der besonderen Situation des Jahres 1949 zu erklären ist. Unter der Überschrift „Umgestaltung von Straßen-, Platz oder Ortsbildern“ erhielt nämlich das Denkmalamt das Recht, Pläne auszuarbeiten, um Ortsbilder, die „durch kulturlose Bautätigkeit oder sonstige Verunzierungen augenfällige Beeinträchtigungen erlitten haben“, nach einheitlichem künstlerischem Entwurf umzugestalten. In den Vollzugsbestimmungen wird als ein weiterer Grund

für diese Regelung neben Bestrebungen zur Hebung der Baukultur auch angeführt, daß die sorgfältigste Pflege eines Baudenkmals um ihre Wirkung gebracht würde, wenn Bausünden der Vergangenheit und grobe Verunzierungen daneben weiter bestehen würden. Auch die Wirkung auf den Fremdenverkehr als Wirtschaftsfaktor wird angesprochen. Es können wohl kaum Zweifel daran bestehen, daß diese Gesetzesbestimmungen unter dem Eindruck der Diskussion über den geplanten „Wiederaufbau“ von Freiburg entstanden und der Rest noch viel weitergehender Befugnisse der Denkmalpflege beim Gestalten – nicht nur beim Erhalten – waren. Nach einem Gesetzesentwurf sollte nämlich das Einvernehmen mit dem Landesamt für Denkmalpflege und Heimatschutz Bedingung sein bei allen Plänen für den Wiederaufbau und die Instandsetzung von Orten und Ortsteilen, innerhalb derer sich Baudenkmale befinden oder befunden haben (!) oder deren Erscheinung einen Kulturwert bildet oder gebildet hat (!). Freiburg war die einzige Stadt in Südbaden, die im Krieg großflächig zerstört worden war. Und hier hatte der damalige Baudirektor Josef Schlippe schon in den dreißiger Jahren in umfangreichen Plänen eine Bereinigung von „Verschandelungen“, vornehmlich solchen aus der Gründerzeit, vorgesehen. Bei seiner Wiederaufbauplanung griff er auf die bereits in der Vorkriegszeit formulierten städtebaulichen Ideen zurück, damals stark angegriffen, heute für das Stadtbild von Freiburg als Segen angesehen.

Im Vollzugserlaß zum Denkmalschutzgesetz wird eingeräumt, daß an solche gestaltenden Aufgaben der Denkmalpflege angesichts dringlicher Nöte zunächst wohl nicht zu denken sei. Außerhalb Freiburgs ist wohl auch kaum Gebrauch von den Umgestaltungsbestimmungen gemacht worden – mit einer Ausnahme: Am Hotel Zum Adler in Gengenbach wurde noch 1959/60 die „häßliche Neorenaissancefassade“ ohne konservatorische Notwendigkeit zur Verbesserung des historischen Stadtbildes in einen angemessen schlichten Zustand gebracht.

Die sehr einschneidende Gesetzesbestimmung, daß in Zweifelsfällen die Denkmalschutzbehörde mit bindender Wirkung für Gerichte und Verwaltungsbehörden bestimmt, ob ein Gegenstand als Kulturdenkmal anzuse-



Blick vom Münster zum „Kaufhaus“

Aufnahme: Leif Geiges

hen ist, räumt dem Urteil der Fachleute bei der Denkmalbestimmung einen sehr hohen Rang ein. Das wird auch in den Vollzugsbestimmungen betont, in denen es heißt: „Das Denkmalschutzgesetz gewährt den Denkmalschutzorganen auf seinem Anwendungsgebiet umfassende Vollmachten“. Es heißt aber weiter: „Der Gesetzgeber hat diesen damit einen besonderen Vertrauensbeweis ausgestellt, der entsprechende Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten begründet.“ Wenige Sätze später heißt es: „Dem Sinn und Zweck der Denkmalschutzbestimmungen widerspricht jede schematische und rigorose Anwendung. Die im Gesetz vor-

gesehenen rechtlichen Handhaben sollen der staatlichen Denkmalpflege im allgemeinen nur den rechtlichen Rückhalt für ihre Verhandlungen bieten. Zwang anzuwenden darf nur das äußerste Mittel sein, um Böswilligkeit und Unbelehrbarkeit als hindernde Kräfte auszuschalten. Die gesamte Tätigkeit der Denkmalpflege-Organe muß darauf abgestimmt sein, die Beteiligten von der Notwendigkeit der Denkmalpflege zu überzeugen und das, was geleistet werden muß, um den Denkmalbestand des Landes nach den Erfordernissen der allgemeinen Kulturpflege und des Dienstes an der Heimat zu erhalten, auf gutlichem Weg zu erreichen.“

Diese zwei Pole, die Entscheidungsbefugnis darüber, was als Denkmal anzusehen sei, und die Zurückhaltung gegenüber gesetzlichem Zwang, die Pflicht zu ausgedehnter Beratungs- und Überzeugungsarbeit haben die Denkmalpflege im kleinen „Land Baden“ nach Erlaß des Gesetzes entscheidend geprägt. In den alten Akten des Freiburger Amtes unter Reinhold und vor allem unter Schlippe und Hesselbacher habe ich sehr viele Hinweise auf ausgedehnte Beratungen von Denkmaleigentümern, vor allem auch sehr viele zeichnerische Vorschläge und Gegenvorschläge gefunden, aber nicht einmal das Wort „denkmalrechtliche Genehmigung“. Das ist wohl kein zufälliges Ergebnis, auch wenn es nicht auf einer vollständigen und systematischen Durchforschung der Akten basiert.

Das Denkmalschutzgesetz hatte seine Grundlage im Auftrag der Verfassung des Landes Baden vom 19.5.1947: „Die Denkmäler der Kunst und der Geschichte genießen den Schutz und die Pflege des Staates und der Gemeinden. Staat und Gemeinden wachen im Rahmen besonderer Gesetze über die künstlerische und landschaftliche Gestaltung beim Wiederaufbau der deutschen Städte, Dörfer und Siedlungen.“ Es entsprach der besonderen historischen und auch der topographischen Situation eines kleinen und ungemain homogenen Verwaltungsbereiches.

Mit der Gründung des Landes Baden-Württemberg änderten sich nach und nach diese Voraussetzungen.

Auch die Verfassung unseres Landes vom 19. 11. 1953 enthält in Artikel 86 die Verpflichtung



Historisches Kaufhaus mit Habsburger Statuen (Sixt von Staufen)

Aufnahme: Leif Geiges

tung zum Schutz der Denkmäler der Kunst, der Geschichte und der Natur sowie der Landschaft. Ein baden-württembergisches Denkmalschutzgesetz trat allerdings erst 1972 in Kraft und ersetzte nun im Regierungsbezirk Freiburg das badische. Gleichzeitig wurde das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg geschaffen, das die vier ehemaligen Staatlichen Ämter für Denkmalpflege in einer Behörde zusammenfaßte. Die Änderungen im neuen Gesetz gegenüber dem alten aufzuzählen würde längerer juristischer Erläuterungen bedürfen, für die der Verfasser natürlich keineswegs kompetent ist. An die Stelle der umfassenden Beschreibung der immanenten Denkmalwerte in Asals Gesetz trat die lapidare Formulierung: „Kulturdenkmale im Sinne dieses Gesetzes sind Sachen, Sachgesamtheiten und Teile von Sachen, an deren Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht.“

Der Denkmalbegriff wurde ein gerichtlich uneingeschränkt nachprüfbarer unbestimmter Rechtsbegriff; viele Richter haben sich inzwischen in der Feststellung geübt, ob ein von den Denkmalschutzbehörden postuliertes Denkmal tatsächlich als solches anzusehen sei. Nahezu unvorstellbar ist es, daß ein Richter etwa ein Objekt mit der Begründung als Kulturdenkmal ansehen würde, es sei vorbildhaft durch die Vermittlung einer lebendigen Anschauung vom schöpferischen Walten und Wandel der Kultur.

Einfacher als den Änderungen nachzugehen ist es festzustellen, was geblieben ist von jenem ersten Denkmalschutzgesetz nach dem Kriege, dessen Betrachtung auch in der Fachliteratur eine offenbar lohnende Aufgabe ist, und von der danach betriebenen Denkmalpflege.

Geblichen ist im Baden-Württembergischen Denkmalschutzgesetz die Tatsache, daß ein definiertes Denkmal Schutz genießt, ohne daß es dazu einer Eintragung in ein Denkmalbuch oder in eine Liste bedarf.

Geblichen ist, daß das Gesetz für alle Denkmale, gleich welchen Besitzers, gilt und Modifizierungen lediglich in den Schutz- und Zuständigkeitsregelungen auftreten.

Geblichen ist die Einbeziehung der Gesamtanlagen, insbesondere der Straßen-, Platz- und Ortsbilder, in den Denkmalschutz, deren Aus-

weisung nach einer Gesetzesänderung von 1983 nun Sache der Gemeinden ist.

Geblichen sind die in Südbaden zuerst realisierten nachrichtlichen Listen dessen, was nach dem gegenwärtigen Stand der Kenntnis als Kulturdenkmal anzusehen sei.

Geblichen ist schließlich das wichtige Publikationsorgan zur Unterrichtung über die Tätigkeit der staatlichen Denkmalpflege, dessen Entstehung ebenfalls auf Asal zurückgeht. Gegründet wurde es 1950 unter dem Titel „Naturschutz und Heimatpflege“, fortgeführt als „Nachrichtenblatt der öffentlichen Kultur und Heimatpflege im Regierungsbezirk Südbaden“. Erweitert wurde es auf alle vier Regierungsbezirke als „Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg“. Noch heute in hoher Auflage unter dem Titel „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ als kostenlos zu beziehende Zeitschrift bestehend, kann es also auch bald das fünfzigjährige Jubiläum feiern.

Auch der Landesverein „Badische Heimat“ ist in einem Jubiläumsjahr. Seine Verbindung zur Denkmalpflege ist alt und eng. Die gemeinsamen Anfänge von Heimatschutzbewegung und Denkmalschutz auch in Baden sind in einer umfangreichen Literatur aufgearbeitet. Auch wenn die „Badische Heimat“ keine hoheitlichen Aufgaben innerhalb der Denkmalpflege wahrnahm, wie zeitweilig der Oldenburger Landesverein oder der Landesverein „Sächsischer Heimatschutz“, so bestand doch seit 1925 der in Bezirke aufgeteilte Sachverständigenausschuß für Heimatschutz und Denkmalpflege, von dem L. Vögely im 64. Jahrgang dieser Zeitschrift auf S. 409 schrieb: „Die Fachausschüsse leisteten hervorragende Arbeit. Ohne Anhörung des Natur- und Denkmalschutzausschusses konnte in Baden kein Projekt, von der Errichtung von Skihütten im Schwarzwald bis hin zur Errichtung von Kraftwerken, durchgeführt werden.“ 1950 wurde der Fachausschuß für Heimatschutz und Denkmalpflege wieder zusammengestellt. 1951 war Josef Schlippe, der bei der Vorbereitung der Neugründung des Vereins 1949 eine große Rolle spielte, der Sachverständige für Heimatschutz und Denkmalpflege des Landesvereins „Badische Heimat“. Aber nach Schlippes Berufung zum Leiter des Landesamtes für Denkmalschutz und Heimat-

pflege ist der Fachausschuß wohl eingegangen. Die Publikationen der „Badischen Heimat“ standen für Themen der Denkmalpflege stets offen. Ab 1939 erschienen dort auch wenige Jahre lang die Jahresberichte des Landesdenkmalamtes. Zum 75. Jubiläum des Vereins berichteten Peter Anstett und der Verfasser über Denkmalpflege in Nordbaden und Südbaden. Den beiden Artikeln lassen sich mancherlei Ergänzungen zum hier vorliegenden Beitrag entnehmen.

mannenstr. 63 (Generallandesarchiv Karlsruhe, 65/11920)

Asal, Karl: Das Badische Denkmalschutzgesetz, in: Kulturarbeit. Monatsschrift für Kultur- und Heimatpflege, 1950, S. 131 ff.

Hingst, Hans: Denkmalschutz und Denkmalpflege in Deutschland. Badische Fundberichte, Sonderheft 7, Freiburg 1964.

Stopfel, Wolfgang: Gesamtanlagen als Schutzobjekt der Denkmalpflege, ein neues Problem? In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 12. Jahrgg. 1983, S. 78 ff.

Hans, Günther: Denkmalschutz in Baden im 19. und 20. Jahrhundert. Diss. (jur.), Freiburg 1985.

Vedral, Bernhard: Altstadtsanierung und Wiederaufbauplanung in Freiburg i.Br. 1925-1951. Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i.Br., Heft 8, 1985.

Einige Literatur zum Thema:

Ausschnitte aus meinem unter 5 Regierungen verbrachten Leben, niedergeschrieben im April 1975 von Ministerialrat a.D. Prof. Dr. jur. Karl Asal, Freiburg i.Br., Ale-

Anschrift des Autors:
 Prof. Dr. Wolfgang E. Stopfel
 Reichsgrafenstr. 15
 79102 Freiburg



Alltagemälde von Hans Baldung Grien/Münster (Ausschnitt)

Aufnahme: Leif Geiges

Darf eine Stadt heute noch anheimelnd sein?

VORBEMERKUNG:

Dr. Joseph Schlippe, 1885–1970, bewarb sich 1925 um die Vorstandsstelle des Freiburger Städtischen Hochbauamtes; er wurde auf Vorschlag des bisherigen Amtsinhabers Karl Gruber gewählt und trat am 25. Mai 1925 seinen Dienst an.

Schlippes ganz besondere Sorge galt der Freiburger Altstadt, wo er zahlreiche denkmalpflegerische Maßnahmen durchführte. Die Zerstörung Freiburgs am 27. November 1944 stellte ihn dann freilich vor völlig veränderte Aufgaben; ihm wurde die Leitung des Wiederaufbaus übertragen und er setzte seine Architekturauffassung, *ohne Altertümelei durchaus traditionsbewußt* zu bauen gegen viel Widerstand durch.

1949 war Schlippe in Freiburg auch der Motor zur Wiederbegründung der *Badischen Heimat*. Die weitere Ausführung seines Wiederaufbauplanes und die langwierigen Genehmigungsverfahren mußte er freilich 1951 bei seiner Pensionierung seinem Nachfolger Hans

Als vor fünfzig Jahren in Freiburg der Landesverein Badische Heimat gegründet wurde, gab unsere künstlerisch so reiche, heimatlich so ansprechende Stadt nicht nur den Rahmen, sondern gewissermaßen auch das Programm ab für seine Bestrebungen, die der Bewahrung des Erbgutes und der Eigenart unserer Heimat galten. Freiburg war *anheimelnd* im besten Sinne dieses Wortes, das einst der Geschichtsschreiber unserer Stadt, Heinrich Schreiber, aus dem ale-

Geiges überlassen. Der Pensionär übernahm neue Aufgaben, wurde Leiter des Badischen Landesamtes für Denkmalpflege und Heimatschutz; wieder konnte er die Zielsetzungen der Badischen Heimat mit staatlichen Möglichkeiten verbinden. Natürlich galt ein Hauptinteresse weiterhin der Bewahrung bzw. Wiederherstellung des Freiburger Stadtbildes, indem er u. a. seinen Nachfolger und Freund Geiges in der oft überhitzten Diskussion in vielen Vorträgen, Aufsätzen und Debatten unterstützte. Denn der Wiederaufbau der Innenstadt *sollte kein neutrales Gewebe von rein utilitaristischen Zielen oder formalistischen Experimenten sein. Er muß vielmehr, soll unsere Stadt ihre Eigenart und geistige wie leibliche Schönheit bewahren, einen werterfüllten Kosmos im kleinen darstellen und sich verwirklichen als ein Werk der Liebe und der Ehrfurcht!*

In Heft 2/3 1959 der Badischen Heimat schrieb Schlippe sehr ausführlich über Freiburg einst und heute; aus diesem Text folgt hier ein kleiner Auszug mit grundsätzlichen Aussagen zu seiner Architekturauffassung:

mannischen Sprachgebrauch in das Schriftdeutsch übernommen wissen wollte. Diesem Wort und Begriff räumte damals der Mitbegründer unseres Landesvereins Friedrich Pfaff, in der vom *Badischen Verein für Volkskunde*, dem Vorläufer der *Badischen Heimat*, herausgegebenen *Volkskunde im Breisgau* ein besonderes Kapitel ein. Kann, ja darf eine Stadt noch heute *anheimelnd sein*? Hat nicht der Bombenhagel vom 27. November 1944 ihre schöne Gestalt zer-

trümmert und mit ihr auch ihren heimatlichen Gefühlswert ausgelöscht? Wäre es nicht unpraktisch und unzeitgemäß, der Stadt auch nur den Schein eines anheimelnden Gebildes geben zu wollen? Mußte ihr Wiederaufbau nicht eher nur vernunftgemäßen Forderungen praktischer, nützlicher Art folgen und deren Spiegel sein? Solchen Nützlichkeitsaposteln hat Georg Dehio im Schlußwort seiner Geschichte der Deutschen Kunst entgegnet:

Es besteht nur eine einzige Bedingung, unter der Kunst unmöglich ist, die des Vorwaltens einer Gesinnung, die den Wert der Dinge allein nach ihrer Nützlichkeit abmißt.

Wer bei der Wiederaufbauplanung einer historischen Altstadt der kalten Vernunft und dem als nützlich Errechneten den Primat einräumen wollte, würde sich am Geist der Stadt, an ihrem geschichtlich gewordenen Bild ver-sündigen. Der wäre eine tönernerne Schelle, wer nur die vernunftgemäße Berechnung und die nur auf den Nutzen gerichtete Willenskraft geltenlassen wollte, statt ehrfürchtig auf die Stimme der großen geschichtlichen Vergangenheit und auf die zu innerst lebendigen Ströme des Gefühls zu lauschen, die den alten Kunststätten entspringen und sie unverkennbar von anderen, oft sogar von eng benachbarten Städten unterscheiden. Ein Planer, der sich zu gut dünkte für die verpflichtende Überlieferung und die herzliche Verbundenheit mit dem Stadtbild oder vielleicht sogar diese wesentlichen Züge gar nicht verspürte, sollte Goethes Wort beherzigen *Vernunft ist grausam, Herz ist besser*. Freilich darf der echte, reine Wert des Heimatlichen nicht verfälscht werden durch talentlose Mache oder rührselige Spekulation, denn schon ein Tropfen Marlitt versaut die ganze Sauce. Aber ebenso verstimmend wie die unbegabte oder geschäftstüchtige Heimattümelei ist das mißtönige, international verwaschene Volapük, das die Sprache der geltungsbedürftigen Neureichen ist. Diese Großmannssucht ist es, die gerade die wertvollsten, aus der Fremde in die Heimat zurückkehrenden Freunde Deutschlands abstößt, weil sie in ihr – gleich Rilke nach dem ersten Weltkrieg – die falsch entwickelte Prosperität spüren und schmerz-lich den verloren gegangenen Zug der Demut vermissen.

Gefährlicher als die Milchmädchenrechnungen der nur auf den Nutzen bedachten Vernunftmenschen sind die geistvoll verbrämten Argumente der Fanatiker, die vermeinen, sie hätten die Wahrheit gepachtet. In jeder nicht resolut radikalen Neugestaltung sehen sie eine Lüge. Mit der ebenso billigen wie kenntnislosen Behauptung, jede Zeit habe nur in ihrem Zeitstil gebaut, bekämpfen sie eine treu bewahrende Gesinnung, lehnen jede geistige Verwandtschaft mit dem doch den Meisten von uns und keineswegs den Schlechtesten ans Herz gewachsenen Erbgut ab und liefern lieber unsere Städte einem Allerweltsstil aus, der ihr Gesicht von Grund auf verfälschen würde. Sie haben vergessen oder auch nie gewußt, daß in der griechischen Mythologie die Mutter der neun Musen Mnemosyne, die Erinnerung heißt. Solchen von Grund auf amüsischen Hirnmenschen ohne Augen fehlt das Unterscheidungsvermögen zwischen romantisch verfälschenden Kulissen einerseits und ehrfurchtsvollen, gewissenhaften Wiederherstellungen andererseits. Sie wissen nicht, wie arm wir an Kunstwerken aus alter Zeit wären, wenn sie nicht seit je mit entsagungsvollster Liebe und Treue ergänzt und wieder hergestellt worden wären; und sie wissen auch nicht, daß wir viele bedeutende Kunstwerke nur in Kopien aus alter Zeit besitzen, Kunstwerke, von denen wir sonst gar nichts wüßten. Gewiß steht ein originales Kunstwerk unendlich viel höher und berührt uns stärker als jede Kopie. Aber es ist eine Verdrehung der Tatsachen und eine Bagatellisierung der durch die Kriegszerstörungen bewirkten Schäden und Verluste, wollte man die ehrliche Kopie gänzlich ablehnen und lieber den totalen Verlust eines schwer angeschlagenen Baudenkmals in Kauf nehmen. Es sollte uns doch zu denken geben, daß gerade die ehrlichsten Freunde Deutschlands im Ausland in dieser Ablehnung weitgehender Instandsetzungen die gefährliche Besserwisseri und den radikalen Zug erblicken, der uns Deutsche leicht zu extremen Taten hinreißt, die nicht wieder gut zu machen sind. Solchen vermeintlichen Wahrheitsaposteln mit ihrem oft denn doch beklemmenden Ungestüm (Thomas Mann) fehlt eben die Demut und der Sinn für das Maßhalten.

Die Altstadt von Freiburg und ihr Wiederaufbau

VORBEMERKUNG:

Der Autor dieses Textes, Hans Geiges (1904–1988), war 1951–1967 Nachfolger von Prof. Schlippe als Chef des Freiburger Stadtplanungsamts. Er wurde von Schlippe selbst unter 72 Bewerbern als Verfasser des Generalbebauungsplanes für diese Aufgabe vorgeschla-

... Am 27. November 1944 zerstörten Bombenhagel und ein Feuermeer unser Freiburg. Von der Altstadt, dem zähringischen Stadtkern mit den ehrwürdigen Baudenkmalen, wurde der größte Teil vernichtet, fast 2800 Tote wurden gezählt. Doch wie ein verpflichtendes Geschenk des Himmels ragte das Kleinod der Stadt, das Münster, nahezu unversehrt aus den Trümmern empor.

Seit jener Schreckensnacht ist im Wiederaufbau und Neuaufbau der Stadt auf allen Gebieten eine enorme Leistung vollbracht worden. Heute (1963) zählt die Stadt über 150 000 Einwohner. Die Wohngebiete sind hinausgewachsen in die Ebene, in die Täler und auf die Hänge. Nicht nur Wohnungen wurden gebaut mit den Schulen und Kirchen, auch die Arbeitsstätten in Handel, Gewerbe und Industrie, die Kliniken und Institute der Universität, die Banken, Versicherungen und Verwaltungen.

Doch im Vordergrund unserer Vorstellungen, wenn wir an Freiburg denken, wird immer die Altstadt mit dem Münster stehen, denn in ihr begreifen wir eigentlich die Gesamtheit der Stadt.

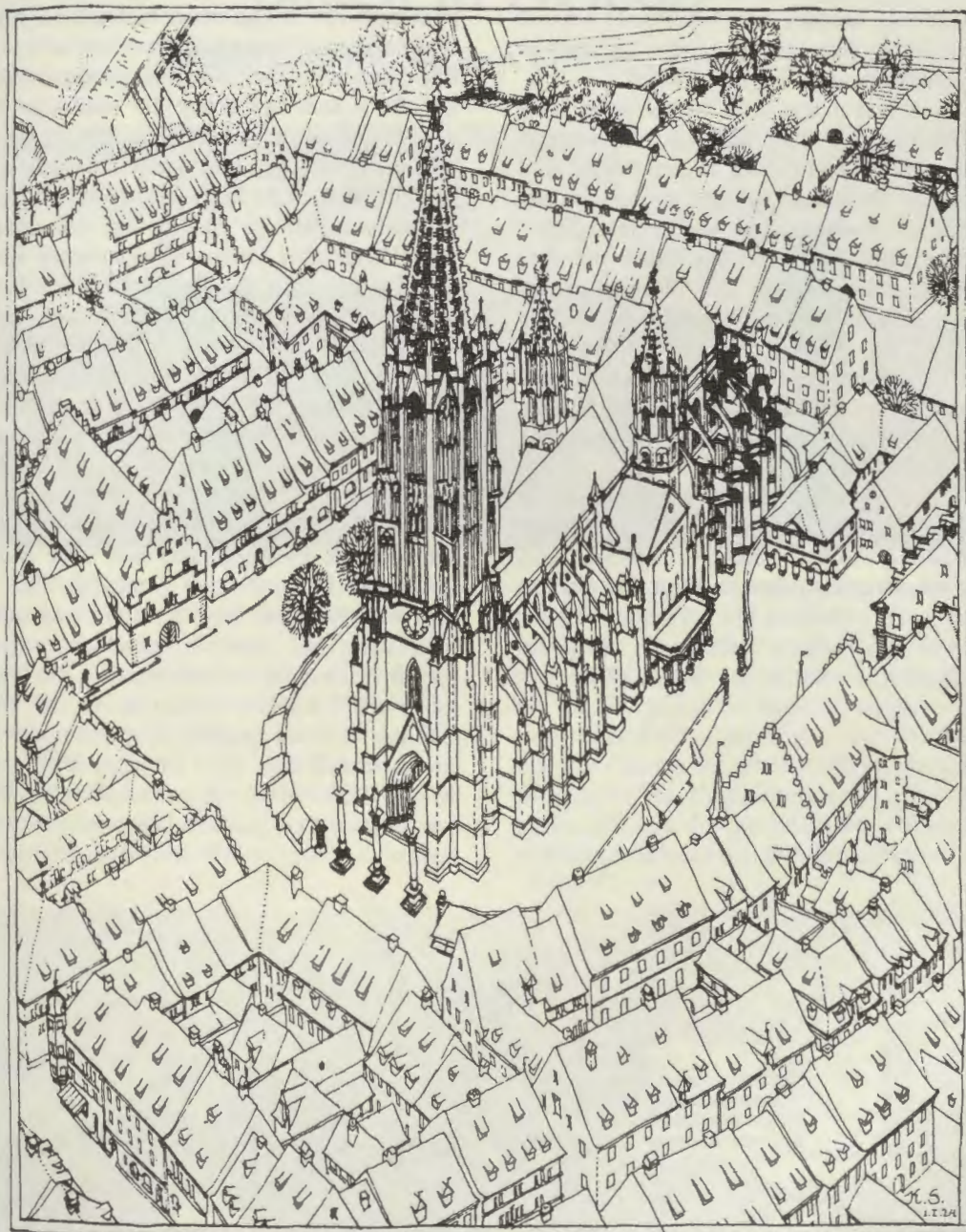
Wie viele haben schon vergessen, daß unsere Stadt noch vor wenigen Jahren in Schutt und

Asche lag, und was für ein starker Lebenswille und welche ungebrochene Schaffenskraft notwendig waren, um sie wieder aufzubauen und mit Leben zu füllen. Daß die Stadt aber so wurde, wie sie heute vor uns steht, verdanken wir dem treu bewahrenden Sinn, der das Gegenwärtige aus dem Vergangenen entwickelt auf dem Weg vom Gestern zum Morgen. Vieles ist unwiederbringlich verloren, aber vieles ist mit bewundernswerter Liebe und Opferwilligkeit wiederhergestellt worden. Neues kam dazu, und die Stadt lebt und wandelt sich; aber sie hat sich nicht geändert in ihrer Eigenart, und diese wollen wir pflegen. Freiburg ist eine liebenswerte Stadt geblieben.

Schon bald nach dem Zusammenbruch hatte die Stadtverwaltung mit den Vorarbeiten für den Wiederaufbau begonnen, und bereits im November 1948 stimmte der Gemeinderat dem Wiederaufbauplan des Oberbaudirektors Dr. Joseph Schlippe zu. Dieser Wiederaufbauplan schuf die städtebauliche Grundlage für ein neues, blühendes Stadtgebilde. Dafür, daß das Wesen der Stadt lebendig blieb, sorgten die Beibehaltung des Zähringerplanes und der Wiederaufbau der Baudenkmale, die das bauliche Gesicht der Stadt, ihrer Straßen, Plätze und

Winkel wieder bestimmten. Vieles mußte berücksichtigt werden, um den Aufbau im Rahmen des Möglichen durchführen zu können: der materielle Wert der vorhandenen Straßen

und unterirdischen Versorgungsleitungen, vor allem aber auch der Besitz der bombengeschädigten Eigentümer. So zeigen die wiedererstandenen Straßenzüge wie seit alters das Nebenein-



Zeichnung von Karl Gruber, dem Freiburger Stadtbaumeister, für den Ehrenbürgerbrief für Prof. Fritz Geiges, 1924

ander der Bürgerstadt, Bürgerhaus neben Bürgerhaus, das eine behäbig breit, das andere bescheiden schmal. Daß die in sozialer und hygienischer Hinsicht unerträgliche, erst in späterer Zeit entstandene allzu enge Überbauung und Verfilzung der Baublöcke ausgemerzt wurde, war ein weiteres Ziel der Planung. Eine ganz wesentliche Aufgabe für den Planer war es selbstverständlich, die Belange des Verkehrs im Stadtorganismus zu berücksichtigen.

So ist nun in der wiederaufgebauten Stadt das Gefüge der alten Zähringergründung in allen seinen wesentlichen Zügen gerettet und bildet die Grundlage für das neu erstandene Freiburg. Auch in den wiedererstandenen Straßenzügen lebt noch das Urbild mit dem grundlegenden Gerippe des Straßenkreuzes, seiner Haupt- und Nebenstraßen, seiner „Gäßle“, seiner „Bächle“, seiner Plätze. Um den Forderungen des Verkehrs Rechnung zu tragen, wurden an verschiedenen Stellen Straßenverbreiterungen vorgenommen; zur Ausweitung der Kaiser-Joseph-Straße wurden die Gehwege in die Häuser hereingenommen und unter Arkadengängen geführt. Zu ihrer Entlastung wurden zudem, wo immer es möglich war, Parallelstraßen angelegt. Ein wohlbe-

dachtes System von Ein- und Zweibahnstraßen und Fußgängerwegen soll helfen, den Verkehr flüssig zu halten und dem Fußgänger den eigenen Raum zu geben. Als ganz wesentliche Maßnahme, die der Stadt erhebliche Opfer abverlangte, ist der große Grünring geschaffen worden, der den Verkehr sammelt und ableitet und Parkraum für die Fahrzeuge bietet. Die Durchführung dieser Planungsarbeiten war nur möglich durch die Arbeit der Umlegungsbehörde. Für die äußere Gestaltung der Neubauten in der Altstadt wurden in der Bauordnung generelle Richtlinien gegeben, damit in der lebendigen Vielfalt doch die Einheit erhalten blieb. Die maßstäblich richtige Einordnung der einzelnen Häuser aber fordert künstlerisches Können, freilich auch die Bereitschaft des Bauherrn und seines Architekten, nicht auf jeden Fall auffallen zu wollen – es sei denn durch Qualität. Die bauliche Lösung ist also auch eine Taktfrage.

Aus noch so vielen kleinen Wohnungen und Arbeitsstätten vieler Menschen entsteht noch keine Stadt. Das Wesentliche ist ihre Seele. Viele, die nach Freiburg kommen, und gerne bleiben, meinen, Freiburg habe sich seine Seele bewahrt.

1950–2000 Ein halbes Jahrhundert Bauen in Freiburg

Wiederaufbauen, Wachsen, Erneuern, Erweitern

Türme prägen die Stadtsilhouette, auch heute wieder



„Die Erhaltung des alten und Gestaltung des neuen Freiburg“ hieß der Titel eines Aufsatzes, den Joseph Schlippe 1941 im Jahressband der „Oberrheinischen Heimat“ veröffentlicht hat. Diese reich bebilderte Abhandlung über das Bauen in Freiburg zwischen den beiden Weltkriegen ist auch eine Zusammenfassung aller Gedanken zur städtebaulichen und gestalterischen Entwicklung der Stadt, die von eher konservativen Ordnungsvorstellungen

geprägt war. Schon 3 Jahre später, im November 1944, war Freiburg zerstört und nur noch ein fünftel der Altstadt erhalten und es ging nun um die Gestaltung des neuen Freiburg. Es war ein Glück, daß Schlippe seinen unbeugsamen Willen durchsetzen konnte, den Charakter und den Charme der Altstadt beim Aufbau wiederherzustellen. Er konnte hier an seine Vorstellungen aus der Vorkriegszeit anknüpfen und dem Städtebau den Vorrang geben vor der



Verkehrsplanung, die andernorts mit der „verkehrsgerechten Stadt“ die Innenstädte verdorben hat. Sehr anschaulich ist der Weg Freiburgs in den beiden Büchern: „Freiburg 1944 – 1994, Zerstörung und Wiederaufbau“ und dem „Freiburger Architektenbuch 1898 – 1998, Bauen am Ende des Jahrhunderts“ dargestellt.

Die Baugeschichte der vergangenen 50 Jahre läßt sich – etwas vereinfachend und meist übergreifend – in Dekaden gliedern mit unterschiedlichen Schwerpunkten:

| | | |
|-----------------|---|-----------------------------------|
| <i>Die 50er</i> | <i>Wiederaufbau Erhaltung des Stadtgrundrisses, Konservative Gestaltung</i> | <i>Die Innenstadt:</i> |
| <i>Die 60er</i> | <i>Expansion Bischofslinde, Landwasser, Weingarten</i> | <i>Die neuen Stadtteile:</i> |
| <i>Die 70er</i> | <i>Stadterneuerung Konwiktstraße, Lederle, Wohnumfeldprogramm</i> | <i>Der Innenbereich:</i> |
| <i>Die 80er</i> | <i>Stadtausbau Stadtbahnbrücke, Westrandstraße, Thermalbad, Gewerbe</i> | <i>Infrastruktur und Verkehr:</i> |
| <i>Die 90er</i> | <i>Aufbruch ins 21. Jahrh. Rieselfeld, Vauban, Konzerthaus, Bahnhof, Neue Messe</i> | <i>Weichenstellung:</i> |

Nachdem im letzten Jahrhundert bis zum 1. Weltkrieg die Bewohnerzahl um das 6-fache von 15 000 auf 90 000 Einwohner gewachsen ist, hat sie sich in unserem 20. Jahrhundert nur noch verdoppelt: von 90 000 auf 185 000, und stagniert seit einigen Jahren bei dieser Zahl. Das Wachstum hat sich auf die Umlandgemeinden verlagert, die ihrerseits bis zum 4-fachen gewachsen sind. Die Stadt Freiburg muß die Funktion eines Oberzentrums für eine Region von insgesamt mehr als eine halbe Million Menschen erfüllen mit allen Lasten im Sozial- und Kulturbereich. 35 000 Jugendliche besuchen die Schulen und nahezu 30 000 Studenten die unterschiedlichen Hochschulen. 52% sind 1-Personenhaushalte und 81% der Haushalte haben keine Kinder (unter 18 Jahren) mehr. Nur 15% der Arbeitnehmer sind in der Produktion beschäftigt, aber 85% im Dienstleistungssektor. Diese Faktoren in der Sozialstruktur prägen das Gefüge Freiburgs und die Stadt hat dadurch – auch im Vergleich mit anderen Städten – eine besondere Stellung. Die bauliche Entwicklung mußte immer auf diese Voraussetzungen reagieren und so sind die Bauten ein

ablesbares und damit spannendes Zeugnis der Zeitgeschichte.

DIE DURCHFÜHRUNG DES WIEDERAUFBAUS DER STADT

In den ersten drei Nachkriegsjahren wurde in Freiburg hauptsächlich über die Zielrichtung der Wiederaufbauplanung diskutiert. Die eigentliche Neubautätigkeit setzte erst 1949 ein. Zunächst galt es, Wohngebäude wiederherzustellen, damit die nach dem Angriff vom

27. November 1944 teilweise ins Umland geflüchtete Wohnbevölkerung zurückkehren konnte.

Der zögerliche Wiederaufbau hatte verschiedene Ursachen. Hoffnungslosigkeit und Armut, die einen Neuanfang fast aussichtslos erscheinen ließen, wurden nur allmählich überwunden. Nach der Kapitulation am 8. Mai 1945 keimte zwar der Mut zum Neubeginn, doch ging es den Menschen in den Jahren 1946 und 1947 ums tägliche Brot, um die Versorgung mit dem Notwendigsten, mit Heizmaterial und Kleidung sowie mit dem Hausrat, den viele Familien verloren hatten. Zudem stellte erst die Währungsreform im Juni 1948 die Wertbeständigkeit des Geldes wieder her und schuf damit die Voraussetzung für den wirtschaftlichen Aufschwung. Hemmend wirkten sich auf die wirtschaftliche Entwicklung auch die Requisitionen und Reparationen aus, die an die französische Besatzungsmacht zu leisten waren und die zu einer großen Materialknappheit führten. Das Baumaterial war rationiert und nur über Bezugsscheine zu erhalten oder über „Beziehungen“, und so ist es nicht verwunderlich, daß

es sich beim ersten Neubau an der Kaiser-Joseph-Straße um eine Bäckerei handelte.

Die Genehmigung der Planungen bedurften der Zustimmung der französischen Militärregierung. Französischer Zentralismus hielt Einzug im Lande Südbaden. Anders als in der amerikanischen Besatzungszone, in der es eine oft zu optimistische Perspektive der wirtschaftlichen und städtebaulichen Entwicklung gab, war man in der französischen Zone eher konservativ zögerlich. Während man in Frankfurt, Stuttgart oder Darmstadt den „american way of life“ auch im Baubereich beschreiten wollte mit der „verkehrsgerechten“ Stadt, mit kühnen technischen Bauweisen, mit Hochhaus und Flachdach, war man in Freudenstadt und Freiburg stärker um die Wiederherstellung des kulturellen Erbes bemüht.

Parallel zur Arbeit des Wiederaufbaubüros liegen Überlegungen der Stadterweiterungsstelle, um die Entwicklung Freiburgs durch einen Generalbebauungsplan zu lenken. Die Stadterweiterung wurde mit Studien 1947 eingeleitet und insbesondere durch den Flächennutzungsplan aus dem Jahre 1956 von Helmuth Phleps festgelegt. Phleps hat in den sechziger Jahren für die großen Neubaugebiete Bischofs-linde, Weingarten und Landwasser die Grundzüge der Planung vorgegeben und war bis 1968 Oberbaudirektor des Stadtbauamtes. Die Führung der Autobahn und der Westrandstraße zur Umfahrung Freiburgs, sowie die Durchfahrung der Stadt in West-Ost-Richtung waren über Jahre wichtige verkehrsplanerische Diskussionsthemen.

DIE AUSEINANDERSETZUNG DER „MODERNEN“ MIT DEN „KONSERVATIVEN“

In der Wiederaufbauphase der fünfziger Jahre wurde auch in Freiburg der Streit zweier Architekturauffassungen ausgetragen. Die Auseinandersetzung zwischen „Modernen“ und „Konservativen“, die sich in der ersten Jahrhunderthälfte noch einig gewesen waren in der Bekämpfung von Historismus und Jugendstil, ist im Stadtbild deutlich abzulesen und macht auch den Reiz einer lebendigen Stadt aus. Die „Konservativen“ bemühten sich um eine handwerklich gediegene, bodenständige und heimat-



Rieselfeld – geförderter Mietwohnungsbau:
Filigrane Vertikalgliederung



Werderring – Büro- und Geschäftshaus an exponierter
Stelle (Leber)

verbundene Architektur, welche nur zu gern von der nationalsozialistischen Ideologie für ihre Zwecke mißbraucht wurde. Die „Modernen“ setzten hingegen Konstruktion und neue Materialien mit funktionsgerechtem Bauen, in dem die äußere Form der inneren Funktion folgt, zum Ziel. Die beiden gegensätzlichen Ideologien sind im Baden-Württembergischen Bereich klar mit den beiden Hochschulen Stuttgart und Karlsruhe zu definieren: die Stuttgarter Schule mit Paul Bonatz und Paul Schmitthenner und die Karlsruher Schule mit Otto Ernst Schweizer. Die Freiburger Repräsentanten waren für die „Konservativen“ Joseph Schlippe und Hans Geiges als Oberbaudirektoren der Stadt sowie für die „Modernen“ Horst Linde und Walter Müller als Verantwortliche der staatlichen Hochbauverwaltung. Während Schlippe wie sein Vorgänger Gruber (beide Jahrgang 1885) in seiner Studienzeit vor dem ersten Weltkrieg noch von der Auseinandersetzung seiner Lehrer über den Wert der Stile geprägt war, folgte Hans Geiges als Schüler von Wetzel ganz der Stuttgarter Schule um Schmitthenner.

Die Baugesinnung Lindes und Müllers ist am besten im Institutsviertel der Universität abzulesen. Innerstädtisch bedeuteten das Hochhaus des Regierungspräsidiums an der Bertoldstraße und der Neubau des Kollegiengebäudes II durch ihren Lehrer Schweizer massive Eingriffe in die Altstadtstruktur. An diesen Gebäuden wird auch die andere städtebauliche Auffassung der „Modernen“ deutlich, die von der Auflösung des historischen Straßen- und Stadtbilds ausgeht und solitäre Gebäude ohne Bindung an alte Baufuchten und an neue Grünflächen stellt.

Im Rückblick auf die vergangenen 50 Jahre kann man feststellen, daß die Entscheidungen zum Wiederaufbauplan Schlippes dazu geführt haben, daß Freiburg im Altstadtbereich seinen von der Geschichte geprägten Charakter wiedergewonnen hat. Dies gilt insbesondere für die historischen Plätze Oberlinden, Unterlinden, Münsterplatz, Rathausplatz und Kartoffelmarkt. Die Abweichungen Schlippes von den historischen Baufuchten sind jedoch in manchen Bereichen recht erheblich und haben das Straßenbild oftmals verändert. Während die



IHK – Schnewlinstraße



Rieselfeld – Neubau des Keplergymnasiums (Spycher)

Kaiser-Joseph-Straße einen spannungsreichen Verlauf behielt und nur am Bertoldsbrunnen mit der Aufweitung der Bebauung nach Norden eine als harmonisch empfundene Umgestaltung erfahren hat, sind andere Straßen doch wesentlich verändert worden. So wurde die Bauflucht der Bertoldstraße auf der Südseite um circa fünf Meter zurückgenommen. In den siebziger Jahren versuchte man, diesen Eingriff durch die Anpflanzung einer Baumreihe auf der alten Straßenflucht zu korrigieren. Das Ziel der Wiederverengung des Straßenraums wurde zwar damit erreicht, doch ist es fraglich, ob das „Zugrünen“ eines im Ursprung mittelalterlichen Straßenraums richtig ist. Eigentlich waren die „obere Linde“ und die „untere Linde“ die beiden einzigen „öffentlichen“ Bäume in der Stadt. Die anderen Bäume standen in Privat- und Klostergärten. Am wenigsten befriedigend ist Schlippe's Zurücknahme der Baufluchten bei den von der Kaiser-Joseph-Straße nach Osten und Westen abzweigenden kleinen Straßen, wobei besonders Wasser- und Weberstraße unangenehm auffallen, zumal hier auch noch

die Blockrandbebauung aufgegeben wurde. Grund dafür war, daß diese Straßen Zweirichtungsverkehr aufnehmen mußten und daß auch eine bessere Belichtung der Gebäude angestrebt wurde.

AUFLOCKERN UND DURCHGRÜNEN – AUFLÖSEN DER STADTRÄUME

Die städtebaulichen Konzepte von der Auflösung der Stadträume, wie sie z. B. auf der INTERBAU 1957 in Berlin propagiert wurde, und die bei Wohnbauten mit der möglichen Durchlüftung und Besonnung wünschenswert war, wurden auch in Freiburg angewendet. Hier war es auch die Staatliche Hochbauverwaltung im Sinne der O. E. Schweizer-Schule, die das Kollegiengebäude II an eine grüne Wiese stellte statt an einen städtischen Platz. Die künftige Umgestaltung des Rotteck-Werderrings bringt die Chance, diesen städtebaulichen Fehler zu heilen. Die neue Universitätsbibliothek hat durchaus ihren bedeutenden stadtbildprägenden Rang und ist nur in der Ausführung eine Vertreterin des Beton-Brutalismus, wie auch der Karlsklotz oder das Kollegiengebäude III mit seinen ganz zaghaften Applikationen, die wieder das Detail an die Fassade zurückbringen. Doch wo steckt das neue Rotteckgymnasium, nachdem das alte der Universitätsbibliothek weichen mußte? Es ist eine städtebauliche Null, irgendwo südlich der Dreisam in den Kronenmatten versteckt, aber funktional und ästhetisch einwandfrei. Die Musikhochschule ist ebenfalls ein Beispiel dafür, daß man mit einem ganz wichtigen Baustein keine stadträumliche Qualität schaffen wollte. Man hat den sicherlich zu recht preisgekrönten Meisterbau hinter Parkplatzbäumen an der Schwarzwaldstraße versteckt. Eine vergebene Chance, einen wichtigen Kulturbau auch optisch ins Blickfeld der Bürger zu rücken.

Wenn Stadträume nur noch vom autofahrenden Verkehrsteilnehmer wahrgenommen werden können und nicht mehr dem Fußgänger die Gelegenheit gegeben wird, mit den Gebäuden nahe in Berührung zu kommen, verliert die Stadt ihre urbane Qualität. Ähnliches gilt auch für den Straßenbau, wenn Richtgeschwindigkeit, Abbiegespuren mit Ampeln und

Schildergalgen den Bau einer Straße bestimmen. Die Leo-Wohleb-Straße und -Brücke sind so ein Beispiel für das Hereinbrechen des Autobahnbaues in eine gewachsene Stadtstruktur. Da hilft dann auch kaum noch ein postmodern garniertes Parkhaus wie die Schwabentorgarage, die wenigstens den Blick zu Tor und Münsterturm nicht verstellt. Wenn die Technik sowohl des Autos als auch der Straßenbahn den Städtebau dominiert, entstehen auch technische Lösungen, die im Grunde inhuman sind, ein Problem, das sich auch bei dem Thema „Stadtbahn über den Rotteckring“ stellt. Sollen kulturelle Räume entstehen oder Verkehrsbezüge optimiert werden? Eine Frage, die nicht durch Bürgerentscheide zu lösen ist, sondern es muß eine langfristige Stadtentwicklung ermöglicht werden mit einem reichen Angebot an Stadträumen für unterschiedliche Nutzungen, die heute noch nicht definiert sein müssen: Hochallee mit Mensa, Theaterplatz mit Universität, Colombipark mit Predigerturm und Colombihotel, Fahnenbergplatz.

DIE 50ER JAHRE

Die Ende 1949 und Anfang der 50er Jahre einsetzende Neubautätigkeit besonders an der

Kaiser-Josephs-Straße war geprägt durch den Wiederaufbauplan Schlippes und seine Gestaltungsvorstellungen. Diese waren aus der heimatgebundenen Bautradition entwickelt ganz im Sinne seines Vorgängers im Amte, Karl Gruber, und durch die Auffassung Paul Schmitthenners. Wie auch heute noch üblich, geriet die Architekturauffassung in die jeweiligen Strömungen des herrschenden Zeitgeistes und somit auch in den Widerstreit zwischen Tradition und den sogenannten Fortschritt. Beim Wiederaufbau der historischen Altstadt konnten durchaus „moderne“ Gebäude errichtet werden, die ein harmonisches Ensemble mit den Altbauten ergeben, wenn man die typischen Gestaltungselemente berücksichtigt: Erhaltung der Kleinteiligkeit der Parzellen, Einhaltung der Straßenflucht mit den wechselnden Abknickungen auf den Grundstücksgrenzen, vertikale Gliederung der Gebäudeansichten durch eine Lochfassade mit eingeschnittenen, hochformatigen Fenstern (Vermeidung von Brüstungs- und Fensterbändern). Ausbildung eines ausladenden, aber abgetreppten Traufgesimses, Errichtung eines ziegelgedeckten Steildaches mit nach oben abgestuften Gaupen. Die Berücksichtigung dieser Grundsätze läßt ein weites Spiel auch für neuzeitliche Gestaltungselemente offen.

Konrad-Adenauer-Platz – Konzerthaus



Es ist erstaunlich, daß sich noch 55 Jahre nach der Zerstörung 2 bauliche Zeitdokumente der ersten Aufbauphase aus den 40er Jahren erhalten haben. Die Zeit nach Kriegsende wurde zunächst durch die Entrümmerung bestimmt. Die oft einsturzgefährdeten Häuserfassaden wurden eingeebnet und somit auch viele Zeugnisse der Stadtbaugeschichte entfernt, die erhaltenswert gewesen wären. Die Straßen mußten von Schutt befreit und die unterirdischen Versorgungsleitungen wiederhergestellt werden. Die Straßenbahn als einziges öffentliches Verkehrsmittel auf dem unterbrochenen und vielerorts zerstörten Gleiskörper sollte schnellstmöglich wieder fahren können. Neben den völlig zerstörten Gebäuden waren ein Großteil der Häuser mehr oder weniger stark beschädigt und die Beseitigung der Wohnungsnot ein vordringliches Ziel. Viele Familien, die unmittelbar nach dem Angriff die Stadt verlassen hatten, wollten möglichst schnell wieder zurückkehren. Zur Wiederherstellung der Häuser mangelte es an Baumaterialien und die Auflagen der französischen Militärregierung waren schwer zu erfüllen, weil in Frankreich selbst das Baumaterial benötigt und hier requiriert wurde. Außerdem waren 5400 intakte Wohnungen im Stadtgebiet durch die Franzosen beschlagnahmt. Zuteilungen von Holz und Dachziegeln waren nur für Sicherungsarbeiten im Umfang von 500 RM möglich. Die Fenster wurden teilweise geschlossen oder mit Draht-Rollglas versehen, das wenigstens Licht hereinließ, ohne einen Durchblick zu gewähren. 1946 wurde von den Einzelhandelsgeschäften der Wunsch nach provisorischen Geschäftsräumen immer lauter und 1947 Ecke Bertold- und Rotteckstraße auf dem Gelände des ehemaligen Bertoldgymnasiums (heute Hochhaus des Regierungspräsidiums) die ersten 10 Behelfsbauten errichtet.

Für den Wohnungsbau wurden von Architekt Selg (später Professor in Karlsruhe) die sogenannten Selg-Behelfsbauten entwickelt, deren Bruchsteinmauerwerk nur aus Trümmerschutt gewonnen wurde. Für Ziergelmauern hatte man nur gebrauchte und „abgeklopfte“ Steine zur Verfügung. Ein Selg-Musterbau wurde am Bertoldsbrunnen errichtet und 36 Reihenhäuser an der Breisacher Straße fertiggestellt. Von der Stadtverwaltung wurde der

„Nutzeffekt“ der Selgbauten infrage gestellt wegen des Material- und Arbeitskraftaufwandes und man wollte die Provisorien lieber durch schlichte Dauerlösungen ersetzen.

Ein Baudenkmal besonderer Art ist der noch erhaltene Selg-Bau an der Kartäuserstraße 150, die sogenannte „Hütte am Sandfang“. Die Urzelle dieses Behelfshauses wurde von Selg schon im Frühjahr 1944, also ein halbes Jahr vor dem Angriff errichtet, als er seinen „Flucht“punkt außerhalb der Stadt Freiburg suchte. 1945 wurde die Zelle zum Musterhaus im Maßstab 1:1 erweitert und diente Selg als eigenes Wohnhaus. Durch den unermüdlichen Einsatz seines neuen Besitzers Wolfgang Hagedorn, der seit den 80er Jahren das Gebäude und seine Details pflegt, konnte es erhalten werden. Schon 1948 wurde von Oberbürgermeister Dr. Hoffmann angeregt, das Haus unter Denkmalschutz zu stellen. Heute genießt es diesen in ganzem Umfang als ein wichtiges Zeugnis der unmittelbaren Nachkriegsgeschichte.

An der Eisenstraße hat sich ein Ladenprovisorium mit dem Behelfsbau der Firma Westhoff erhalten als einziges Zeugnis der Zeit um 1947. Auch hier steht der Bau auf den Überresten der alten Keller, wobei die Bauflucht im Erdgeschoß zurückgenommen wurde. Ein Neubau hier wäre städtebaulich wünschenswert, doch wird die Rendite bei den notwendigen Kellergründungen eingeschränkt, so daß der heutige Zustand lukrativer zu sein scheint. Außerdem ist der Behelfsbau fast Denkmalverdächtig.

DIE 60ER JAHRE: DER SIEDLUNGSBAU

In den bevorzugten Einfamilienhausgebieten mit freistehenden Einzel- oder Doppelhäusern in Herdern, Oberwiehre, Waldsee und Littenweiler überwog anfänglich auch der traditionelle Baustil in der Vorstellung von Schlippe und Schmitthenner in zurückhaltender, handwerklicher Gestaltung und Gebäudegliederung mit Steildach. Auch das Reihenhäuser hatte in Freiburg seit den 20er Jahren mit der Haslacher Gartenstadt von Karl Gruber eine erprobte Tradition, denn es ließ die raren Grundstücke immer intensiver ausnutzen. Im Mietwohnungsbau hatte die Städtische Siedlungsgesellschaft und gemeinnützige Gesellschaften wie Bauver-

ein, Familienheim, Gagfah u. a. einmal mit dem Wiederaufbau ein weites Betätigungsfeld (Stühlinger, Tennenbacher Platz), und für den benötigten Sozialen Wohnungsbau wurden mit kleineren Siedlungen, wie 1952 in St. Georgen mit der ECA-Siedlung, die durch Marshallplanmittel gefördert wurde, die ersten Schritte der Stadterweiterung gemacht. Ebenfalls aus den 50er Jahren wurde als Wettbewerbsergebnis die Siedlung Lindenheim mit Reihenhäusern um die Josef-Brandel-Anlage errichtet. Im Westen der Stadt wurde an der Sundgaullee mit dem Baugebiet „Bischofslinde“ die erste größere zusammenhängende Neubausiedlung auf der Grundlage des neuen Bundesbaugesetzes von 1960 errichtet. Eine gute Mischung von gefördertem Wohnungsbau und überwiegend freifinanzierten Eigentumswohnungen, einem eigenem Einkaufszentrum und den Erholungsmöglichkeiten an der Dreisam und dem Flückigersee verliehen dem neuen Stadtteil von Anbeginn an einen hohen Rang, wenn auch die städtebauliche Anlage nicht von großem Einfallsreichtum zeugt. Aber die Bischofslinde ist eine gute Adresse. Ebenfalls in diese Zeit fällt die Anlage der Studentensiedlung mit Punkthäusern und Dozentenbungalows, ganz in der Tradition der modernen Staatlichen Hochbauverwaltung. Anfang der 60er Jahre erweitert sich auch St. Georgen besonders an den Hängen des Schönberges mit den kleinen Siedlungsgruppen an der Schneebergstraße und im Baugebiet Bifänge. Überwiegend kommen hier die Selberbauer zum Zuge oder erwerben beim Bauverein genossenschaftliches Eigentum. In Haslach entstehen um die Matthias-Blank-Straße Sozialwohnungen des Bauvereines in seiner traditionellen, schlichten Baugesinnung.

Die Wohnungsnot Anfang der 60er Jahre war aber dennoch so groß und die Wohnungsformen mit 15 qm pro Person (heute 38 qm) sehr beengt, daß 1962 erstmals ein Sozialdemokrat mit Eugen Keidel Oberbürgermeister werden konnte, weil er großzügige Trabentensiedlungen in Aussicht stellte und sie dann auch verwirklichte. Fast gleichzeitig entstanden die Baugebiete Weingarten mit 12 000 Einwohnern und Landwasser mit knapp 10 000 Bewohnern. 1966 wurden die ersten Wohnungen bezogen. Während Landwasser mit 60% Mietwohnungen in Hochhäusern und 40%

Eigentum zum großen Teil in 2-geschossigen Bungalows eine recht ausgewogene Bevölkerungsstruktur aufzeigt, leidet Weingarten unter der fast ausschließlichen Belegung der Wohnungen durch die städtische Siedlungsgesellschaft nach den Richtlinien des Sozialen Wohnungsbaues. In Landwasser waren unter der planerische Oberleitung der Neuen Heima auch andere Gesellschaften tätig und der Stadtteil war durch seine einheitliche Gestaltung mit Waschbetonplatten geprägt, die allerdings nun durch Energiesparmaßnahmen verschönert werden, die das Erscheinungsbild positiv verändern. Ein weiteres Problem bildet die zurückgehende Einwohnerzahl, die seit 1975 von 9500 auf 7100 1999 gesunken ist mit den negativen Entwicklungen bei der Versorgung mit Geschäften im Einkaufszentrum. Eine vom Stadtplanungsamt vorgeschlagene Nachverdichtung durch Aufstockungen mit Attikageschossen und Neubauten von Punkthäusern stieß auf den erbitterten Widerstand der Bewohner, die die geringere Bevölkerungsdichte als wohltuend empfinden und in ihrem Stadtteil „in Ruhe“ gelassen sein wollen.

Für Weingarten hatten die hohen Baudichten (wir wollen hier das höchste Wohnhaus mit 23 Geschossen haben) und die Konzentrierung von Problemfamilien und den überdurchschnittlichen Ausländeranteil eine sehr negative Beurteilung durch die Einwohner bewirkt. Auch die mustergültige Anlage der Siedlung um den Auggener Weg für Sinti und Roma als eine besondere Leistung der Stadtverwaltung wird eher negativ bewertet.

Die Belegung der Trabentensiedlungen und ihre Gestaltung mit familienfeindlichen Hochhäusern führte in den 70er und 80er Jahren zu einer geänderten Planungspolitik der Stadt: Keine neuen Siedlungen mehr, sondern Stadterneuerung im bebauten Bereich, gefördert durch Wohnumfeldprogramme des Landes zur qualitätvollen Gestaltung der öffentlichen Straßen und Plätze. Einher ging aber gleichzeitig auch eine Welle der Nachverdichtung in den Freiräumen der bebauten Quartiere, insbesondere von den „Grünen“ gefordert zur Schonung der freien Landschaft. Nur wurde damit auch das Mißbehagen der angestammten Bewohner provoziert, wenn es zu gebietsuntypischen Entwicklungen führte: das 12-Wohnungen-Haus neben dem

Zweifamilienhaus. Der Umwandlungsprozeß hat insbesondere die bevorzugten Wohnlagen Herderns, der Wiehre und in Littenweiler erreicht, wo die schlichten Wohnbauten der 50er Jahre durch luxuriöse Wohnidyllen, über- und durcheinander geschachtelt mit den geringstmöglichen Grenzabständen, ersetzt werden.

Die Stadterneuerungswelle (Konviktstraße, Lederle, Stühlinger) mündet dann in den 90er Jahren wieder in die Planung neuer Stadtteile. Einmal brachte der Abzug der Franzosen ab 1990 einen großen Bestand (1500 WE) an erneuerungsbedürftigen Altbauwohnungen, bot aber auch mit den sogenannten Konversionsflächen militärischer Anlagen wie der Vauban-Kaserne zusammenhängende Siedlungsgebiete, für die städtebauliche Wettbewerbe interessante Lösungsmöglichkeiten anboten. So entsteht auf dem Vauban-Gelände ein eher heterogener Stadtteil für unterschiedliche Bewohnergruppen: Studentenwerk, Unabhängige, Siedlerinitiativen, verdichteter Einfamilienhausbau in 4stöckiger Bauweise, eine Solarsiedlung auf dem Sportplatzgelände, Projekt „Autofreies Wohnen“. Eine bunte Palette in der Nutzung und in der architektonischen Gestaltung.

Das Baugebiet Rieselfeld auf 70 ha für etwa 10 000 Bewohner wird durch eine strengere Gestaltung in der meist 5geschossigen Bauweise bestimmt, wobei die Blockstrukturen durch unterschiedliche Eigentumsverhältnisse aufgelockert wurden. Die Infrastruktur mit Straßenbahn, Grundschule, Gymnasium, Kindergärten war gleich zu Beginn vorhanden. Nur geht die Bebauung nicht so zügig voran, weil die Stadt sich mit Vauban selbst Konkurrenz macht, weil sie Grundstücke von unterschiedlicher Qualität auf den Markt bringt. Der Bedarf an Eigenheimgrundstücken mit Reihen- und Doppelhäusern ist zwischenzeitlich so groß, daß man auf dem Rieselfeld ein Angebot für diese Gruppen machen muß, um einem Abwandern der Selberbauer in das preiswertere Umland entgegenzusteuern. Auf dem Stadtgebiet gibt es kaum noch Möglichkeiten, neue Wohngebiete auszuweisen, ohne in die Berg- oder Auenwälder zu gehen, und so bleibt nur noch eine Entwicklungsmöglichkeit auf dem westlichen Rieselfeld, das man aber vorausschauender Weise nun unter Naturschutz gestellt hat.

DIE 70ER UND 80ER JAHRE: STADTERNEUERUNG – STADTAUSBAU

Als Reaktion auf die Trabentensiedlungen mit ihren Baustrukturen vom Flachdachbungalow bis zum Wohnturm erfolgte eine Rückbesinnung auf die vorhandenen Stadtquartiere. In den zu schnell gewachsenen und einheitlich geplanten neuen Stadtteilen gerieten die familieneindlichen Hochhäuser immer mehr in die Kritik: 100 Wohnungen mit 300 Menschen hinter einer Haustür, 23 Geschosse über 2 Aufzüge erschlossen! Kein Kontakt mehr der Mutter oben mit den spielenden Kindern im Garten, oft problematische Sozialstruktur. Die Trabentensiedlungen waren reine „Schlafstädte“ ohne Arbeitsplätze. Dies bewirkte die täglichen Verkehrsbewegungen, individuell mit dem PKW oder den öffentlichen Verkehrsmitteln. Die innerstädtischen Stadtquartiere hingegen bieten eine vorhandene Infrastruktur bei einer relativ hohen Dichte. Mit der Konviktstraße begann die Stadtplanung mit den sogenannten „Stadhäusern“ einen Versuch, dem Einfamilienhaus im Grünen eine Alternative für den Selberbauer im Stadtinnern zu bieten. Ein Versuch, der gelungen ist, bei einer Reprivatisierung der städtischen Grundstücke und Gestaltung der Gebäude durch unterschiedliche Architekten, eine Vielfalt von Nutzungen und eine hohe Gestaltqualität zu erreichen. Bei den Gewerbebrachen wie dem „Lederle“ im Stühlinger ist eine ähnliche Struktur in einem Gründerzeitquartier noch einmal gelungen und wird auf dem Vauban-Gelände fortgesetzt. Die von Bauenwicklern mit unterschiedlichen Investoren ausgeführten Quartiere wie Schwarzwaldhof, Fortschrittgelände, Löwenbrau, Im Grün, können nicht die abwechslungsreiche Gestaltungsqualität bieten, da sie oft recht uniform geplant und ausgeführt wurden. Auch der hohe Anteil von Klein-Wohnungen für den Immobilien-Anleger ergibt eine besonders einseitige Bau- und Bevölkerungsstruktur. Die Stadterneuerung im Innenstadtbereich stellt immer hohe Anforderungen an die Gestaltungskraft des Architekten, wobei besondere Rücksicht auf die vorhandene Bebauung genommen werden muß. Meist kann eine höhere Ausnutzung der Grundstücke erreicht werden, wobei die

vorhandenen Freiflächen im Hofbereich möglichst geschont werden sollen. Nur so kann eine maßvolle Nachverdichtung erreicht werden, die auch die Belange der Nachbarn weitgehend berücksichtigt.

DIE 90ER JAHRE: GESTALTUNG IM INNENSTADTBEREICH

Die letzten 10 Jahre dieses Jahrhunderts werden in Freiburg von einer besonders regen Bautätigkeit geprägt. Ein großes Gewerbegebiet ist „Auf der Haid“ entstanden mit einer interessanten und vielfältigen Architektur, die den Planern einen großen Gestaltungsspielraum läßt. Zwei große Neubaugebiete, Rieselfeld und Vauban, mit etwa 6000 Wohnungen entstehen, durchmischt mit Arbeitsplätzen, und trotzdem wächst die Einwohnerzahl nicht mehr, sondern stagniert bei etwa 185 000. Das Umland wächst um so mehr und wird durch ein hervorragendes S-Bahn-Netz „2005“ an die Stadt angebunden. In den Innenstadtrandgebieten muß die Bevölkerung gehalten werden, was man durch Qualitätsverbesserungen im öffentlichen Bereich bewirken kann.

Die Innenstadt selbst zwischen Schloßberg und Bahnhof sowie Friedrichring und Dreisam verändert sich ebenfalls sehr stark und hat neue Akzente erhalten. Konzerthaus, Bahnhof, Industrie- und Handelskammer, Predigertor. Das Angebot an Geschäften ändert sich, die alten Familienbetriebe haben in der Erbfolge meist aufgegeben und werden durch die Allverweltsfilialisten ersetzt. Die Kaufhäuser spüren den Druck der Einkaufsmärkte draußen und trotz des Märktekonzeptes der Stadt entsteht eine weitere Konzentration: Ikea, Möbel-Braun. Wegen der angebotenen Randsortimente wird man eben dort einkaufen oder bei Aldi in der Nähe und im Stadtinneren wird der Kaufhof sei-

ne Lebensmittelabteilung schließen. Aber eine Innenstadt besteht nicht nur aus Kommerz, sondern auch aus Kultur- und Freizeiteinrichtungen: Konzerthaus, Theater, Universität, Kino, verbunden durch öffentliche Plätze, die vom Verkehr unberührt sein müssen.

Die Architektur bekommt eine neue Dimension. Sie bewegt sich zwischen hohen Gestaltungsanforderungen an Form und Material und der Wegwerfmentalität bei vorgefertigten Industrieproduktionen. Dazu kommt, daß die jüngere Architektengeneration ihre Planungsaufgaben oft sehr isoliert betrachtet und glaubt, auf die Umgebung sehr viel weniger Rücksicht nehmen zu müssen. So entstehen Diskrepanzen, die das Stadtbild verändern werden. Selbst Architektenwettbewerbe tragen – entsprechend der Zusammensetzung der Preisrichter – hierzu bei. Die Medien fördern dazu noch die Beliebtheit einer Architektur, die überall stehen kann, aber nicht mehr die Eigenart einer Stadt berücksichtigt.

Freiburgs Palette an städtebaulicher Gestaltung und an der Qualität der Architektur ist so reich, daß das Gute nicht durch die Entgleisungen übertönt, ja eher noch dadurch gesteigert wird. Nicht in Harmonie zu verträumen, sondern aufgeweckt bleiben auch für Gestaltungsformen aus dem Zeitgeist, das sollte das Ziel der künftigen baulichen Entwicklung sein. Dies ist die Aufgabe an die Architekten: Freiburg als ein Gesamt-Kunst-Werk zu verstehen und sich darin einzuordnen.

Anschrift des Autors:
Dipl.-Ing. Paul Bert
Stadtbaudirektor i. R.
Kirchenhölzle 39
79104 Freiburg

Die erste Tagesschau – 1911 – aus Freiburg

Um 1906 brach „der Kino“ über Freiburgs Bürger und Bürgerinnen wohl herein wie Blitz und Donner. In den meisten Städten des deutschen Reiches mit über zehn- oder zwanzigtausend Einwohnern gab es in diesem Jahr Gründungen von Kinos aller Größen und Ausstattungen. Die überall gleichermaßen Neugierigen sahen Bilder, die ihnen bisher zumeist vorenthalten geblieben waren. Weit weg im doppelten Sinne: die fernen Länder und Kulturen wegen der großen räumlichen Entfernung, die reichen und erhabenen Fürsten und sonstigen Berühmtheiten wegen der gesellschaftlichen Distanz zwischen Untertanen und Herrschenden. Nun rückte alles sichtbar zusammen: auf der Leinwand und im Publikum.

Wie kamen solche fernen Bilder auf die Leinwand? Wie konnte die einmal geweckte Schaulust über Jahre hinweg befriedigt werden? Wer produzierte welche Sujets? Wer besuchte ferne Länder, hohe Häupter? Wer stellte Kameras in den Urwald, zwischen Schlachtlinien und an Hafenufer? Wer dachte sich Themen, Titel und Geschichten aus wie Kinderwagen-Blumen-Corso (1910) oder Frau Hauptmann und die Ordonanz (1906) produziert von Welt-Kinematograph Freiburg bzw. Raleigh & Robert, Paris?

Von heute aus betrachtet möchte ich behaupten, es ging alles jedenfalls sehr schnell. Die Entwicklung eines völlig neuen Mediums – die Vorstufen außer acht gelassen – vollzog sich nicht etwa nur fließend, nein, eher reißend.

Es entstand innerhalb kürzester Zeit ein Sog, der die meisten Länder der westlichen Hemisphäre – Rußland und Südamerika wegen der umfangreichen kulturellen Kontakte eingeschlossen – erfaßte. Produziert und gezeigt –

gegen Geld – wurde von den immer irgendwo gleichermaßen heimischen wie reisenden Produzenten dem staunenden Publikum das fremde Andere, das Außergewöhnliche. Pariser Produzenten verkauften mit Erfolg nach Deutschland die Serie „Um die Welt im Automobil“, wie etwa die Folge „Die Ankunft und Abfahrt in Neuyork“ (1908), 100 m, Produktion Raleigh & Robert. Freiburger Produzenten produzierten Bilder aus der Freiburger Umgebung und dem geographischen Umland – insbesondere der Schweiz und dem Elsaß – und verkauften sie mit Erfolg Kinobesitzern in Europa und dem Rest der Welt.

RALEIGH & ROBERT (R. & R.)

Die international tätige Filmproduktionsfirma Raleigh & Robert (R. & R.) wurde 1901 in Paris gegründet. Neben eigenen Produktionen vertrieb sie als Repräsentant von The Continental Warwick Trading Co Ltd (CWT) bis 1911 überwiegend Reisebilder, Aktualitäten und sonstige belehrende Filme. Dramen und komische Szenen waren eher selten. Daß R. & R. zu den Freiburger Produktionsfirmen zu zählen ist, liegt an der engen personellen Verwobenheit einer ihrer Geschäftsführer mit dieser Stadt und Region.

Die Direktoren und Geschäftsführer von R. & R. waren der englische Kameramann Charles Raleigh und der deutsche Kaufmann Robert Schwobthaler. Raleigh hatte schon vor 1900 bei zahlreichen Reisen in alle Welt – vor allem in Afrika und Südamerika – vermutlich für CWT Reisebilder und Aktualitätenfilme gedreht. Sein Partner Schwobthaler war Branchenneuling, hieß mit vollem Namen Robert Isidor Schwob-

Ein Riesen-Erfolg in der neuen Welt!

The Morning Telegraph in New York berichtet unterm 1. 2. 1914:

5000 Personen stürmten

hier das nur 900 Personen fassende Weber Kino-Theater,
in welchem der Film

Mit der Kamera in der Schlachtfrent

vorgeführt wurde.

Bei Eröffnung der Vorstellungen war der Zudrang so ungeheuer, dass ein grösseres Polizeiaufgebot benötigt wurde, um den geordneten Besuch des Theaters zu ermöglichen. Jedermann, der den hochinteressanten und belehrenden Film gesehen hat, sprach sich dahin aus, dass diese Bilder eines naturgetreuen Krieges alle Erwartungen übertrafen und dass bis dahin noch kein derartig grandioses Schauspiel, welches noch den Vorzug der Wirklichkeit hat, und gerade deshalb von unermesslichem Werte sein wird, geboten wurde. — So und ähnlich lauten die enthusiastischen Berichte, welche wir aus dem Lande des Fortschritts und der Intelligenz erhalten. Darum versäumen Sie nicht, sofort Leih-Offerte von uns einzuholen, da der Film zweifellos auch in Europa ungeheures Aufsehen erregen wird.

Der Film wurde auf Wunsch **Sr. M. RAISER WILHELM II.** vorgeführt und hat das **Allerhöchste Lob** Sr. Majestät gefunden.

Prachtvoll, in nächster Nähe aufgenommene klare Bilder!

Grossartiges Reklamematerial!

Der Film kann bei unserem Vertreter Herrn **Albert Löwenberg**, Berlin W. 66, Mauerstrasse 93, besichtigt werden.

Verlangen Sie sofort Leih-Offerte von

Express-Films Co., G.m.b.H., Freiburg i. B.

Redaktion und Verlag „Der Tag im Film“

Erste und älteste internationale tägliche kinematographische Berichterstattung, gesetzlich geschützt.

Telephon: 2170.

Telegr.-Adr.: Expressfilms Freiburgreisgau.

Französische Ausgabe: Express-Journal.

Englische Ausgabe: The Day in the Film.

thaler (1876–1934) und war als Sohn katholischer Eltern in Eendingen am Kaiserstuhl geboren. Nach einer kaufmännischen Lehre in Freiburg hatte es ihn schon in jungen Jahren ins Ausland gezogen: mit siebzehn zwei Jahre nach London als Speditionskaufmann, 1895–1897 zwei Jahre als Weinhandelskaufmann nach Sizilien, Florenz und Bruchsal/Baden. 1898 kam er nach Paris, um dort als Vertreter eines Stahlunternehmens zu arbeiten. Just im Januar 1898 hatte dort gerade Zola sein Pamphlet „J'accuse“ veröffentlicht und auf diese Weise die Dreyfus-Affäre auf ihren Höhepunkt gebracht: der durch das Pamphlet wieder aufgenommene Prozeß um den der Spionage verdächtigten jüdischen Offizier elsässischer Herkunft mit deutsch klingendem Namen beherrschte die Tagespresse und die öffentliche Meinung. Antisemitische Ressentiments fürchtend, verbarg Robert Isidor Schwobthaler alles Jüdische und Fremdländische in seinem Namen und ließ sich von seinen Mitarbeitern und Geschäftspartnern einfach M.(Monsieur) Robert nennen.

Robert I. Schwobthaler wird in seiner Heimat nachgesagt, schon im Jahr 1898 oder 1901 eines der ersten Kinos in Paris eröffnet zu haben. Diese Annahme scheint zumindest für ein ortsfestes Kino als ausgeschlossen. 1902 gab es in Paris davon gerade fünf, das legendäre Kino des Cinématographe Lumière im Salon Indien des Grand Café hatte gerade 1901 mangels Nachfrage seine Pforten geschlossen. Die Zahl der Neugründungen dieser ersten Jahre des 20. Jahrhunderts blieb bis 1907 recht überschaubar. Ein Schwobthaler oder Robert taucht erst 1910, als es bereits 95 Kinos in Paris gab – zusammen mit seinem Partner Raleigh – als Kinobetreiber auf.

R. & R. hatten bis dahin zwischen den großen Filmproduktionsgesellschaften dieser Zeit des frühen Kinos – Cinématographe Lumière, Pathé Frères, Gaumont, Edison und American Mutoscope and Biograph Company, kurz American Biograph genannt – als kleinere Firma sich durchaus mit ihren speziellen Spartenprogrammen auf dem französischen und britischen Markt halten können. Produziert und vertrieben wurden Reisbilder, Ansichten und Aktualitäten, Dramen nur ganz selten. Neben anderen kleineren Gesellschaften – wie Lux, Itala Film, Théophile Pathé oder Vitagraph –

waren sie dabei sicherlich auf vielfältige Kontakte und Geschäftsverbindungen zu anderen und auch größeren Produktionsgesellschaften angewiesen. Ein Firmenfoto von 1906 zeigt neben den beiden Direktoren eine zwölköpfige Belegschaft. Es ist aber anzunehmen, daß nicht sämtliche Filme der Firma R. & R. aus eigener Produktion stammten. So wirbt die Firma 1905 in Frankreich mit „garantiert authentischen“ Filmen vom russisch-japanischen Krieg 1904/05, aufgenommen von „speziellen Operateuren“. Eine eigene Berichterstattung wäre sicherlich stärker herausgestellt worden. Belegt ist dagegen eine Afrikaexpedition – vermutlich 1906 – die von Charles Raleigh organisiert und geleitet worden ist. Sie erbrachte umfangreiches Bildmaterial, das in den Folgejahren unter dem Serientitel „Quer durch Afrika“ (franz.: „Du Cap au Caire“) auf den internationalen Markt (nachweislich in Frankreich, Deutschland und Belgien) gebracht wurde.

Ab 1906 wirbt R. & R. – ohne eine offizielle Repräsentanz in Deutschland anzugeben – in deutschen Branchenblättern. Zum Beispiel 1907 für zwei neue Bilder der genannten Expedition: Vom Kap der Guten Hoffnung nach Transvaal und Die Wilden beim Eisenbahnfahren (beide von 150 m Länge). Mehrere Filme mit Ansichten aus dem nahen Osten, Ägypten, Konstantinopel etc. folgten.

Gleichzeitig im Angebot für das Deutsche Reich: Der Untergang des Schiffes „Berlin“ und, als (Kassen-)Schlager, Bettelbubs Belohnung. Zwischen 1906 und 1913 produzierten R. & R. oder vertrieben unter ihrem Namen in Deutschland ca. 450 Filme zwischen 31 und 600 Metern.

Wie eng dabei R. & R. mit den anderen Freiburger Produktionsfirmen und den dortigen Kinos zwischen 1906 und 1913 zusammengearbeitet haben, ist aufgrund der schlechten Quellenlage nicht eindeutig zu belegen. Vielfältige Kontakte hat es sicherlich gegeben. Bernhard Gotthart, ein enger Geschäftspartner von M. Robert, hat 1921 allgemein beschrieben, daß Schwobthaler und er regelmäßig einige „... Jahre vor dem Kriege [1914–1918] Filme hergestellt, getauscht und gegenseitig in alle Welt vertrieben haben.“ Von dieser Zusammenarbeit zeugen viele Spuren. So ist z. B. bei der Premierenveranstaltung des ersten Freiburger

Kinos, des Welt-Kinematographen, Kaiserstr. 68 – heute Kaiser-Josephstraße –, im Dezember 1906 die R. & R. – Produktion Die Zerstörung von Valparaiso die einzige „authentische“ Aufnahme des Abends und der einzige Film im Programm, der nicht von Pathé Frères, Paris, stammt. Auch als das längere Zeit größte Kino der Stadt, der Zentral-Kinematograph, 1908 in Freiburg eröffnet wird, lief die erfolgreiche und später einige Nachahmer findende Raleigh & Robert-Produktion Schwefel-Industrie in Sizilien (1908) an dritter Stelle im Eröffnungsprogramm.

santen in Verwirrung stürzten: Szenen und Gestalten aus dem allgemein wohlbekannten Gerichtsprozeß um den Mörder Hau wurden so nachgestellt, daß Stunden später die Zeugen der Dreharbeiten glaubten, Hau „wirklich“ gesehen zu haben. Bei den späteren Vorführungen des Zweiteilers Das Drama H. in Baden-Baden (je 138 m) mit den Szenen „Durch Intrige ins Gefängnis“, „Mord an Schwiegermutter“ und „Verurteilung“ in den deutschen Kinos mag der sonst dokumentarische Charakter der R. & R.-Filme wohl dazu beigetragen haben, daß auch viele Zuschauer



Darüber hinaus waren Charles Raleigh und sein Kompagnon bei der Aufnahme vieler Sujets – sofern diese nicht außerhalb Europas angesiedelt sind – im Dreiländereck tätig: in der Schweiz, wo sie Eidgenössisches Schwing- und Alplerfest in Neuchatel aufnahmen, im Elsaß, um Seine Majestät den Deutschen Kaiser in Elsaß-Lothringen zu porträtieren und im Breisgau, für den Dokumentarfilm Sonnenbäder in Freiburg, Breisgau (alle 1908).

Die Aktivitäten von R. & R. in Deutschland umfassen 1907 auch Dreharbeiten im Bereich inszenierte Dokumentation: In Baden-Baden nahmen sie Szenen auf, die die dortigen Pas-

des Dramas geglaubt haben, Hau „wirklich“ gesehen zu haben. Die Sparte Gerichtsreportage scheint erfolgreich zu vermarkten gewesen zu sein, denn R. & R. produzierten ein Jahr später ein weiteres Doku-Drama nach einem anderen zeitgenössischen Prozeß: Die Affäre Steinheil – mit dem Inhalt „Frau Steinheil beschuldigt Falsche; Reporter klärt auf“.

1908 befindet sich die Film- und Kinobranche zumindest in Europa in ihrer ersten Rezession: der Sinn, der Zweck und vor allem die Moral der Filme wird hauptsächlich vom Bürgertum hinterfragt, die Zensurdebatte entbrennt zum ersten Mal recht heftig. Schmutz

und Schund sind an den Pranger gestellt. R. & R. bleiben wegen ihrer dokumentarisch ausgerichteten Produktpalette davon kaum berührt. Im Gegenteil: 1909 gelingt es ihnen, ihre Sparten für Deutschland um den „Kunstfilm“ zu erweitern: Die Bürgschaft, das berühmte Gedicht Friedrich Schillers, wurde anlässlich seines 150. Geburtstages auf 261 m Länge illustriert und durch vorgetragene Rezitationen live vertont. Es müssen erhebende Abende gewesen sein. – Daß sie zu anderen Zeiten auch anders konnten, zeigten R. & R. drei Jahre später. „Wenn Bertram Schiller deklamiert“ (1911) ist eine Parodie auf „Das Lied von der Glocke“, das die bekanntesten Zitate als Lustspiel gestaltet.

Auch anderen Produktionen bleibt das Prädikat „Kunstfilm“ verwehrt: der Film *Damensport* aus dem gleichen Jahr, der als Sujet Boxkämpfe zwischen Frauen enthält, wurde von der deutschen Zensur als für „vor Kindern verboten“ eingestuft. Weltläufigkeit findet sich dagegen wieder im gleichen Jahr in den Aktualitäten-Filmen *Grusinische Gastfreundschaft* und seiner Fortsetzung, *Kaukasisches Reiterfest*, beide gedreht anlässlich der Kaukasusfahrt des Prinzen von Oldenburg, 1911.

In den Jahren 1912 und 1913 produzierten R. & R. wesentlich weniger Filme als zuvor. Hauptstandbein der Firma blieb zwar die Produktion, aber neben dem internationalen Vertrieb und Verleih, vor allem für Frankreich und Deutschland, kam eine weitere, erfolgreiche Sparte des Filmwesens hinzu: das Abspiele. Im April 1910 eröffneten R. & R. im neunten Pariser Arrondissement das Kino *American Biograph* (sic!), Rue Taibout 7. In diesem kleineren Kino waren eben die Filme im Programm, für die auch der Name der Produzenten im Filmgeschäft steht: Dokumentarfilme, Aktualitäten, die Berichte aus den europäischen Fürstenthümern, Naturaufnahmen und nur in geringem Anteil am Gesamtprogramm auch komische Szenen. Ein echtes Spiegelbild ihrer Aktivitäten.

Ab Juli 1911 setzten R. & R. ganz auf die Vermarktung einer wesentlichen Neuerung im Film- und Kinobereich, die alle Branchenriesen mit mehr als nur Argwohn betrachteten: den Farbfilm. Vermutlich durch ihre Bekanntschaft mit dem Ex-CWT-Direktor Charles Urban wur-

den sie Hauptrepräsentant für die Filme seiner neugegründeten *Natural Color Kinématograph Company Limited*. Das völlig neue Farbverfahren, erfunden vom Briten Albert Smith und 1908 in Paris von ihm zum ersten Mal einem Fachpublikum vorgestellt, arbeitete mit Farbfilttern und einer für damalige Verhältnisse doppelten Geschwindigkeit: 32 Bildern pro Sekunde. Es wird als *Urban-Smith-Verfahren* bezeichnet, da Urban nach seinem Weggang von CWT die Exklusivlizenz Smith 1908 abkaufte. Da das *Kinémacolour* genannte Verfahren den anderen ersten Versuchen, authentische Farbe ins Kino zu bringen, mindestens ebenbürtig war, kam vor allem in der führenden Kinonation Frankreich zu einem Dauerstreit mit dem Branchenriesen *Pathé* um Patent-, Lizenz- und vor allem Namensrechte. Vielleicht deshalb fand die „Welt-Neuheit“ zuerst Zugang zu mehreren exklusiven Sondervorstellungen im Freiburger Prachtbau „*Colosseum*“, in dem – vermutlich durch Schwobthaler als Geschäftsmann mit konstanten Beziehungen nach Freiburg, vielleicht aber auch durch R. & R. als Lizenznehmer für Deutschland – „Die Welt in den Farben der Natur“ bereits im September 1910 präsentiert wurde. In den folgenden Jahren blieb diese Farbvorführungen fester Bestandteil innerhalb des bunt gemischten *Colosseums* Programms.

Die erste öffentliche Pariser Premiere findet dagegen erst im Juli 1911 statt. Das Verfahren wird dort vom Publikum begeistert angenommen und bringt R. & R. beachtlichen kommerziellen Erfolg. Eigens für die neuen Farbfilme eröffneten sie im Dezember 1911 ein weiteres Kino im 9. Bezirk und nannten es *American Biograph-Kinémacolour* (19, Rue Le Peletier). Die dort von ihnen gezeigten Farbfilme hinterließen beim Publikum nachhaltige Eindrücke. Insbesondere die Ansichten des prachtvoll angelegten *Delhi Durbar* von 1911 – *L'Apothéose de L'Empire des Indes* – hatten derartigen Erfolg, daß die Bilder von der prächtigen Parade indischer und britischer Herrscher und ihrer Hofstaaten über vierzehn Monate im R. & R.-Kino zu sehen blieben.

Da der Saal des *American-Biograph* in der Rue Taitbout zu klein geworden war, gaben sie dieses Kino Juli 1911 auf und mieteten speziell für die *Kinémacolour*-Vorführungen das 500

Plätze-Kino Salle Berlioz in der Rue de Clichy. Die Auswertung der Filme boomte, nicht nur in Paris, sondern auch in der französischen Provinz. Das Ende des prosperierenden Unternehmens kam jedoch jäh: Ein von R. & R. gegen Pathé und andere Firmen angestrebter Rechtsstreit, der Schadensersatz einbringen und die Exklusivität des Urban-Smith-Verfahrens als das Farbverfahren schlechthin sichern sollte, wendet sich gegen die Betreiber. Da Pathécolor und Cinémacolor des Pariser Filmunternehmers Gabriel Kaiser bereits auch und mit ähnlichen Markennamen auf dem Markt waren, werden R. & R. ihrerseits zu solch hohem Schadensersatz verurteilt, daß die Firma mit Gerichtsbeschuß vom 20. Januar 1913 von heute auf morgen in die Liquidation geht. R. & R. verschwinden mit einem Schlag gänzlich aus der Riege französischer Produzenten, die Kinos wechseln die Besitzer und die Programme; die Vermarktung des Kinémacolor-Verfahrens fällt an Charles Urban zurück, der nun selbst die Filme in dem von ihm gemieteten, sehr luxuriösen Pariser Théâtre Edouard VII vermarktet.

Der Ruin von R. & R. wirkte sich auch auf die Verbindung der beiden Geschäftspartner aus: Von Charles Raleigh verliert sich – nach dem jetzigen Stand – jede Spur. M. Robert erhält einen Ruf, genauer gesagt ein Telegramm aus Griechenland, das ihn für längere Zeit in ein neues Projekt einbindet, das der wohl größte eigenständige Erfolg des Endingers werden sollte: Auf Einladung der griechischen Regierung erhielt er als offizielles Mitglied des königlichen Hofstaats Konstantin I. nun zum Robert Schwobthaler wieder Umbenannte den Auftrag, einen Film über die Kriegshandlungen im sogenannten zweiten Balkankrieg zu drehen. Die Dreharbeiten zum im französischsprachigen Raum unter dem Verleittitel *Sous la Mitraille* im deutschsprachigen unter *Mit der Kamera in der Schlachtfrent* (beide 1913) bekannt gewordenen Kriegsdokuments von ca. 1000 m Länge erfolgten unter erschwerten Bedingungen, da Schwobthaler tatsächlich mit der kämpfenden Truppe reiste und drehte. Zwar nicht in vorderster Front, aber in der Etappe und den Frontverschiebungen zu Pferd oder zu Fuß täglich folgend, waren er bzw. sein Team immerhin in realer Reichweite feindlicher

Geschütze. Mit ihm im Team der Kameramann der Freiburger Firma Expreßfilms. Es ist der später mit anderen Naturaufnahmen Karriere machende, gerade 18jährige Kameramann Sepp Allgeier (1895–1968).

Robert Schwobthalers Erlebnisse wurden in einer ausführlichen Artikelserie unter dem Titel „Mit der Kino-Kamera in der Schlachtfrent“ in damaligen Fachblatt *Kinema* veröffentlicht. Das eigentlich Besondere, die teilweise wirklich unter Gefahr und wahrhaftig gefilmten Erlebnisse werden dabei herausgestellt. Als Autor der Artikel wird Robert Schwobthaler genannt. „M. Robert“ hat aufgehört zu existieren. Gleichwohl startete der Film in Frankreich und in Deutschland. In Paris am 30. Oktober 1913, nun vertrieben von dem Pariser Filmunternehmer Louis Aubert. Der Film war – auch wegen seiner auf hohem technischem Niveau stehenden Aufnahmen (es ist zu vermuten, daß bei den Aufnahmen ein neu entwickeltes Teleobjektiv mit langen Brennweiten verwandt wurde) – und wegen seines für die damalige Zeit außergewöhnlichen Realismus eine Sensation. Er bot zudem abendfüllende Länge und lief als Exklusivprogramm einen ganzen Monat im 35 Plätze-Boulevard-Kino *Cinéma Palace* im 10. Pariser Arrondissement.

Der Stellenwert dieses Films für die Filmgeschichte ist auch hinsichtlich seiner dokumentarischen Qualität, zumindest seines dokumentarischen Anspruchs wegen einzigartig. Als einer der ersten (Kriegs-)Filme sollte er etwas belegen, beweisen, nämlich die Greuel des Krieges, verursacht durch den Aggressor Bulgarien, der Griechenland und damit den Auftraggeber des Films, die griechische Regierung, in einen überaus grausamen und unnützen Krieg getrieben hat. Unvorstellbar in einem Jahrhundert der Zivilisation und des Fortschritts, mitten in Europa. Das gleiche Denken wie auch heute hinsichtlich der Unbegreiflichkeit der jetzigen Balkankriege führte zu dem Bedürfnis nach Belegbarkeit der Schuld. Wer waren die Verantwortlichen für dieses Grauen? M. Robert, Robert Schwobthaler und seinen Operateuren scheint die Umsetzung dieser Aufgabenstellung gelungen. Wie kaum ein anderer Kriegsfilm dieser Zeit wurde er mit einem pazifistischen Impetus vermarktet. Der Film spielte nicht zuletzt wegen dieser Ausrichtung weltweit große Sum-

men ein, die Spielorte und -wochen sind zahlreich und illuster.

Es ist noch nicht erforscht, ob Robert Isidor Schwobthaler durch diesen Film auch finanziell wieder auf die Füße gekommen ist. Sicherlich war für ihn dieser Film persönlich ein großer Erfolg, obwohl die ihm zugeschriebene Rolle des Kameramanns durch diesen Film nicht belegt ist. Da Allgeier seit 1911 Filme aufnahm, ist zu vermuten, daß Schwobthaler eher als „Regisseur“ des Films und Organisator der Reise, als Manager zwischen der Regierung und des Militärs aufgetreten ist. Sous la Mitrailie ist nach November 1913 die letzte Spur des M. Robert in Frankreich. Schwobthaler hatte bereits einige Zeit vorher wieder festere Bande in den Breisgau geknüpft und sich bei der 1910 gegründeten Expreß-Films GmbH, Freiburg beteiligt.

WELT-KINEMATOGRAPH FREIBURG GMBH

Freiburger Kinogeschichte und Freiburger Filmproduktionsgeschichte waren ab 1906 eng miteinander verwoben. Nicht nur wegen der Einheit des damaligen Aufnahme- und Abspielgeräts, dem Kinematographen. Auch wegen der Einheit des Interesses der Betreiber beider Branchen, fast hätte ich gesagt, dieser Branche: man wollte Geld verdienen. In Freiburg jedenfalls waren die ersten Betreiber von Kino- und Filmproduktionsbetrieben – wie heute meist auch noch – Geschäftsleute. Sie handelten vor ihrem Einstieg in die Filmbranche mit Wein, Stahl und Textilien. Mit dem Kino kam erhebliche Bewegung in die Branchen.

Am 13. 2. 1906 erfolgte im Freiburger Handelsregister die Eintragung des ersten Freiburger kinematographischen Betriebs überhaupt. Sein Name ist Programm: Kosmograph. Man muß sich das auf der Zunge zergehen lassen, einen Namen, dessen Dimension auch heute noch nicht annähernd ausgeschöpft wird. Aber die Vision, alles uns Greif- und Erfahrbare zeigen oder abbilden zu können, war wohl damals wie heute auch jenseits aller Übertreibungen sprachlicher Art schon vorhanden. Das Ziel des „Unternehmens ist, in Städten des In- und Auslandes kinematographische Institute in Verbindung mit Straßenreklamen zu gründen“. Die

Geschäftsführer von Kosmograph waren vier Freiburger Kaufleute: Bernhard Gotthart (1871–1950), Franz Julius Wenk (?–1915), Franz Steiger und Oskar Köhler. Über den weiteren Geschäftsverlauf der Firma ist nicht viel bekannt, es gab sie unter diesem Namen auch zu kurz dazu. Es muß wohl turbulent zugegangen sein, denn bereits gut einen Monat später schied Oskar Köhler aus der Geschäftsführung wieder aus. Auch der Firmenname wurde geändert, der zweite Anlauf, ins Geschäft zu kommen, begann. Der neue Name klingt eine Nummer kleiner, zwar immer noch visionär, aber schon realistischer: Welt-Kinematograph. Die drei „alten“ Geschäftsführer bzw. Gesellschafter leiteten die Firma weiter.

Neben reisenden Instituten bauten die Freiburger Kaufleute rasch eine Kinokette mit der Markenbezeichnung Welt-Kinematograph und ca. 12 ortsfesten Lichtspieltheatern in Süddeutschland auf. Obwohl das Konzept Kinokette für 1906 ziemlich einmalig gewesen sein dürfte, setzten die Kaufleute nach gut zwei Jahren auf eine Erweiterung ihrer Zielsetzung. Am 4./6. Februar 1908 wurde der Handelsregistereintrag für unseren Zusammenhang entscheidend ergänzt: „Der Zweck der Gesellschaft ist jetzt die Errichtung und der Betrieb von kinematographischen Instituten aller Art (reisenden und feststehenden) in Städten des In- und Auslandes, ferner auch der Betrieb von kinematographischer Straßenreklame, die Erweiterung des Geschäftskreises durch Fabrikation von Films, Transparentplatte und Apparaten für fixe und kinematographische Projektionen, ferner durch Handel mit den erwähnten Artikeln und Vertretung anderer Fabrikate.“ Die erste „echte“ Freiburger Filmproduktion nimmt – vermutlich mit Unterstützung aus dem Ausland (M. Robert?) ihre Arbeit auf. Im April sucht die Firma Welt-Kinematograph per Anzeige im Branchenfachblatt einen „Photographen“. Da viele der Kameramänner des frühen Kinos von der Photographie her kamen, ist anzunehmen, daß die Firma expandiert und als Kameralleute Photographen anlernt.

Während Produzenten wie die französische Firma Pathé Frères und die nordamerikanische American Mutoscope and Biograph Co., die Marktführer in den späten Jahren des 19. und frühen Jahren des 20. Jahrhunderts, Sujets

aller Sparten in die Kinos brachten, setzten die Kaufleute aus Freiburg bereits in den Gründungsjahren speziell auf die Produktion von solchen Filmen, die das einlösten, was der Firmename versprach: Filme von Welt, aus der ganzen Welt, über die ganze Welt: eindrucksvolle Naturaufnahmen, danach die Welt, wie sie war, aktuell, interessant, eindrucksvolle Abbilder derselben. Sie befanden sich damit in guter Gesellschaft und am Puls der Zeit: „Ab 1907/08 zeichnet sich in der Tat ein auf der Basis des freien Wettbewerbs konsistent aufgebautes Repertoire ab. Die Firmen Pathé, Gaumont, Eclipse, Urban, Raleigh & Robert, Ambrosio und die Freiburger Welt-Kinematograph sind mit von der Partie bei diesem vornehmlich europäischen Phänomen einer bedeutenden und ausdauernden Produktion von ‚non-fiction Filmen‘, deren Beständigkeit sich an der Zusammensetzung der Kinoprogramme bis zum Weltkrieg ablesen läßt. (Roland Cosandey, Bilderbogen einer Filmexpedition im Lande des Tourismus, Kintop 4, 1995).“

Zunächst nahmen die Operateure von Welt-Kinematograph regionale Bilder auf. So die Felsenkletterei im Schwarzwald (1908). Der Film wird im Freiburger „Stammhaus“, dem Kino Weltkinematograph, gezeigt, aber sicherlich auch in ganz Deutschland vermarktet worden sein. Dann brachen die Produzenten in ihre weitere Umgebung auf: Die Schweiz, Frankreich und Italien, vereinzelt der Balkan bilden den Hinter- oder Vordergrund für viele, jedenfalls für über 280 Filme, allein zwischen 1908 und 1911. Besonderes Merkmal der Gesamtproduktion: nicht ein Drama, Lustspiel oder dergleichen befindet sich darunter.

Dazu kommen Aufnahmen, die eher lokal von Interesse gewesen sein dürften, wie etwa der Film, den einer der Kaufleute und Gesellschafter, Franz Julius Wenk, 1909 ermöglichte und der als typische Lokalaufnahme mit Auswertungsinteresse vor Ort bezeichnet werden kann: Eine Bootsfahrt auf der Dreisam von Freiburg bis zum Rhein (1909). Es ist anzunehmen, daß dieser Beitrag zur Freiburger Stadtgeschichte auch zur Imagepflege des Kinematographengewerbes beitragen sollte.

Gut ein Jahr nach der Gründung müssen sich wieder erhebliche Dissonanzen in der Geschäftsführung zugetragen haben. Als näch-

ster Geschäftsführer schied mit Wirkung vom 29. März 1909 aus bisher ungeklärten Gründen Bernhard Gotthart aus. Ein Mann, der 1919 von sich behaupten wird: „In der Fabrikation, dem Verleih und Ankauf von Monopolfilmen sowie der Leitung von Lichtspieltheatern und Reise-geschäften habe ich wohl die längste praktische Erfahrung in Deutschland“. Ein Jahr später gründete er mit Robert Schwobthaler die zweite Freiburger Filmproduktionsfirma, die Expreß-Films Co.

Für den ausgeschiedenen Gotthart fand die Firma Welt-Kinematograph am 2. 4. 1909 als Nachfolger Hermann Bösel, Kaufmann in Freiburg, stellvertretender Geschäftsführer; nach gut einer Woche ist er schon wieder aus dem Handelsregister gestrichen: ausgeschieden 10. 4. 09. Unruhige, schnelllebige Zeiten! Erst im Februar 1910 fand sich mit dem Freiburger Kaufmann Fritz Karcher ein Nachfolger ein, der bis zur Liquidation der Firma als Geschäftsführer tätig blieb.

Es ist anzunehmen, daß die Geschäfte der Filmproduktion bei Welt-Kinematograph zunächst weiterhin gut liefen, zumal das Konzept, sich zu spezialisieren, nach wie vor aufging und auch Referenzen vorzuweisen sind. Am 21. 9. 1910 warb die Firma Welt-Kinematograph Freiburg mit der „... exklusiven Drehgenehmigung des Großherzogs von Baden innerhalb seines Schloßplatzes ein genaues und übersichtliches Bild von den Festlichkeiten in seiner Residenz herzustellen“. Am 1. Dezember 1910 fanden Freiburger Filme den Weg nach Südafrika. Mit dem Dampfer eingetroffen machen „... Films einer Freiburger Firma einen recht günstigen Eindruck...“, so daß der Besuch als angenehme Abwechslung empfohlen wurde.

Ungefähr drei Jahre reichen die Räumlichkeiten der Abteilung für Fabrikation von Welt-Kinematograph im Hause des Kinos Welt-Kinematograph, Kaiserstr. 68, aus. Am 8. 3. 1911 verstärkt die Firma mit einem neuen, sehr deutsch wirkenden Signet (Ein Adler hält einen Ausschnitt aus dem Weltall zusammen, das Licht der Sonne auf die Erde wird gleichgesetzt mit dem Blick von WKF = Welt-Kinematograph Freiburg auf die Natur) ihren Anspruch, schöne und inhaltsreiche Naturbilder aus aller Welt für alle Welt präsentieren zu wollen. Die Firma pro-

duziert, verkauft und verleiht von nun an ihre Produkte unter der eingetragenen Schutzmarke „Welt-Film“. Am April 1911 erscheinen in den Fachblättern Anzeigen, die darauf hinweisen, daß „... die gesamten Büros und Fabrikationsanlagen, um den gesteigerten Anforderungen in jeder Weise gerecht werden zu können, in die bedeutend erweiterten Räume nach Zähringerstr. No. 17 verlegt worden sind. Durch bedeutende Vergrößerung und Einrichtung mit den neusten Fabrikationsmaschinen ist die Gesellschaft in den Stand gesetzt, die Fertigstellung der aufgetragenen Arbeiten auf das Pünktlichste zu erledigen. Die sämtlichen Fabrikate werden in Zukunft unter der Marke ‚Welt-Film‘ auf dem Markte erscheinen.“

Die Neuheiten von Welt-Film für das Kino, den ehemaligen Kinematographen, bleiben unverändert: Völkerstudien (Unter den Nomaden), Naturbilder (Die Jungfrauabahn), interessante Industriebilder (Elektroseilbahn zur Speisung der Hochöfen) und Belehrendes und Interessantes (Unsere blauen Jungens beim Dienste auf dem Lande).

Am 2. 8. 1911 bewirbt Welt-Kinematograph seine Neuheiten (Hamburg, Nomadenvölker und Ein seltener Künstler) und bietet gleichzeitig an, Lokal-Aufnahmen herstellen zu können: Es scheint, als ob die erste Schaulust, sich die Welt in allen Facetten anzuschauen, der Selbstzurschaustellung gewichen ist.

Die Kaufleute reagieren auch mit Anzeigen, als sich filmverleihwirtschaftliche Veränderungen abzeichnen, so zur Monopolfrage am 2. 9. 11 in der Branchenzeitschrift L. B. B. (Licht-Bild-Bühne): „Wir erklären hiermit, daß wir uns an dem geplanten oder noch später auftauchenden Monopolprojekten in keiner Weise beteiligen werden, sondern nach wie vor mit unseren Kunden direkt arbeiten.“ Welt-Kinematograph G.m.b.H. Freiburg i. B. Abteilung für Fabrikation.

Nach wie vor ist die Firma gut für Innovationen und bringt auch Sujets auf die Leinwand, die wenig publikumsträchtig, aber dafür selten sind. Der Film „Ein seltener Künstler“ (1911) handelt von einem an Händen und Füßen behinderten Malkünstler, der es im Laufe der Jahre durch Geduld dazu gebracht hat, mit dem Munde seine Arbeit zu verrichten. „In unserem Film sehen wir, wie der Künstler sein

Modell in einem gut gelungenen Bild festhält, ferner wie er ißt und trinkt und ganz besonders interessant ist sein Kartenspiel.“

Am 25. 10. 1911 ist der Signet-Adler wieder aus den Anzeigen verschwunden, statt dessen erscheint die Schutzmarke Welt-Film, die das alte Buchstabensignet WKF umrahmt. Nur eine Geschmacksfrage? – 1912 verwendet Welt-Film nur bestes Kodak-Material. Die Firma Welt-Kinematograph unterhält jetzt auch in Berlin, Friedrichstr. 10, dort wo alle großen Filmproduktionsgesellschaften ihren Sitz haben, eine Vertretung (H. Rosenblum). Von Freiburg aus bietet sie ein Jahr später reichsweit als Dienstleistungen das Entwickeln von Negativen, die Herstellung von Positiv-Abzügen, Titel und Reklamefilms, das Viragieren in allen Farben, einfache und Doppelfärbung, den Service einer Perforier- und Kopier-Anstalt, die Herstellung von Lokalaufnahmen und den Film-Klebstoff „Marke Haltfest“ an. Als Beispiel einer Lokalaufnahme gilt die Zusammenarbeit mit dem Freiburger Stadttheater, dessen damaliger Regisseur Dr. Eckert für die Schattenspielaufnahme *Der Totengräber vom Feldberg* (1913) Schattenspielfiguren aufstellt und bewegt. Kino und Theater scheinen sich in Freiburg arrangiert zu haben.

Der Beginn des 1. Weltkriegs bedeutet auch für die Produktion und den weiteren Geschäftsverlauf von Welt-Kinematograph Freiburg eine große Zäsur, obwohl ab 9. 9. 1914 mit der Produktion von Kriegsprogrammen, wie z. B. *Deutsche Soldaten im Felde* begonnen wurde. Wobei allerdings bisher unklar ist, ob der Film selbst produziert oder nur „geliefert“ wurde. Die Produktionszahlen gingen – verglichen mit denen von 1908–1911 – rapide in den Keller. 1912 bis 1919 wurden in dem doppelten Zeitraum einhundert Filme weniger gedreht. Vor allem 1917–1919 müssen die Produktionszahlen erschreckend niedrig gewesen sein. Zudem starb Ende des Jahres 1915 Mitbegründer und Teilhaber Franz Julius Wenk. Über den weiteren Verlauf der Firma ist bisher nur zu sagen, daß sie ihrer Ausrichtung treu blieb und weiterhin in den Kriegsjahren hauptsächlich Naturbilder, z. B. *Durchs Höllental* und *der Ravensaschlucht nach Titisee* (1916), Aktualitäten wie *Beisetzungsfestlichkeiten seiner Excellenz General der Infanterie*

Gäde am 19. 6. 1916 in Freiburg/Br. und Lehrfilme wie Vorführung von Rassehunden (1916) produzierte. Es ist aber davon auszugehen, daß die Konzentrationsbewegungen innerhalb der Filmwirtschaft während des 1. Weltkrieges nicht spurlos an der Firma vorbeigegangen sind. Außerdem erschwerte die kriegsnahe Lage die Produktion. Die spezielle Ausrichtung auf lediglich lehrreiche Themen, die während des Krieges und sicherlich auch einige Zeit danach nur noch wenig Interesse fanden, tat sicher ihr Übriges.

Am 23. 2. 23 ließen sich die langjährigen Geschäftsführer Steiger und Karcher als Liquidatoren eintragen. Am 10. 3. 1924 war die speziellste und umfangreichste Freiburger Produktionsgesellschaft erloschen.

EXPRESS-FILM GMBH, FREIBURG I. BRSG.

Eine ganz andere Dynamik vermittelt die Firmengeschichte der zeitgleich mit der Welt-Kinematograph GmbH in Freiburg ansässigen Expreß-Film GmbH.

Am 12. April 1910 hatte Bernhard Gotthart – ein knappes Jahr nach seinem Ausscheiden bei Welt-Kinematograph – als alleinigen Zweck von Expreß Films Co. „... die Fabrikation, Verkauf und Verleihen von Films, Apparaten, Platten, Photos etc. für fixe und kinematographische Projektion“ ins Handelsregister eintragen lassen. Das Stammkapital der neuen Firma betrug 20 000 Mark, Gotthart war alleiniger Geschäftsführer mit neuen Ideen, die er und seine Mitarbeiter ziemlich schnell und geschäftstüchtig umsetzten. Es entstanden Novitäten wie z. B. Rätselfilme, deren primäres Ziel, neben dem Spaß am Rätseln, es war, das Publikum so oft wie möglich ins Kino zu locken, um die Rätsel daselbst zu lösen: Wilhelm Tell (1910), Wer bin Ich? (1911) und Der Nibelungenring (1912) stehen für eine neue Kategorie von Kinounterhaltung.

Am 2. November 1911 schlug Expreß Films Freiburg ein neues und nachhaltiges Kapitel in der deutschen Kinematographie auf. Durch Beschluß der Gesellschafter wurde der Name der Firma programmatisch richtungsweisend geändert: Expreß Films Co. GmbH (Redaktion und Verlag „Der Tag im Film“. Erste deutsche

tägliche kinematographische Berichterstattung) Freiburg i. Br.

Am 30. 11. 1911 warb Express-Films mit dem Motto „Hissen Sie die deutsche Flagge in Ihrem deutschen Theater“ für die erste deutsche tägliche kinematographische Berichterstattung und unterhielt für den Vertrieb dieser Tagesschau Agenturen in Berlin, Wien, Budapest, Paris, London, Amsterdam, Stockholm, Kopenhagen, Kristiania, Moskau, Rostow a. D., Helsingfors und Sofia.

In der Produktion waren zahlreiche Operateure, auch viele Familienmitglieder, beschäftigt. Gottharts Schwager, Sepp Allgeier, der vom Zeichnen und Malen zur Photographie und von dort zum Film kam, wurde 1911, gerade 16jährig, auf dem Dach der neuen Firma in der Freiburger Schusterstraße 5, bei Probeaufnahmen von einem Erdbeben überrascht. Er vergaß vor Aufregung, das Erdbeben zu filmen. Aber Allgeier gehörte trotzdem bald zum festen Team der Express-Operateure und blieb trotz oder gerade wegen dieses Schlüsselerlebnisses bei einem Beruf, der – auch angesichts der Ziele Gottharts – hohe Flexibilität und Reiselust verlangte. Ausgebildet wurde er vom Express-Mitarbeiter, Kamerabauer und Kameramann Post, der für Gotthart und die Express-Film auch die Gebrüder Franz und Othmar Ostermayr – die später durch ihre Ganghofer-Filme bekannt wurden – ausgebildet hat.

Der Freiburger Versuch täglicher Berichterstattung wurde allenthalben mit Erstaunen aufgenommen und alsbald Gegenstand breiter Diskussionen in der Fachpresse. Dabei werden die Aktualitätenbilder als „Zeitungskino“ rezipiert. Inhaltlich eben als tägliche Nachricht und so schnell und aktuell wie eine Zeitung. Die Presse wittert Konkurrenz. Bereits am 27. 12. 11 fragt ein A. J. Storfer im Kinematograph: „Wird die kinematographische Zeitung die Zeitungspreise ernsthaft schädigen?“ Seine Konklusion ist – für die Presse – beruhigend: „Im Gegenteil: Das Lesen wird in erhöhtem Maße zum Schauen, das Schauen zum Lesen anregen. die Annahme, die optisch-bewegliche Zeitung und die gedruckte, sprachliche Zeitung könnten sich gegenseitig Konkurrenz machen, wäre so unhaltbar, wie etwa zu glauben, die Zunahme der Reisewerke bedinge ein Abflauen der Reiselust oder der Verkauf von Textbüchern



vermindere die Zahl der Theaterbesucher.“ Skepsis dagegen herrscht bei der Einsatzmöglichkeit täglicher Berichterstattung in Kinos, die überwiegend Wochenprogramme vorführten. Der Freiburger Versuch wird als wirklich ernstzunehmendes Angebot jeden Tag neue Berichterstattung anzubieten eingeschätzt, verbunden mit der Frage nach dem Nutzen bezüglich der Kinobesucher, die dann ja auch täglich ins Kino gehen müßten, um die Aktualität erfahren zu können. Die Freiburger Idee wird aber grundsätzlich als von großer kulturpolitischer Tragweite betrachtet und die rühmenswerte Kühnheit der Freiburger Firma gelobt. Darüber hinaus müßte es „... Wunder nehmen, wenn dem deutschen Kapital die Lösung dieses par excellence organisatorischen Problems nicht gelingen würde.“

Zunächst reichte das Kapital von Gotthart, um „Der Tag“ im Film-Konzept aufgehen zu lassen. Seine Firma bestand 1911 aus 12 Personen, darunter seine Ehefrau Margarete, die ihn vertrat, wenn Gotthart auf Reisen war. Die Kameraleute der Firma, allen voran der junge Allgeier, drehen überall dort, wo große Publikumswirksamkeit garantiert war. Allgeier filmte dabei gern die Welt von oben; so 1911 den Aufstieg des Luftschiffs „Schütte-Lanz“ in Berlin; daneben entstanden auch Aufnahmen aus dem Luftschiff mit Blick auf die große Kaiserparade auf dem Tempelhofer Feld. Am 1. Januar 1912 entstand ein weiteres Bild von „Oben“: Allgeier erregte als Operateur beim Aufnehmen des Kaisers und seiner sechs Söhne die Heiterkeit der Hohenzollern, da er zu Frack und Zylinder – wegen einschneidender Konfektionsprobleme – im Gegensatz zu den anderen bei Hof zugelassenen Fotografen kurze Hosen trug. Die lachenden Hohenzollern – Allgeier ließ nun die Kamera laufen und schuf damit eine sensationelle Aufnahme Gefühle zeigender Herrscher.

Neben der täglichen Berichterstattung ging Express-Film auch weiter andere, neue Wege der Dokumentar- und Naturaufnahmen. Im Winter 1912/13 brachte Gotthart seine Mitarbeiter – wieder ist Allgeier der Kameramann – dazu, die hunderte Kilo schwere Ausrüstung ins Hochgebirge zu schleppen. Am Ende der abenteuerlichen und extremen Dreharbeiten war der erste deutsche, vermutlich auch international erste Hochgebirgsfilm entstanden:

4628 Meter hoch auf Skiern. Besteigung des Monte Rosa (1913). Wesentlichen Anteil an dem Gelingen des Films hatten die Aktiven des Akademischen Ski-Clubs Freiburg, die als Akteure – von Darstellern kann noch nicht gesprochen werden – exzellenten Skisport demonstrierten: Der Ethnologe Odo Deodatus Tauern, Dr. Hans Rohde und der Geologe Dr. Arnold Fanck. Tauern und Fanck wurden die Dreharbeiten ebenfalls zum Schlüsselerlebnis. Anfang 1920 gründeten sie, vom Film und von den Bergen gleichermaßen begeistert, die Freiburger „Berg- und Sportfilm Gesellschaft“. Fanck wurde mit dieser Gesellschaft in den zwanziger Jahren zum Regiefachmann eines Genres, das Millionen in die Kinos gezogen hat. Aber das ist eine andere Geschichte.

Zunächst rüstete die Express-Film weitere Expeditionen aus, um europäische und auch außereuropäische Begebenheiten in die Kinos zu bringen. Die Ziele der oft akademischen Freiburger Projektleiter und Operateure waren neben dem Himalaja das Amazonasgebiet, Rußland und die Molukken. Mit der internationalen Berichterstattung erweiterte sich auch die Verleih-/Vertiebsstrategie. Im Juli 1913 ändert sich ein weiteres Mal der Name der Expreß Film Co. Er wird bezüglich Der Tag im Film genauestens spezifiziert: Erste und älteste internationale tägliche kinematographische Berichterstattung. Der Zusatz Freiburg i. Br. entfällt, das Unternehmen wird auch vom Namen her international. Von nun an erschien die erste deutsche Tagesschau nicht nur im deutschsprachigen Raum, sondern mit französischen und englischen Zwischentiteln international im Abonnement vertrieben unter den Titeln „Express-Journal“ (franz.) und „The Day in the Film“ (engl.).

„Der Tag im Film“ blieb in diesen Jahren Thema in den Branchenblättern. 1913 erschien ein Artikel „Kinematograph und Zeitgeschichte“, der sich speziell der kinematographischen Berichterstattung über Tagesereignisse aus der Sicht eines Vertreters der Anti-Schund-Film-Liga, Albrecht Hellwig, widmet. Der Autor outhet sich dem Kino und der täglichen Berichterstattung gegenüber insgesamt eher ablehnend und nimmt die „früheren dithyrambischen Lobpreisungen“ aufs Korn. Gleichzeitig gibt er sich aber pragmatisch duldend, da er insbesondere

der nationalen Berichterstattung kulturfördernden Einfluß beimißt. Sportberichterstattung – z. B. das Wettspiel um die deutsche Fußballmeisterschaft in München – ist ihm dabei eher ein Greuel. Dabei entwickelt er fast beiläufig, und es bleibt unklar ob ironisierend oder hellsehtig, die Zukunft der täglichen kinematographischen Berichterstattung, das Fernsehen: „Wessen Phantasie noch kühnere Bahnen (als den Ersatz der Zeitung durch das Kino, Anm., d. Verf.) einzuschlagen vermag, wird es vielleicht sogar für möglich halten, daß über kurz oder lang jeder, der es sich leisten kann, in seinem Hauskino abends die neuesten Ereignisse aus Nah und Fern sich vorführen läßt, vielleicht sogar, ohne, daß in seiner Wohnung ein kinematographischer Vorführapparat sich befindet. Wer will derartiges als unmöglich zu verwirklichende phantastische Träume bezeichnen, wenn man an die Fernübertragung von Bildern, an die drahtlose Telegraphie und an die drahtlosen Telephone denkt...“ (1913!)

Außerhalb dieser Vision spricht sich Hellwig vor allem für die Förderung des nationalen Gefühls und die Stärkung der deutschen Reputation im Ausland durch die tägliche, aktuelle Berichterstattung durch „Der Tag im Film“ aus, wobei es ihm dabei nicht darauf ankommt, ob die Sinnbilder deutscher Stärke und deutschen Selbstbewußtseins aus deutscher Produktion stammen. Hauptsache, sie sind wesentlicher Bestandteil der Kinovorführung und nicht etwa der Schundfilm! Ganz wesentlich für die Einordnung des Stellenwerts von „Der Tag im Film“ in diesem Zusammenhang ist die Bemerkung desselben Autors, daß die Produktion der deutschen Berichterstattung über deutsche Sujets dazubeigetragen hat, die Marktführer der internationalen Berichterstattung – die französischen Firmen Pathé-Journal, Gaumont-Weekend und Éclair-Revue – dazu zu bringen, der neuen Konkurrenz aus Freiburg durch die stärkere Aufnahme deutscher Sujets in ihre internationalen Programme offensiv zu begegnen.

Ihre selbst auferlegte Verpflichtung, aktuell berichtzuerstatten, wird aus den Anzeigen der Express-Film in den Branchenblättern deutlich, die Bestattungsbilder vor der Beerdigung bewerben: Der 60 Meter Film Die Beisetzung Sr. Kgl. Hoheit Prinzregent Luitpold von Bayern in München kann per Telegrammwort „Bei-

setzung“ geordert werden. Lieferbar ist der Film bereits am Tag nach der Beisetzung! Ähnlich aktuell ist der 60 m Film Cölner Faschingszug am Rosenmontag 1913, dessen Auslieferung für den Karnevalsdienstag angekündigt wird. Anlässlich dieses Karnevals warb die Firma in ganz Deutschland für die Aufnahme von Faschingszügen durch Express-Films. Zum Umfang der Filmfabrik gehörten nun dezidiert die Herstellung von Lokalaufnahmen, Reklamefilms, das Kopieren von Negativen, das Entwickeln von Negativen und Positiven, das Perforieren, die Chemische Virage, Titelanfertigungen, Färbung und Doppelfärbung, das Perforieren von Positiv- und Negativ-Material in „erstklassiger Ausführung“.

Am 24. 12. 1913 wurde der Film „Mit der Kamera im Ewigen Eis“ über die Hilfsexpedition Lerner nach Spitzbergen zur Auffindung der verunglückten Schröder-Stranz-Expedition mit der Möglichkeit des Monopol-Abschlusses nur über Express-Films Co. angeboten. Kameramann bei dieser erneut sehr aufwendigen Produktion war wieder Sepp Allgeier, der monatelang und unter Lebensgefahr im Nordmeer als Teilnehmer einer Hilfsexpedition zubrachte. Mit dabei drei Kilometer Rohfilm. 935 m davon wurden einer der größten Verkaufsschlager der Freiburger Firma.

Es ist von den Anzeigen von 1913 her zu vermuten, daß die tägliche internationale Berichterstattung zurückgefahren wurde. Gegen Ende des Jahres bestand das Agenturnetz nur noch aus den Agenturen in Berlin und Wien. Es ist zu vermuten, daß die Express-Film bzw. Bernhard Gotthart und Robert Schwobthaler erkannt hatten, daß die genannten Bergfilme und Kriegsberichterstattungen mit abendfüllender Länge bessere Rendite einbrachten.

Die größten Einspielergebnisse bzw. der größte Verkaufsschlager der Firma blieb nämlich der bereits oben beschriebene Frontbericht „Mit der Kamera in der Schlachtfront“, der nicht nur verkauft, sondern auch verliehen wurde. Der Film „... feiert Triumphe bei Hoch und Nieder“. Für das Jahr 1914 vermeldete Express-Films weltweit ausverkaufte Vorstellungen: Im Frühjahr 1914 in den USA, Ägypten, Ungarn und Griechenland. Teilweise hob die Werbung nur auf den pazifistischen Charakter des Films ab, der die Greuel eines modernen Krieges

realistisch und ergreifend darstelle. In einer Branchenblattanzeige hieß es am 26. 11. 1913 sogar: „Millionen von Menschen werden ausrufen: Nieder mit den Waffen, wenn sie unseren Monopol-Film gesehen haben!“

Der 1. Weltkrieg brachte für die deutsche Kinematographie, auch und insbesondere für die Freiburger Produzenten einschneidende Veränderungen. Deutschland kämpfte gegen Frankreich, auf dem Schlachtfeld und im Kino. Einerseits mit Waffen, andererseits mit Filmen, die die nationale Gesinnung stärken sollten, mit patriotischer und den Kampfeswillen betonender Kriegsberichterstattung und gegen Filme, die dem entgegen standen, französische Produktionen zu allererst. Die deutsche Film- und Kinowirtschaft wurde von dem weltweit führenden Filmland Frankreich – aus dem von 1895 bis 1911 siebenundvierzig Prozent aller in Deutschland aufgeführten Filme stammten, mit einem Schlag abgeschnitten. Nach zwei eher zögerlichen Jahren – die Propagandawirkung der Kinematographie mußte erst Einzug in die Köpfe der hohen Militärs und Regierenden Einzug halten – kam es zu erheblichen Bemühungen von Politik, Generalität und Filmwirtschaft, das Kino und den Film in die Kriegsstrategie einzubeziehen. Die Organisation der Filmwirtschaft wurde zur Chefsache erklärt, die Vorbereitungen für die spätere UFA mit preußischer Gründlichkeit von Politik und Generalität getroffen und die Branche ermuntert, sich zu nationalem Interesse dienenden Zusammenschlüssen einzufinden. Dabei hatten Berliner Firmen mit direkten Kontakten zu Machtzentren und stärkerer Kapitaldecke die Nase vorn. Für kleinere, zudem badische Unternehmen war als Firma kaum noch Handlungsspielraum, Schwobthaler und Gotthart waren nun auf sich gestellt.

Robert Schwobthaler verhalfen seine Referenzen hinsichtlich „Mit der Kamera in der Schlachtfrent“ zu einer sofortigen Beschäftigung in der Reichswehr. Am 30. Oktober 1914 vermeldet in Freiburg eine Zeitungsnotiz, daß er „seit einigen Wochen mit seinem Kinofotographen der Kronprinzen-Armee, dem Generalkommando des fünften Armeekorps zugeteilt“ vor Verdun ist. Als „Soldat für Filmaufnahmen“ drehte bzw. ließ er drehen: Aufnahmen von Armeeeinheiten, Aufnahmen vor Verdun und

aus Rußland sowie sensationelle Aufnahmen aus dem Flugzeug. Schwobthaler schien dabei weniger als Express-Repräsentant oder Kameramann tätig gewesen zu sein, in seinem Nachruf wird seine Funktion als zugeteilt zur „Inspektion des Lichtbildwesens“ beschrieben. Ein Kaufmann in beratender Funktion in Sachen Kino für Generäle!? – Es scheint so gewesen zu sein. Auch Gotthart war – während „seiner“ Kameraleute als Kriegsberichterstatte an und hinter der Front drehen, vor allem wegen seiner Branchenkenntnisse als Kaufmann und Organisator gefragt. Im Jahr 1917 beauftragte ihn die Reichswehr, im Bereich des 14. Generalkommandos „Vaterländische Lichtspiele“ einzurichten. Er bereiste mit zwei mobilen Einheiten mit eigener Technik bis Kriegsende ca. 130 Spielstellen, wobei die Kriegsberichterstattung Hauptthema der Vorführungen war. Die eigentlich produktiven Aktivitäten der Firma kamen dabei fast ganz zum Erliegen. Express-Films produziert unter eigenem Namen zwischen 1914 und 1918 lediglich drei Filme über Kriegshandlungen. Der 1875 Meter lange Film über Kampfhandlungen in Rußland „Die Durchbruchsschlacht in Galizien“ (1916), wurde dabei in Anlehnung an den erfolgreichen Balkankriegsfilm als Teil einer Serie „Mit der Kino-Kamera im Weltkrieg“ vermarktet. 1915 löste Robert Schwobthaler den Geschäftsführer Gotthart ab. Ob aus privaten oder geschäftlichen Gründen ist bislang unklar. Es ist anzunehmen, daß der Wechsel in der Geschäftsführung in gegenseitigem Einvernehmen geschah, da beide auch noch Anfang der zwanziger Jahre geschäftlich eng verbunden blieben. So produzierten sie beispielsweise ihren ersten gemeinsamen und den zugleich ersten Freiburger Spielfilm, den Passions-Film Der Galiläer (1919–1921). Während des Krieges ist jedoch folgende Aufgabenteilung anzunehmen: die Kameramänner von Express-Film waren zur Reichswehr eingezogen und arbeiteten im Auftrag des Heeres und später des Bild- und Filmamtes an der Front, Robert Schwobthaler organisierte ihren Einsatz und beriet die Militärführung bei kinematographischen Projekten. Bekannt ist ebenfalls, daß ein größerer Bestand an bereits früher hergestellten Reisebildern wie Ein Trachtenfest im Schwarzwald (1911) der aufgelösten Firma R. & R. und auch einige

Filme der Express-Film – vermutlich durch Schwobthalers Initiative – in den Bestand und Vertrieb des Bild- und Filmamtes (BuFa) in Berlin übernommen wurde.

Im Jahr 1919 sind die meisten dort eingelagerten Express-Filme 1918 nach einer Explosion des hochfeuergefährlichen Materials verbrannt. Die ehemaligen Räumlichkeiten der Freiburger Filmfabrik und zusammen damit auch der private Bestand Gottharts an Express-Filmen wurden beim Bombenangriff auf Freiburg 1944 zerstört bzw. vernichtet. Durch die jüngsten Forschungen zum frühen Kino sind zumindest viele Filmtitel- und Produktionsangaben wieder aufgetaucht. Durch intensive Recherche gelingt es auch immer wieder, Filmkopien oder Fragmente aufzuspüren, die durch glückliche Umstände erhalten geblieben sind (so z. B. die Sammlung des Abbé Joye, Basel, jetzt BFI/NFTVA, London) oder die Kopie des Werbe- bzw. Kulturfilms der Deutschen Lichtbild-Gesellschaft (DLG) mit dem Titel „Freiburg, die Perle des Südlichen Schwarzwaldes“ von 1919, die mit spontaner finanzieller Unterstützung durch die Stadt Freiburg 1998 rekonstruiert und damit vor dem Verfall gerettet werden konnte.

Von allen Filmen Freiburger Produktionsgesellschaften, R. & R. immer eingeschlossen, sind bisher ca. 80 Titel aufgespürt worden, die materiell wirklich noch vorhanden sind. Der Zustand der Kopien ist teilweise erschreckend, so beim ersten deutschen Hochgebirgsfilm, dem o. g. Monte Rosa-Film der Freiburger Berg- und Sportfilm GmbH, der, aufgefunden in der

Schweizer Kinemathek, Lausanne, dringend der Restaurierung bedarf.

Es scheint notwendig, weiter zu forschen, auch für die Jahre 1906–1918, um die Situation der noch vorhandenen Filme und Fragmente zu verbessern, sie möglichst umfassend zu archivieren und benutzbar zu halten. Aber auch die Geschichte nach 1919 birgt sicherlich noch die eine oder andere film- und stadthistorische Besonderheit, die es zu entdecken gilt.

Anmerkungen

Burkhardt, Marga: Kinolandschaft bis 1919, in: *Journal film*, No. 32, Freiburg 1998, Kommunales Kino Freiburg, S. 92–99.

Birett, Herbert: *Das Filmangebot in Deutschland 1895–1911*, München 1991.

Cosandey, Roland: *Bilderbogen einer Filmexpedition im Lande des Tourismus, Kintop 4*, Basel 1995.

Fleer, Cornelia: *Vom Kaiser-Panorama zum Heimatfilm*, Marburg 1996.

Hosemann, Klaus W.: *Seinerzeit bahnbrechend – heute vergessen*, in: *Freiburger Almanach 1991*, S. 109–116.

Meusy, Jean-Jacques: *Paris-Palaces ou le temps des cinémas (1894–1918)*, Paris 1995.

Cüller, Corinna: *Frühe deutsche Kinematographie*, Stuttgart, Weimar 1994.

Anschrift des Autors:
Wolfgang Dittrich
Albertstraße 10
79117 Freiburg

Geschichte der Firma M. Welte & Söhne Freiburg i. Br. und New York

Die Firma Welte war weltweit einer der bedeutendsten und bekanntesten Hersteller von mechanischen und pneumatischen Musikinstrumenten.

Musikreproduktion war zu Anfang des 19. Jahrhunderts auf kleine Spieldosen und primitive Leierkästen beschränkt, die Entwicklung des Orchestrions durch Michael Welte machte erstmals die Wiedergabe komplizierter Musik ohne „live-Musiker“ möglich.

Die in der Firma entwickelten Technologien waren wegweisend für diesen damals bedeutenden Industriezweig, der um die Jahrhundert-

wende allein im Deutschen Reich rund 10 000 Arbeitskräfte beschäftigte. Welte & Söhne waren zwar eine der kleineren Firmen der Branche, aber durch die hervorragende handwerkliche Qualität der Instrumente und die von ihr eingeführten Technologien auch eine der bekanntesten. Ihren Ursprung hatte sie im Schwarzwälder Uhrmacherhandwerk. Um 1914 beschäftigte Welte im Werk Freiburg über 220 Mitarbeiter, stolz prangte der Schriftzug „Welte & Sons Freiburg i. B. and New York“ auf ihren Instrumenten und trug den Namen Freiburgs in alle Welt.



Ansicht der Fabrikanlage der Firma Welte & Söhne Freiburg i. Br. um 1890

Augustinermuseum, Nachlaß Welte. Fotos: Gerhard Dangel-Reese, Augustinermuseum.

Der 1807 geborene Michael Welte trat 1824 seine fünfjährige Lehre bei dem bekannten Uhr- und Musikwerkemacher Joseph Blessing in Unterkirnach bei Villingen an, bei dem er bis 1832 in Anstellung blieb. Bereits ein Jahr später, 1833, gründete er in Vöhrenbach (Schwarz-

wald-Baar-Kreis) eine eigene Firma und stellte walzengesteuerte Flötenuhren und Musikwerke mit Pfeifen her.

Der sich einstellende geschäftliche Erfolg ermutigte zum Bau von immer größeren und komplizierteren selbstspielenden Instrumen-



WOTAN

Orchestrion „Wotan“ um 1890

Augustinermuseum, Nachlaß Welte. Fotos: Gerhard Dangel-Reese, Augustinermuseum.



Fabrikgebäude der M. Welte & Sons Inc. in Poughkeepsie, N. Y. um 1913

Augustinermuseum, Nachlaß Welte. Fotos: Gerhard Dangel-Reese, Augustinermuseum.

ten, Uhrwerke wurden sehr bald keine mehr gebaut.

Die große Chance für Michael Welte kam 1846, als er von einem bis heute unbekanntem Auftraggeber aus der russischen Stadt Odessa den Auftrag für ein großes Orchestrion erhielt. Nach drei Jahren Herstellungsdauer wurde das Instrument nach Odessa geschickt. Die während des Transports erfolgten Vorführungen in Karlsruhe und Stuttgart wurden zu wahren Sensationen.

Dieses Instrument, das heute im Museum Odessa steht, begründete den Weltruhm der Firma, ihre Instrumente standen bald in den Konzertsälen der Fürsten und den Salons der Haute-volée. Das 1856 für den Großherzog von Baden gefertigte Instrument war ein großer Erfolg auf der „Ausstellung von Werken der Industrie und Kunst“ 1862 in London, 1878 liefert die Firma ein Orchestrion an König Karl von Rumänien. Auf allen Industrie-Ausstellungen erhielten die Welte-Instrumente höchste Auszeichnungen, auf der Weltausstel-

lung in Paris waren sie mit großem Erfolg vertreten.

Da ein großer Teil des Umsatzes im Export, vor allem nach Nordamerika, gemacht wurde, gründete Michael Welte 1866 eine Niederlassung in New York. Die „M. Welte & Sons“ ließ sich in der East 14th Street gegenüber der Steinway-Hall nieder, später kam ein Ausstellungsraum in der 5th Avenue dazu. Der älteste Sohn Emil übernahm die Leitung der Firma, er zog nach Norwichtown/Connecticut, wo 1872 sein Sohn Carl geboren wurde. Carl trat um 1900 ebenfalls in die Firma ein, beide wurden amerikanische Staatsbürger.

Auch in Moskau-Saratow wurde eine Niederlassung gegründet, die bis ungefähr 1900 bestand.

1872 zog die Firma vom abgelegenen Vöhrenbach nach Freiburg im Breisgau, die darauf folgende Entwicklung der Firma in der zweiten Generation war geradezu rasant. 1880 starb Michael Welte, seine Söhne Berthold, Michael jr. und Emil führten die Firmen weiter.

Ihr Erfindungsreichtum führte zu immer neuen Verbesserungen der Instrumente. So erhielten sie 1887 ein Patent auf ein System, das Papiermusikrollen anstelle unhandlicher und großer Holzwalzen zur Steuerung der Instrumente benutzte. Diese waren im Prinzip schon von der Jaquardschen Webstuhlsteuerung bekannt, die Adaption dieses Verfahrens für den Musikinstrumentenbau war technologisch revolutionär. Dadurch erschloß sich den Welte-Instrumenten ein praktisch unbeschränktes Repertoire.

Die Einführung dieser Technik in den Instrumentenbau brachte dem Hause Welte einen ungeheuren Aufschwung, durch den technologischen Vorsprung blieben sie auf lange Jahre hinaus nahezu konkurrenzlos und errangen auf allen beschickten Messen und Ausstellungen höchste Auszeichnungen.

Die Konkurrenz, die Lizenzen für dieses Verfahren der Musikaufzeichnung erwarb, zahlte für die Nutzung Patentgebühren. Diese trugen wesentlich zur guten wirtschaftlichen Lage der Firma bei und ermöglichten aufwendige Neuentwicklungen.

Um 1890 gab es im Fertigungsprogramm bereits die ersten Orchestrien mit Pianoeinbauten, aber noch waren diese Pianos simple Wiedergabegeräte in der Art der elektrischen Klaviere. Edwin Welte, der Enkel des Firmengründers und Sohn von Kommerzienrat Berthold Welte und sein Schwager Karl Bockisch arbeiteten seit ca. 1900 an der Weiterentwicklung des mit den Papierrollen eingeführten pneumatischen Systems.

Nach der erstaunlich kurzen Entwicklungszeit von vier Jahren wurden einem staunenden Publikum auf der Leipziger Musikmesse das „Mignon“ vorgeführt, der Urtyp der Reproduktionsklaviere. Bei diesem „Kabinett“ genannten Instrument handelte es sich um einen „Apparat“, der das Abspielen der Welte-Mignon-Klavierrollen erlaubt, im Korpus waren die komplette Pneumatik sowie ein Klavier ohne Tastatur untergebracht, dieses Instrument war also nicht handspielbar. Um 1906 kam der „Vorsetzer“ auf den Markt, ein Instrument, das lediglich die Pneumatik enthielt und über 80 ledergepolsterte Holzfinger und zwei Stäbe für die Pedale an jedes beliebige Tasteninstrument einjustierbar waren.

Den Anspruch, den diese Instrumente erhoben, war kein geringer, ein Firmenprospekt aus der Zeit formuliert es folgendermaßen:

Eine noch so sorgfältig gezeichnete mechanische Musik wird immer mechanisch klingen, es fehlt ihr die Freiheit in der Bewegung, der natürliche Fluß, der Schwung in der Auffassung, die oft unscheinbaren und doch so reizenden Tempowechsel. Kurz, das Spiel hat nicht das, was es „künstlerisch“, was es „persönlich“ macht.

Wir erkannten nach langem Studium, daß die einzige Lösung, die all die genannten Unvollkommenheiten gründlich beseitigt, in der Aufnahme des Spiels des Pianisten selbst und dessen Wiedergabe auf einem Flügel oder Piano zu finden ist. Die Aufgabe. war: Das Spiel erster Pianisten mit allen Feinheiten des rhythmischen und dynamischen Vortrags mit völligem Erfassen der persönlichen Note aufzunehmen, auf eine Rolle zu übertragen und mittels pneumatischer Vorrichtungen auf Flügeln oder Pianos auf das genaueste wiederzugeben. Diese Aufgabe wurde vollkommen gelöst.

Das so charakterisierte System wurde in Europa sofort ein großer Verkaufserfolg. Nachdem anfangs nur Feurich- und Steinway-Instrumente mit Welte-Einbau produziert wurden, gab es bald die Produkte weiterer bedeutender Pianofirmen wie Ibach, Berdux, Blüthner und Gaveau mit Welte-Pneumatik. Für die wirtschaftliche Entwicklung der Firma war der Erfolg der Reproduktionsinstrumente lebenswichtig, da die Nachfrage nach Orchestrien stark gesunken war.

Bereits um 1907 Jahre später wurden handspielbare Klaviere mit Welte-Einbau produziert, die ersten Flügel mit Reproduktionspneumatik kamen 1910 auf den Markt. Die Instrumente wurden in der ersten Zeit vorwiegend von Steinway in Hamburg und Feurich in Leipzig mit verlängerter Mechanik an Welte ausgeliefert, diese wurden im Freiburger Werk komplettiert und als Steinway-Welte oder Feurich-Welte verkauft.

Ab 1910 wurde mit ähnlicher Technik die sowohl handspielbare als auch mit Rollen operierende „Philharmonie-Orgel“ gebaut.



Aufnahmesitzung mit Walter Giesecking im Welte-Studio Freiburg, 1924. Am Tisch sitzend Edwin Welt.

Augustinermuseum, Nachlaß Welte. Fotos: Gerhard Dangel-Reese, Augustinermuseum.

In der Folgezeit spielten berühmte Komponisten in großer Zahl für Welte-Mignon ihre eigenen Werke ein, so unter anderen Eugène d'Albert, Claude Debussy, Leo Démer, Gabriel Fauré, Enrique Granados, Edvard Grieg, Alexander Glasounow, Gustav Mahler, Max Reger, Maurice Ravel, Camille Saint-Saëns, Alexander Scriabin, Richard Strauss. Diese Interpretationen blieben so der Nachwelt erhalten.

Von den Pianisten, die für Welte spielten, seien nur die bekanntesten genannt: Wilhelm Backhaus, Ferruccio Busoni, Teresa Carreño, Ernst von Dohnányi, Edwin Fischer, Walter Giesecking, Jan Ignace Paderewski, Rudolf Serkin, Wladimir Horowitz, Elly Ney, Wanda Landowska, Josef Hofmann, die Liszt-Schüler Bernhard Stavenhagen und Alfred Reisenauer spielen die XII. bzw. X. Ungarische Rhapsodie „nach persönlicher Erinnerung an Franz Liszt“.

Trotz des hohen Preises der Instrumente und der Rollen, bedingt durch den technischen

Aufwand und höchste Präzision war der Absatz der Reproduktionsklaviere weltweit sehr gut. Dies führte 1912 zur Gründung einer Aktiengesellschaft in den USA, der „M. Welte & Sons Inc.“ in New York. In diese wurden die seit 1866 in den USA bestehende Niederlassung und die von Edwin Welte 1908 zum Vertrieb der Mignon-Instrumente gegründete „Welte Artistic Player Company“ eingebracht, man errichtete in Poughkeepsie, N. Y. eine eigene Fabrik.

Die bekannte Rudolph Wurlitzer Company erwarb an der Neugründung einen Anteil von 48% am Aktienkapital und Rechte an verschiedenen Patenten. 1916 ging man noch ein Bündnis mit einer weiteren US-Firma, der The „Auto Pneumatic Action Company“ ein und brachte zusätzlich Instrumente als „Welte-Mignon de Luxe Player Action (Licensee)“ mit dem amerikanischen Rollenstandardmaß auf den Markt. Diese rasante Entwicklung wurde durch den 1. Weltkrieg jäh zu Ende gebracht, der Kriegs-

eintritt der USA 1916 führte durch den „Alien Property Custodian Act“ zur Beschlagnahme der in deutschem Besitz befindlichen Aktien und Patentrechte, Heinrich Bockisch, der Bruder des Mignon-Miterfinders Karl, der in der Geschäftsleitung war, wurde 1918 wegen „pro-deutscher Propaganda“ verhaftet. Bei der Versteigerung 1919 versuchten Freunde durch Ersteigern von Aktien die Firma für Welte zu retten, was letztendlich durch ein entsprechendes US-Gesetz allgemein unterbunden wurde. Die Hauptanteile der Firma gingen an die Estey Piano Company unter George W. Gittins. Nach Umbenennung der Firma in „Welte Mignon Corporation“ wurden Instrumente unter dem Namen „Original Welte-Built Welte-Mignon“ auf den Markt gebracht und in Konkurrenz zu den weiterhin produzierten Licensee-Pianos verkauft. Beide US-Fabrikate waren durch die Verwendung des amerikanischen Rollenstandards mit 98 Spuren und 111/4 Zoll Breite nicht kompatibel zu den vor 1916 in den USA und weiterhin in Deutschland produzierten Instrumenten. Die Verbindung zwischen den US-Firmen und der ehemaligen deutschen Mutterfirma scheint in der Folgezeit völlig abgebrochen, wenn man von der Lizenzabgabe von amerikanischen Schlagerrollen in Deutschland ab 1924 absieht. Die Unterschiede in Erscheinungsbild und Technik sind eindeutig.

Die nach dem 1. Weltkrieg herrschenden schlechten Wirtschaftsverhältnisse und die Inflation reduzierten den Absatz der „Mignon-Instrumente“ in Europa auf ein Minimum, man versuchte, durch neue Produkte den Verlust wettzumachen. Es wurden zusätzlich einfache Klavier mit Reproduktionspneumatik produziert, die unter dem Namen „Pianon“ auf den Markt gebracht wurden.

Diese Billigklaviere wurden mit Münzeinwurf und teilweise mit Schlagzeug ausgestattet, bereits vorhandene Unterhaltungsrollen wurden neu konfektioniert, so daß eine Pianon-Rolle 4 Stücke spielte.

Produziert wurden die Klaviere von der Freiburger Firma „Carl Tormin AG, Pianoforte und Flügelfabrik“, deren Inhaber mit den Weltes verschwägert waren. Diese Firma bestand zwischen 1925 und 1926, war wohl ebenso kurzlebig wie das „Pianon“.

Die in Amerika und England bereits seit 1914 verbreitete Kinoorgel begann nun mit einer durch den Krieg verursachten Verspätung ab 1921 auch in Deutschland ihren Einzug in die Filmtheater zu halten. Welte begann allerdings erst 1927 mit dem Bau solcher Instrumente, deren Karriere aber schon 1929 mit der Einführung des Tonfilms ein jähes Ende fand. Die ersten Filmtheater begannen in diesem Jahr ihre Technik auf Tonfilm umzustellen, bereits bestellte Kinoorgeln wurden storniert.

Die wirtschaftliche Lage der Firma wurde langsam schwierig, die Reserven waren verbraucht und die Versuche mit neuen Produkten das Geschäft anzukurbeln weitgehend mißlungen. Man befand sich dabei in guter Gesellschaft, dieser Industriezweig war weltweit in einer schon seit Jahren anhaltenden Krise.

In dieser Krisenzeit begannen einige Komponisten sich erstmals ernsthaft mit den durch die Pneumatik möglichen Klangeffekten zu beschäftigen. Für das Donaueschinger Kammermusikfest am 25. Juli 1926 wurden von Paul Hindemith und Ernst Toch „Originalkompositionen für Welte-Mignon“ vorgestellt, Stücke die nicht handspielbar waren und die Möglichkeiten der Pneumatik zu Erzeugung ganzer Ton- und Akkordgewittern nutzten.

Im selben Jahr wurde die Krise durch neue Technologien weiter verschärft. Es kamen zwei weitere Produkte auf den Markt, die diesen Industriezweig endgültig in die Knie zwangen, das Kohlemikrofon und die Verstärkerröhre.

Damit war Musik plötzlich unglaublich einfach, billig und in guter Qualität reproduzierbar geworden, die elektrische Schallplatte und der Rundfunk hielten ihren Einzug in die Haushalte.

1930 stellte Welte den Bau der Mignon-Instrumente ein. Man versuchte, durch die Produktion von Plattenspielern der Marktentwicklung Rechnung zu tragen, erfolglos.

1932 mußte die Firma Vergleich anmelden, Edwin Welte trat aus der Firma aus, die von seinem Schwager Karl Bockisch und dessen Sohn als reine Orgelbauanstalt weitergeführt wurde. Karl Bockisch jr. fiel 1944, das Werk wurde im November desselben Jahres beim Bombenangriff auf Freiburg völlig zerstört. Bis 1952 betreute die Firma unter Karl Bockisch sr. die verbliebenen Kunden, danach hörte die Firma

endgültig auf zu existieren. Einzelne Klavierbauer und ehemalige Kundendiensttechniker warteten zwar noch die Instrumente ihrer alten Kunden, aber die große Menge der Welte-Instrumente funktionierte längst nicht mehr ordnungsgemäß, die Einstellanweisungen für die sensible Pneumatik waren in Vergessenheit geraten. Durch Schallplattenaufnahmen mit schlecht oder falsch justierten Instrumenten, bei denen die Musikstücke zu schnell oder zu langsam liefen und die Dynamik falsch wiedergegeben wurde, kamen Welte-Instrumente in schlechten Ruf. Bei vielen Instrumenten wurde der Welte-Einbau, da nicht mehr funktionsfähig und „altmodisch“, einfach herausgerissen. Erst gegen Ende der siebziger Jahre begannen Einzelne, sich wieder mit der Welte-Technik auseinanderzusetzen, ihnen ist zu verdanken, daß wir heute wieder mit jener Perfektion Busoni oder Horowitz so hören können, wie es die Firma Welte einst in ihren Prospekten anpries.

Edwin Welte war nach dem Austritt aus der Firma weiterhin erfinderisch tätig, 1936 wurde seine „Lichtton-Orgel“, die Töne auf opto-elektrischen Wege erzeugte, im Oberlichtsaal der Berliner Philharmonie vorgeführt und war ein außerordentlicher Erfolg.

Diese einzige vorhandene Lichtton-Orgel wurde 1945 durch Kriegseinwirkung in der bekannten Orgelbaufirma Laukhuff in Weikersheim zerstört, die sein Partner im Orgelbau war. Nach dem Krieg war für eine weitere Entwicklung der Lichtton-Orgel keine Möglichkeit

mehr gegeben, Edwin Welte entwarf zwar in den Fünfziger Jahren noch eine Blindenlesemaschine auf der Basis der Mignon-Pneumatik, die allerdings über die Planungsphase nicht mehr herauskam. Im Jahre 1958 verstarb Edwin Welte in Freiburg. Auf seinen Wunsch kam der Nachlaß nach dem Tode seiner Witwe Elisabeth in das Augustinermuseum, im wesentlichen handelt es sich um einen Steinway-Welte-Flügel aus dem Jahre 1920, technische Zeichnungen verschiedenster Art, Teile aus der Lichtton-Orgelentwicklung. Autographen von Künstlern, die bei Welte eingespielt hatten, Familienporträts und 370 Musikrollen, darunter außerordentlich seltene Aufnahmen. Der Flügel des Augustiner museums hat nach Abschluß seiner Restaurierung durch die Firma Lepthien, der Freiburger Steinway-Vertretung und dem Stuttgarter Welte-Spezialisten Hans-W. Schmitz seinen Platz im Museum für Stadtgeschichte im Wentzingerhaus gefunden und wird im Rahmen von Vorführungen und Konzerten der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Anschrift des Autors:
Gerhard Dangel-Reese
Augustinermuseum
Augustinerplatz 1-3
79098 Freiburg

Dr. Arnold Fanck, der Vater des Bergfilms, sein Kameramann Sepp Allgeier und seine ersten Darsteller

Der Landesverein *Badische Heimat* veranstaltet in Zusammenarbeit mit dem Kulturamt der Stadt Freiburg und in Verbindung mit dem Kommunalen Kino Freiburg vom 13. 11. 1999 bis 16. 1. 2000 eine Ausstellung mit dem Titel:

- *Vom Feldberg zur weißen Hölle vom Piz Palü. Die Freiburger Bergfilmpioniere Dr. Arnold Fanck und Sepp Allgeier*
- *Ort: Städt. Galerie Schwarzes Kloster, Freiburg, Rathausgasse 48*
- *Ausstellungseröffnung mit Ehrengästen: Freitag, 19. 11. 1999, 18.30 Uhr*
- *Geöffnet: Di-So, jeweils 10-17 Uhr; So 11 Uhr Führungen oder Videofilmvorführungen (außer 26. 12. 99)*
- *Nach Absprache mit der Geschäftsstelle sind Führungen auch wochentags möglich*
- *Hier kann auch der vom Landesverein herausgegebene Katalog auf dem Postwege bezogen werden*

Es ist dies die erste Ausstellung über den Kameramann Sepp Allgeier; nach München 1997/98 im dortigen Filmmuseum erst die zweite über den Regisseur Dr. Fanck, aber in einer völlig neuen Konzeption unter Berücksichtigung regionaler Bezüge.

Einbezogen sind u. a. die von Dr. Tauern und Dr. Fanck gegründete Freiburger Berg- und Sportfilmgesellschaft (bis 1925, dem Jahr der Übernahme durch die Ufa, Produktion von 25 Filmen), die Lytax-Kino-Werke Freiburg sowie die Freiburger Skiasse, welche beim ersten Fanck-Film „Das Wunder des Schneeschuhs“ (1919/20) mitwirkten. Der Film ging um die halbe Welt, und Freiburg wurde zur

Wiege des Bergfilms. Fanck entdeckte u. a. Luis Trenker und Leni Riefenstahl, bezog als Darsteller den Kunstflieger Ernst Udet ein und schuf mit „Die weiße Hölle vom Piz Palü“ (1929) oder „S.O.S. Eisberg“ (1932/33), Kinokassenschlager. Sein Operateur Sepp Allgeier arbeitete auch als Chefkameramann an den bekanntesten Filmen von Luis Trenker und Leni Riefenstahl mit.

Erstmals überhaupt sind auch Fotos von 1912-1939 (aus dem Balkan, Griechenland, Spitzbergen, 1. Weltkrieg in Flandern, Kanada) von Sepp Allgeier und - erstmals in Deutschland - Fotos sowie fotografische Edeldrucke um 1906-1913 von Fanck zu sehen.

In der Ausstellung werden einige Schwarzwaldfilme ebenso gezeigt wie die Beiträge, welche der SWF 1960 zum 65. Geburtstag von Sepp Allgeier bzw. 1959 und 1969 zum 70. und 80. Geburtstag von Arnold Fanck ausstrahlte. Parallel zur Ausstellung zeigt das Kommunale Kino Freiburg 14 Fanck-Filme und das Schwarzwälder Skimuseum in Hinterzarten Fotos mit Schwarzwälder Motiven von Sepp Allgeier.

Der folgende Artikel stammt von unserem Mitglied und Ausstellungsmacher Werner Klipfel:

1989, im Jahr des 100. Geburtstages, 15 Jahre nach seinem Tode, strahlte der Norddeutsche Rundfunk Hamburg in N 3 einen 89minütigen Film aus mit dem Titel: „Wer war Arnold Fanck?“ Dazu befragte der Regisseur und Drehbuchautor Hans-Jürgen Panitz Passanten in der Freiburger Innenstadt: „Kennen Sie Dr. Arnold Fanck?“ Das Ergebnis war durchwegs negativ. Man kann nur vermuten, daß es sich nicht um Mitglieder von Ski- oder Bergsteigerclubs han-



Das
Wunder des Schneeschuhs

Monumentaler Naturspielfilm in 5 Akten



Hauptdarsteller: Die deutschen Meisterfahrer
Schneider (St. Anton), Dr. Baader, Dr. Billinger

Regie und Bilder: Arnold Fanck. — Operateur: Sepp Allgeier

Ort der Handlung:

Schwarzwald, Garmisch-Partenkirchen, Tirol und Schweiz (Jungfrau).

Berg- und Sportfilm G. m. b. H., Freiburg i. B.

delte. Diese hatten stets in ihren Jubiläumspublikationen den Schöpfer des Bergfilmgenres und seine ersten Akteure gewürdigt – so etwa Lothar Huck in der „Festschrift zur Hauptversammlung des Deutschen Alpenvereins 1971 in Freiburg i. Br.“.¹ Die Ski-Zunft Feldberg druckte gar in ihrer 1973 zum 50. Jubiläum erschienenen Broschüre ein Kapitel aus Fancks Buch „Er führte Regie mit Gletschern, Stürmen und Lawinen“ ab.² Der Ski-Club Freiburg hielt das Andenken an den zeitlebens vereinslosen Arnold Fanck in den Beiträgen Eugen Krauters zum 75. (1970)³ und 90. (1985)⁴ Jubiläum hoch.

Ein Meinungsbild über Sepp Allgeier wäre gewiß anders ausgefallen. Dieser blieb bis heute als Kameramann des Südwestfunks Baden-Baden, einst in den fünfziger und sechziger Jahren, landauf, landab durch seine aktuellen Reportagen, Kultur- und Dokumentarfilme bekannt, zumindest bei der älteren Generation in Erinnerung. Lebendig geblieben ist der legendäre Sepp auch in schier zahllosen Geschichten seiner ehemaligen Kameraschüler und seinen „Skiclübler“.

Zum 100. Bestehen des SCF 1995 verfaßte Dr. Fredy Stober, 1933 Studentenweltmeister in

der Viererkombination, auf dem Feldberg durch Allgeier im Skisprung trainiert und in blutjungen Jahren bei einigen Fanck-Filmen als Träger engagiert, einen Artikel, in dem er auch auf die anderen Mitwirkenden in Fancks Erstlingswerk „Das Wunder des Schneeschuhs“ (1919/20) hinwies: Die Freiburger Skiasse Dr. Ernst Baader, Dr. Odo Deodatus Tauern und Dr. Bernhard Villingner, den Arlberger Skikönig Hannes Schneider sowie den Kameramann Sepp Allgeier.⁵ Zum 100. Jubiläum des Skiverbandes Schwarzwald im gleichen Jahr publizierte Rainer Mülbert in dem von ihm mitherausgegebenen Buch „Faszination Skilauf“ zu seinem Textbeitrag eine beeindruckende Auswahl von fast 20 Aufnahmen aus diesem und weiteren Skifilmen.⁶ Auch in Georg Thomas Bildtextband „Mein Schwarzwald“ wurden die Filmakteure erwähnt.⁷

Diese abenteuerlustigen, durchtrainierten Leistungssportler mit hohem bergsteigerischen und skiläuferischen Können waren knochenharte Draufgänger, wie der auf dem Feldberg praktizierende Sportarzt Dr. Otto Mock kopfschüttelnd in einem Zeitungsartikel festhielt: „Nichts ist schwerer, als ‚Helden‘ zu behandeln!“



Erste Aufnahmen für „Das Wunder des Schneeschuhs“ im verschneiten Schwarzwald, 1919



Dr. Baader beim Sprung über die Seebuckwächte am Feldberg, 1919

Sie leugnen den Schmerz, sie springen im Gips und sie blamieren den Arzt.“⁸

Sie sollen hier einmal außerhalb des Kreises der Ski- und Bergsportler stichwortartig vorgestellt werden:

Baader, Dr. med., 1912. 3. Preis beim Holmenkolrennen (Norwegen). Anfang der zwanziger Jahre bester mitteleuropäischer Geländeläufer und Skispringer. Sein spektakulärer Sprung über die Schneewächte am Seebuck in 20 m Tiefe ging in die Skigeschichte ein.

Sonderpreis 1922 bei den Deutschen Winterkampfspiele in Garmisch-Partenkirchen für die beste Einzelleistung im Skisprung; beim Wettbewerb 1923 in Grindelwald stand er mit 49 m ebenso den weitesten Sprung wie 1924 auf der Selfranganzchanze mit 52 m. Verfasser des Kapitels „Sprunglauf“, in „Wunder des Schneeschuhs“, Band 2, Hamburg 1926.

Tauern, Dr. phil., Ethnologe, gilt als Pionier des alpinen Skilaufs im Schwarzwald.



Dr. Villingers „ganz einwandfreie Skihaltung bei einem Spitzkehrensprung mit Weiterfahren“ (Kommentar Fancks, in: Wunder des Schneeschuhs, Hamburg 1925, S. 218)

1910–1912 Teilnahme an der Erforschung der Molukkeninsel Seran. 1913–1920 und 1924–1926 1. Vorsitzender des Ski-Clubs Freiburg i. Br. 1922 als treibende Kraft Mitbegründer der Ski-Zunft Feldberg zur Förderung des Spitzensports. Organisationstalent: Auf seine Initiative hin erfolgte zusammen mit Fanck am 20. 2. 1920 die Gründung der Berg- und Sportfilm GmbH Freiburg i. Br. Am 12. 7. 1921 gründete er mit dem Physiker und Privatdozenten Dr. Nikolaus Moritz Lyon die Apparatebau Freiburg GmbH zum Bau und Vertrieb feinmecha-

bergen und Grönland, Regisseur von „Milak, der Grönlandjäger“, 1926 (Außenaufnahmen).

Allgeier, gelernter Textilzeichner, einziger skifahrender Kameramann der Freiburger Express-Films Co. GmbH., Fabrikation und Vertrieb von Filmen und Apparaten für Kinematographie. Bereits mit 16 Jahren Laufwart beim Ski-Club Freiburg i. Br. 1914 Sieger des großen Dauerlaufs (ca. 30 km) in Hinterzarten. 1922 mit Dr. Baader Teilnehmer an den Deutschen Winterkampfspielen in Garmisch-Partenkirchen. Beim internationalen Osterspringen am



Hannes Schneider und Sepp Allgeier bei der Rast mit schwerem Filmgepäck (v. l.). Der Aufstieg auf die Jungfrau wurde nur wegen einer einzigen Aufnahme unternommen, 1920.

nischer Apparate jeder Art (Entwicklung und Herstellung von kinematographischen Geräten mit Namen „Lytax“).

Villinger, Dr. med., 1912 und 1914 mit Baader Teilnehmer des Deutschen Skiverbandes beim Holmenkolrennen. 1913 mit zwei weiteren Mitgliedern des Akademischen Ski-Clubs Freiburg i. Br., Dr. Biehler und Dr. Gerhard Graetz, sowie Sepp Allgeier vom Freiburger Ski-Club Teilnehmer der deutschen Hilfsexpedition für die teilweise auf Spitzbergen verschollenen Schröder-Stranz-Polarfahrer. 1914 Sieger des Skilaufs Feldberg-Blauen und zurück. 1922 nach der Gründung der Ski-Zunft Feldberg der erste Vorsitzende. 1926 mit Sepp Allgeier Teilnehmer an der Ufa-Filmexpedition nach Spitz-

Baldenweger Buck 1923 erster und 1925 dritter Sieger. Springt 1926 neue Max-Egon-Schanze ein und wird erneut Schwarzwaldmeister.

Schneider seit 7. 12. 1907 Skilehrer in St. Anton. 1907 Zweitplatzierter beim 4. Arlbergrennen (Lang- und Sprunglauf) und 1. Sieger beim 1. Mairennen in St. Christoph (Fern-, Schnell- und Sprunglauf). Zwischen 1911 und 1914 bei Meisterschaften und Wettbewerben in der Schweiz (wurde 1910 Mitglied beim Ski-Club Davos) jeweils viermal Sieger und einmal Zweiter im Slalom und Sprunglauf. 1922 bei den Deutschen Winterkampfspielen in Garmisch-Partenkirchen Meister im Sprunglauf der 1. Klasse. 1923 Sieger im Sprunglauf bei den Schweizer Meisterschaften in Grindelwald.

1922 Gründer der Arlbergsschule und Leiter der berühmten Skischule St. Anton.

Fanck selbst war promovierter Geologe. In Frankenthal 1889 geboren, kam der an Asthma leidende 10-jährige Junge nach Davos, wo er gesündete und sogar vielerlei Sport treiben konnte. Durch seinen Freiburger Freund Dr. Hans Rohde, ein exzellenter Bergsteiger und Hochgebirgsskiläufer, erlernte er das Klettern an der 40 m hohen Granitnadel des Paulcketurms im Höllental und machte mit ihm 1909 während einer dreiwöchigen Klettertour in den Schweizer Alpen die Zweitbesteigung der 1800 m hohen Ruchen-Nordwand. 1911 erfolgte durch die beiden Freunde die Erstbesteigung des Matterhorns über den Zmuttgrat, was ihnen beinahe zum Verhängnis wurde. Da Fanck auch ein ausgezeichnete Skiläufer geworden war, drehte Allgeier mit ihnen und Tauern im Auftrag seines Firmenchefs Bernhard Gotthart 1913 in nur zwei Tagen den wahrscheinlich ersten deutschen Hochgebirgsskifilm „4628 Meter hoch auf Skiern. Besteigung des Monte Rosa“. – „Seine Fotografie (. . .) war bereits ebenso schön wie sieben Jahre später in meinem großen Skifilm „Das Wunder des Schneeschuhs“⁹, schrieb noch 1973 Fanck bewundernd.

Im Nachhinein grenzt die Entstehung und der Erfolg des Streifens ohne Handlung in der Länge eines Spielfilms von 1822 m in fünf Akten selbst an ein Wunder. Sein Credo: „Bis auf die höchsten Höhen der winterlichen Alpen sind wir gestiegen, um Euch alle mitzunehmen in dieses Reich ungeahnter Schönheiten (. . .)“¹⁰. Nach der Uraufführung im November 1920 im Freiburger Paulussaal – Fanck kurbelte selbst den Projektor, Villingen saß an der Kasse und Hannes Schneider betätigte sich als Platzanweiser, das Publikum jubelte – kamen in einer Woche über 12 000 Besucher bei täglich bis zu sechs Vorführungen!

Doch kehren wir zur Entstehung zurück. Nach der Entwicklung des kleinen Monte-Rosa-Streifens sah Fanck erstmals bewegte Bilder und beschloß begeistert, selbst einen Skilehrfilm zu drehen, was durch den 1. Weltkrieg hinausgezögert wurde. Mit einem Startkapital von 9000 Schweizer Franken, welche er sich als Teppichhändler in Berlin verdiente, erwarb er eine einfache Ernemann-Holzmantelfilmkamera mit einem Normalobjektiv von 50 mm und 3000 m Abfallfilm. Zu den üblichen 120 m-Filmrollen zusammengefügt, ergab sich eine Ersparnis von 80%. In Freiburg begegnete er 1919



Für jede Aufnahme mit der 4 Zentner schweren Zeitlupe mußte erst ein Postament aus Schneeböcken gebaut werden

zufällig Allgeier, der sich als technischer Zeichner in einem Architekturbüro und als Angehöriger des Wohnungsamts über Wasser hielt. Dieser war der einzige im späteren sechsköpfigen Filmteam, der eine professionelle Ausbildung genossen hatte. Auf dem Feldberg, dem Mekka des Schneeschuhlaufs, begannen Fanck, Allgeier und Dr. Baader mit den Aufnahmen, wobei sie sich als Darsteller und Operateure abwechselten. In einem Zeitungsartikel schrieb Sepp Allgeier: „Baader sprang einige Tage später über die Seebuckwächte, und somit war die erste Filmsensation Fancks gedreht. Fanck hatte die Filmdiee und bestimmte den Bildausschnitt, während ich meine Belichtungserfahrung und Kinotechnik geltend machen konnte.“¹¹

Zwar waren die ersten Filmmuster „schon ungewöhnlich schön, (...) jedoch nicht auch die Bewegung“¹², Baader ausgenommen. Nach einigem Suchen fand Fanck in Hannes Schneider einen weiteren Läufer, dessen Gleiten und Schwingen mit dem Kameraauge übereinstimmte. Die Dreharbeiten stellten an alle Beteiligten hohe Anforderungen. Sepp Allgeier: „Wir schleppten Rucksäcke bis zu 80 Pfund Schwere“¹³, und im Jungfrau-Gebiet waren „kurz vor Sonnenaufgang (...) oft bis zu 12 Grad Kälte zu verzeichnen, während wir es über Mittag vor Gletscherhitze kaum aushielten. Alle acht Tage konnten wir uns die Haut im Gesicht in Fetzen herunterziehen, von aufgeschwollenen und vereiterten Lippen gar nicht zu reden.“¹⁴



In seiner 1973 erschienenen Autobiographie, im Katalog auszugsweise abgedruckt, beschrieb der selbsternannte Regisseur anschaulich die Schwierigkeiten, darunter den Einsatz der sündhaft teuren Ernemann-Zeitlupe, bis aus den Aufnahmen vom Schwarzwälder Skiparadies, Kreuzeck bei Garmisch-Partenkirchen, Arlberg und Berner Oberland, alle ohne Drehbuch entstanden, in der Küche seiner Mutter ein abendfüllender Naturfilm zustande kam. Ohne Baader und Schneider, resümierte Fanck, wäre „Das Wunder des Schneeschuhs“ (...) nie das geworden und hätte nie die Wirkung erreicht, Millionen von Menschen gleichsam in einen Rausch von Bewegung und Schönheit zu versetzen.“¹⁵ Und dies alles mit Aufnahmen, welche nicht wie die damaligen Spielfilme in einem Atelier, sondern ausnahmslos durch eine filmische Freilichtmalerei in der Natur entstanden. Damit war teilweise ein zweifacher Weg vorgezeichnet: zum einen weitere geschwindigkeitsträchtige Spielfilme („Eine Fuchsjagd auf Skiern durchs Engadin“, 1921/22, späterhin „Das Wunder des Schneeschuhs. II. Teil“ genannt; „Die weiße Kunst“, 1924 oder „Der weiße Rausch. Neue Wunder des Schneeschuhs“, 1930/31), zum ande-

Sepp Allgeiers Abschwingen vor einer Gletscherspalte (Kristianiaschwung): die ersten sechs kinematographischen Bilder (von insgesamt neun) aus der Reihe 125

Bildnachweis:
Die Abbildungen erfolgten mit freundlicher Genehmigung von Matthias Fanck. Foto 5: Nachlaß Dr. Bernhard Villinger, Archiv Werner Klipfel

ren eine Bewegungsfotografie, wobei die Filmkamera den Fotoapparat ersetzte. Fanck ließ als erster in der Geschichte der Fotografie von den 18 x 24 mm kleinen Kinofilmnegativen, ein Großteil war Allgeiers Skilehrfilm „Die weiße Kunst“, 1924, entnommen, Vergrößerungen anfertigen und illustrierte damit anstelle der üblichen „eingefrorenen“ fotografischen Momentaufnahmen sein Skilehrbuch „Wunder des Schneeschuhs. Ein System des richtigen Skilaufens und seine Anwendung im alpinen Geländelauf“, 1925. Dazu versah er es mit 1100 kinematographischen Bildern in 126 Reihen, um „das Skilaufen als Bewegungspänomen (...) ausführlich zu behandeln.“¹⁶ Demgegenüber, dies sei für den fotohistorisch interessierten Leser angemerkt, ging der geniale Konstrukteur Oskar Barnack den umgekehrten Weg: Er verwendete für seine ebenfalls 1925 auf den Markt gekommene Leica I den für bewegliche Bilder gedachten perforierten 35 mm-Kinofilm für Momentaufnahmen, wobei sein bis heute noch populäres Negativformat von 24 x 36 mm einfach durch die Verdoppelung der Kinobildchenhöhe zustande kam.

Wie es nach dem handlungslosen Schneeschuh-Film weitergehen sollte, artikulierte an Fanck gerichtet ein Freiburger Premierenbesucher mit den Worten: „Zuerst muß ich Ihnen gratulieren. Das ist ja großartig, was Sie da gemacht haben. Aber glauben Sie mir, auf die

Dauer könne Sie solche Filme ohne Handlung nicht machen. Das ging hier, weil zum ersten Mal die Menschen das Skilaufen sehen.“¹⁷

Anmerkungen

- 1 S. 23.
- 2 S. 46-48.
- 3 S. 35, 37.
- 4 S. 35, 39.
- 5 S. 102-108.
- 6 Heidelberg 1995, S. 47-63.
- 7 Freiburg i. Br., 1997, S. 57.
- 8 Helden in Gips, in: Badische Presse, 29. 1. 1933.
- 9 Er führte Regie mit Gletschern, Stürmen und Lawinen, München 1973, S. 93.
- 10 Filmprogramm Das Wunder des Schneeschuhs, Monumentaler Naturspielfilm in 5 Akten, Freiburg i. Br. o. J., (S. 4).
- 11 Freiburger Zeitung, Zweites Abendblatt, Nr. 311/1926.
- 12 Fanck, a. a. O., S. 114.
- 13 Die Jagd nach dem Bild, Stuttgart 1931, S. 52.
- 14 Ebd.
- 15 Fanck, a. a. O., S. 115.
- 16 Ders., Wunder des Schneeschuhs, Hamburg 1925, S. 12.
- 17 Zit. n. Tonbandinterview Hermann Weigel mit Arnold Fanck vom 28. 4. 1973 (unveröffentlichte Passage), Nachlaß Dr. Arnold Fanck, Privatbesitz.

Anschrift des Autors:
 Werner Klipfel
 Sonnenwiese 16
 79194 Gundelfingen

Rundfunk in Freiburg einst und heute

Ein Exkurs in die Freiburger Rundfunkgeschichte sollte beginnen und natürlich enden mit einem Blick auf die Gegenwart. Denn Rundfunk in Freiburg hat sich seit seinem Beginn vor 73 Jahren stark gewandelt, er ist kein historisches Phänomen, sondern höchst lebendig.

Als ich heute morgen in unser Funkhaus in der Kartäuserstraße fuhr, begegnete mir auf der Strecke von Günterstal in die Innenstadt „unsere“ blaue SWR-Straßenbahn auf ihrer tagtäglichen Werbefahrt für den Heimatsender der Freiburger. In der Kyburg in Günterstal hatten wir Rundfunk in unserem kleinen „grünen Salon“ produziert. So hatte Horst Krüger einst die Umgebung der SWF-Zentrale in Baden-Baden charakterisiert. Ein wenig traf diese Beschreibung auch auf das Freiburger Studio zu: Abgeschieden vom pulsierenden städtischen Lebensgefühl hatten die Rundfunkmacher die Muße, sich ganz und gar ihren künstlerischen und journalistischen Produktionen zu widmen. Heute machen wir Radio und Fernsehen „mitten drin“ in der Stadt. Unser Funkhaus kennt jeder. Viele Radiohörer und Fernsehzuschauer haben wir schon einmal oder mehrmals persönlich kennengelernt, in einer öffentlichen Sendung, bei einer Veranstaltung oder in einer Besuchergruppe.

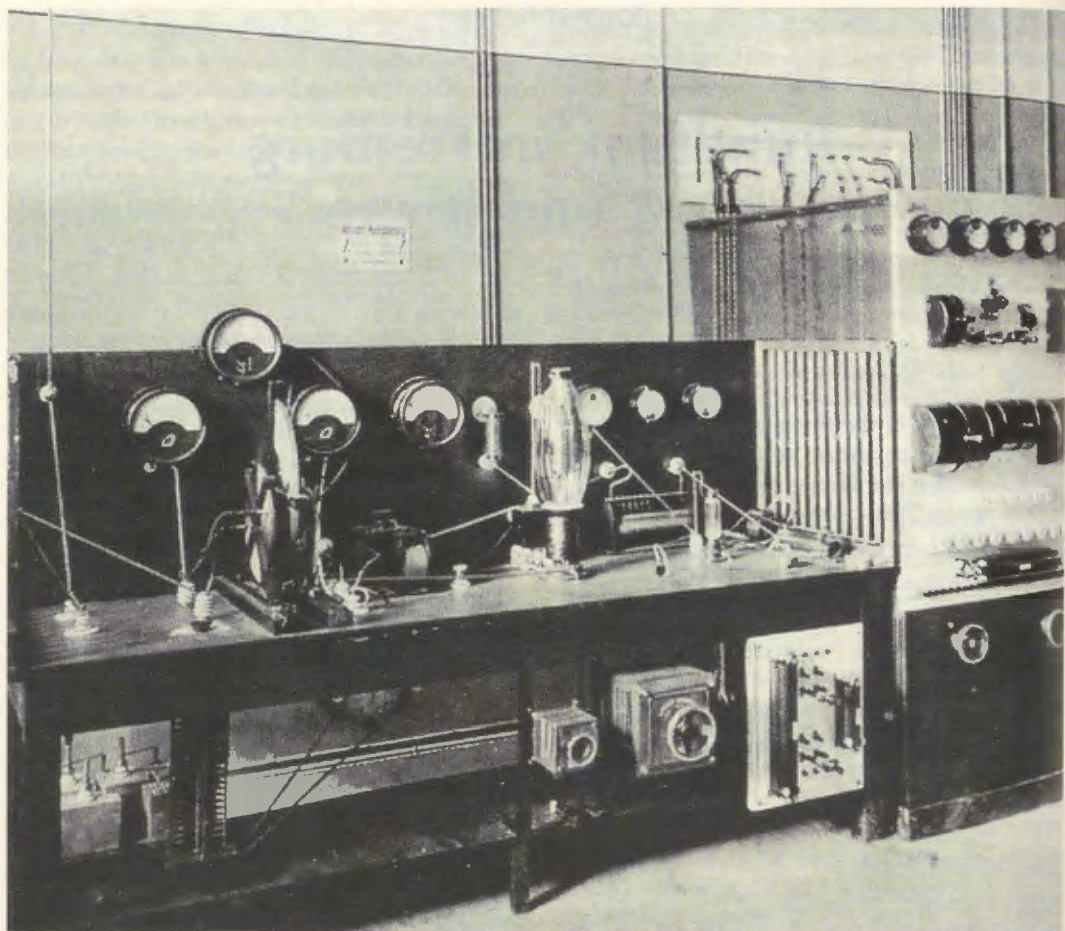
Ein „offenes Funkhaus“ gehört zu unserem Selbstverständnis, denn die Ausstrahlung guter Sendungen genügt nicht mehr. Auch ein öffentlich-rechtliches Regionalstudio muß sich tummeln, wenn es im Wettbewerb des Medienmarkts bestehen will. Als der öffentlich-rechtliche Rundfunk noch das Monopol im Äther hatte, mußten wir uns wenig kümmern um Akzeptanz. Heute können wir die Marktanteile unserer Programme herunterbeten, die Hörer

und Zuschauer gelten uns als Kunden, und der Kunde ist bekanntlich König.

1926

Radio war noch kein Massenmedium, als in der „guten Stube Freiburgs“ am 28. November 1926 der Freiburger Sender feierlich eröffnet wurde¹: Eineinviertel Stunden lang ertönten an jenem Nachmittag im Kaisersaal des Kaufhauses Beethovens Leonoren-Ouvertüre, eine Mozart-Arie und Szenen aus Wagners Meistersingern. Wer einen Detektor besaß, konnte die Direktübertragung krächzend und knatternd auf dem heimischen Sofa mitverfolgen, selbstredend auch die zahlreichen Festansprachen. Freiburg gehörte damit zu den Pionierstädten des Rundfunks, der erst drei Jahre zuvor aus der Taufe gehoben worden war. In Freiburg wurde jetzt ein „Zwischensender“ in Betrieb genommen unter der Bezeichnung Badensender. Er sollte den „Hauptsender“ in Stuttgart ergänzen. Die Reichweite der Mittelwellenausstrahlung und die Empfangsqualität der selbst gebastelten Detektoren war anfangs allerdings begrenzt. Dennoch war damals bereits vielen Bürgern und vor allem den Politikern klar, welche gesellschaftliche Revolution dieses neue Medium bedeutete.

Die regionale Rundfunk-Programmgesellschaft für die Länder Baden und Württemberg saß in Stuttgart und hieß bereits seit 1924 Süd-deutsche Rundfunk AG, kurz „Sürag“. In Freiburg, Karlsruhe und im Raum Mannheim-Heidelberg wurden die leistungsschwachen Sendungen aus Stuttgart bald kritisiert, man rief nach einem badischen Zwischensender mit eigenem Aufnahmestudio. Um den Standort gab es



Radiotechnik in der Pionierzeit 1926: Der Senderraum der Freiburger Besprechungsstelle im Bäckereigebäude des Proviantamtes in der Artilleriekaserne in der Hugstetter Straße.

Rängeleien vor allem mit der Residenzstadt Karlsruhe, doch für Freiburg focht erfolgreich ein Oberrheinischer Funkverein, der auch von benachbarten Städten, den Handelskammern und aus der Industrie unterstützt wurde. Der sozialdemokratische Freiburger Oberbürgermeister Josef Hölzl machte sich stark für Rundfunk in Freiburg, ebenso die Universität und das Theater. Die badische Regierung in Karlsruhe hatte Bedenken, den Sender „gerade in Südbaden, ungefähr der linksradikalsten Ecke des ganzen Badener Landes zu errichten“², doch der Reichsrundfunkkommissar Hans Bredow machte technische Vorteile für den Standort an der Dreisam geltend. So erhielt 1925 Freiburg den Sender-Zuschlag, während Karls-

ruhe und Mannheim sich mit Sprechstellen abfinden mußten.

Ab November 1926 hieß es also „Hallo, hier Freiburg, Welle 577“. Im ersten Jahr gab es in 30 km Umkreis nur etwa 1000 angemeldete Rundfunkhörer, in der Stadt Freiburg selbst waren es knapp 500 (bis 1. Januar 1933 stieg die Zahl auf knapp 14 000 bzw. 9000). Gesendet wurde aus dem Dachgeschoß der Gewerbeschule hinter der Johanneskirche, die Doppeldrahtantenne wurde zum Dach der benachbarten Lessingschule gespannt. Das erste Studio, die „Besprechungsstelle“, kam im Bäckereigebäude des Proviantamtes der Artilleriekaserne in der Hugstetterstraße unter. Der Aufnahme- raum war über Kabel mit der Gewerbeschule

und mit dem Hauptsender in Stuttgart verbunden, dessen Programm im allgemeinen übertragen wurde. Nur an ein bis zwei Tagen in der Woche konnte Freiburg eigene Sendungen bringen.

Gesendet wurde fast ausschließlich direkt, „live“, wie man heute sagt. Musiker, Schauspieler und Referenten boten Musik und Texte direkt am Mikrofon dar (als Tonkonserven standen lediglich Schallplatten zur Verfügung, die aber auch vor dem Mikrofon abgespielt wurden). Folgerichtig wurde zum Intendanten des Senders Heinrich Schwantge ernannt, der ehemalige Intendant des Freiburger Stadttheaters. Schwantge entdeckte übrigens für das junge Radiostudio eine technische Novität: Er stellte einen Mignon-Flügel der Firma Welte-Bockisch in den Aufnahmerraum. Der künstlerische Roboter vermochte ein ansehnliches Repertoire von Interpretationen großer Pianisten vom Lochstreifen wiederzugeben. Von Schwantge wird die Kasinogeschichte kolportiert, er habe junge Pianisten, die zum Vorspiel erschienen, mit Vorliebe zum Wettspielen eingeladen, sich sodann als erster an den Mignon-Steinway gesetzt und zu spielen vorgegeben, was ihm als Schauspieler ja nicht schwerfiel, etwa eine Rigolettofantasie von Ferruccio Busoni. Dem pianistischen Gast blieb dann in der Regel, wie berichtet wurde, die Spucke weg und auch der Mut.³

Sehr bald wagte man sich an Außenübertragungen von Sport- und sonstigen Veranstaltungen. Als Spielregel galt, daß das Radioprogramm kultur- und unterhaltungsorientiert, aber unpolitisch sein sollte. Dafür sorgten Überwachungs- und Zensurausschüsse, Kultur- und Programmbeiräte. Morgenfeiern, Militärmusik und national gestimmte Vorträge waren angesagt, aber auch bereits drei Monate nach dem Start ein Rundfunkball in der überfüllten Festhalle im Freiburger Stadtgarten. 1927 folgte im Stadion des FC Freiburg ein Kinderfest, ein Jahr später ein Sommerfest wieder im Stadtgarten. Auf große Resonanz stieß 1927 die Übertragung der Jubiläumsveranstaltung der Erzdiözese Freiburg, Kommentar im Oberrheinischen Beobachter: „Niemand seit seinem Bestehen hat der Zwischensender Freiburg seine tadellose Geeignetheit für moderne Fernteilnahme am öffentlichen Leben so dargetan wie

bei der Jahrhundertfeier. Sei deshalb Lob und Preis der Welle 577 gesungen.“⁴

1927 bis 1930 bestanden die Freiburger Programmbeiträge im Süddeutschen Rundfunk zu 43 Prozent aus Vorträgen und zu 36 Prozent aus Konzerten. Immerhin 5 Prozent machten Außenübertragungen von Sportereignissen und Festakten aus. In zähem Einzelhandel erreichte Freiburg mit den Jahren den höchsten Programmanteil unter den badischen Nebenstellen.

Nach dem Tod des ersten Sendeleiters Schwantge folgte mit Dr. Max Krüger wieder ein Theatermann als Leiter. Er wollte Intendant der Städtischen Bühnen bleiben und den Sender nur nebenamtlich führen, weshalb ihm nach dem Willen des Stadtrats „alsbald eine befähigte Hilfskraft zur Seite gegeben“ wurde. Krüger selbst sollte „sich auf die Fragen der eigentlichen Oberleitung beschränken“⁵. Als Krügers Stellvertreter wurde der Opernsänger Ernst Brugger berufen, Freiburger des Jahrgangs 1900. Er war gelernter Banker und studierter Volkswirt, zog aber die künstlerische Laufbahn bei den Städtischen Bühnen vor. Für die neue Aufgabe und ab Mai 1931 die Sendeleitung war Brugger doppelte Profession als Künstler und Wirtschaftsfachmann sehr von Vorteil.

Wie wichtig in diesen Pionierjahren das Radio genommen wurde, wird darin deutlich, daß die Freiburger Straßenbahn sich 1927 zu einer teuren Investition entschloß und auf Kohleschleifbügel umrüstete, nur um den Mittelwellenempfang in der Stadt weniger zu stören. Je mehr Großsender aus dem Boden schossen, desto störungsanfälliger wurde allerdings der Empfang. Im Wellenkampf wurden die Freiburger Sendungen oft von benachbarten Sendern überlagert. Mißtrauisch beobachtete man am Oberrhein vor allem den Plan eines französischen Großsenders in Straßburg. Folglich verlangte man für Freiburg ebenfalls einen Großsender, der aber nach einer Entscheidung des Stuttgarter Sürag-Vorstands mit einer Leistung von 60 kW in Mühlacker gebaut wurde. Weil die Senderstärke der Freiburger Frequenz nicht aufgedreht werden konnte, wurde der Sender Ende 1933 mit rein technischer Begründung an die Gleichwelle des Reichssenders Frankfurt a. M. angeschlossen, wo die Südwestdeutsche

Rundfunkgesellschaft für die Programmgestaltung zuständig war. Von der badischen Regierung gab es gegen diese Angliederung an den Frankfurter Südwestfunk Protest, vor allem auch von kirchlicher Seite: „Das seichte, liberale, ja stark marxistische Programm Frankfurts ist ja bekannt.“⁶

Doch das war eine rückwärtsgewandte Sicht der Dinge. Denn seit Mai 1933 unterstand der Rundfunk dem Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Joseph Goebbels.

1933

In Freiburg hielten sich „Säuberungen“, wie sie anderswo im Rundfunk von den Nazis „durchgeführt“ wurden, offenbar in Grenzen. Mit Ernst Brugger blieben viele Mitarbeiter (und kehrten nach dem Krieg mit ihm zum Südwestfunk zurück). Das Programm war schließlich „unpolitisch“. Die Freiburger Zeitung schrieb am 28. November 1936 zum zehnjährigen Bestehen, kennzeichnend für den Sender seien „jene Darbietungen, die wir als ‚Heimatabende‘ bezeichnen wollen... Wir denken an die beiden großen Schwarzwaldabende in diesem Sommer, die so reichen Widerhall gefunden haben, oder an den ‚Alemannischen Heimatabend‘ in Schopfheim... Hier sind die frischen Kräfte einer echten ‚Volkskunst‘ hervorgeholt worden. Es ist vielleicht die erfreulichste Eigenschaft des Freiburger Funks, daß er es wie selten sonst verstanden hat, aus dem Volke selbst das Schöne und Schöpferische ans Licht zu bringen, und es in einer Form zu bewahren, die immer allem Nachgemachten und Künstlichen fern blieb.“ Musik mißliebiger Komponisten, Werke undeutscher Autoren verschwanden aus dem Programm, Übertragungen moderner und kritischer Autoren aus dem Theater wie zu Zeiten Max Krügers, der, mit einer jüdischen Künstlerin verheiratet, 1933 sein Amt als Theaterintendant verlor, gehörten der Vergangenheit an.⁷ Solches bot, wie man sich denken kann, den Machthabern wenig Anlaß zur Kritik. Allerdings: Ernst Brugger mußte sich 1937/1938 offenbar wegen politischer Interessenlosigkeit vom Reichsintendanten tadeln lassen⁸.

1933 wurde bei Freiburg-Lehen ein 105 m hoher Sendemast errichtet (noch heute erhebt

sich dort ein Sender des SWR). 1935 bekam Freiburg den ersten Übertragungswagen, und die Zweigstelle Freiburg des Südwestdeutschen Rundfunks, wie die offizielle Bezeichnung jetzt lautete, wurde mit zwei neuen hochmodernen Senderäumen in der Elsässer Straße 5 ausgestattet. Gesendet wurden, nach wie vor überwiegend live, Musiksendungen, Liederreihen, Hörspiele, Uraufführungen und Städtebilder. Regionaler Rundfunk konnte damals in Deutschland selbstverständlich nur mit Billigung und in enger Zusammenarbeit mit der Gauleitung der NSDAP und anderen lokalen Parteiorganisationen produziert werden.

An einem „Tag der Stadt Freiburg“ übertrug der Reichssender Frankfurt 1938 neben viel Militärmusik Reportagen über „Arbeiterfürsorge“ und „Schönheit der Arbeit“ sowie über die „Arbeit des Weinbauinstituts“. Einer halben Stunde „HJ und BDM singen und spielen“ folgte ein Konzert des Freiburger Unterhaltungsorchesters „aus dem Funkhaus“ mit „Einlagen“ vom Münster und vom Münsterplatz. Auch der „Kreismusikzug der NSDAP“ war zu hören und Interviews mit Vertretern von Stadt, Partei und Universität sowie eine Übertragung aus dem Theater. Am späten Abend wurde Tanzmusik aus dem „Wiener Kaffee“ gebracht mit einer Einlage aus dem „Rappen“.⁹

1939 war dann auch in Freiburg Schluß mit Radio. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten die 12 Haupt- und 27 Nebensender noch zu 50 Prozent Eigenproduktionen zum zentralen Reichsprogramm zugeliefert. Jetzt kam es, vor allem nach Kriegsbeginn, zu personellen Engpässen, und die völlige Gleichschaltung der Propagandamaschine schien den Nazis ohnehin opportun. Am 24. Juni 1939 wurde der Rundfunksender Freiburg aus technischen Gründen wieder einmal umgestellt und erneut dem Reichssender Stuttgart angeschlossen. Ernst Brugger wurde zur Wehrmacht eingezogen, wo er einen Soldatensender aufbaute.

Die Sendestelle Freiburg in der Elsässer Straße wurde beim Bombenangriff am 27. November 1944 zerstört. Der Sender konnte zwar noch einmal in Gang gesetzt werden, stellte dann aber sechs Tage vor dem Einmarsch der französischen Truppen die Programmausstrahlung ganz ein.

1946

Die französische Militärregierung hatte natürlich starkes Interesse am Aufbau einer Radio Diffusion Fribourg zur Verbreitung ihrer Bekanntmachungen. Ernst Brugger war der einzige Radiofachmann in der Stadt. Am 5. Mai 1945 erschien ein Capitaine Sonntag in Bruggers Wohnung, und der ehemalige Sendeleiter konnte dem Rundfunkoffizier sogleich weiterhelfen: Er hatte zwei Mikrone über den Krieg gerettet, er kannte das Lager von Fernmeldeeinrichtungen, darunter Senderöhren und andere Ersatzteile, im Hirzbergbunker, und auf dem Schauinsland sowie in St. Peter waren die evakuierten technischen Einrichtungen „seines“ Senders versteckt. Zunächst in der Privat-

wohnung Bruggers in der Johann von Werth Straße wurde noch 1945 der provisorische Sendebetrieb aufgenommen. Brugger bekam einen Ausweis, der ihm u. a. die Stromversorgung in seinem Wohnungsstudio sicherstellte. Gesendet werden durften ausschließlich Musik und Nachrichten, wobei die lokalen Mitteilungen, wie Brugger selbst später erzählte, leicht zu beschaffen waren, während die übrigen Nachrichten „an den Haaren herbeigezogen gewesen“ seien.¹⁰

1946 wurde in Baden-Baden der Südwestfunk gegründet. Die Kurstadt an der Oos hatten die Franzosen lange vorher schon als Sitz ihres Oberkommandos ausersehen, und General König setzte sie nun auch als Sitz der Rundfunkanstalt für die französische Besatzungszo-



Das SWF-Studio im Friedrichsbau nach 1946: Intendant Schwantge (Mitte) und seine Künstler. Das ganze Programm mußte live am Mikrone dargeboten werden, u. a. vom automatischen Mignon-Flügel.

ne durch. Gleichzeitig mit dem SWF nahm am 31. März 1946 der Mittelwellensender Freiburg seinen Sendebetrieb mit einer Leistung von 10 kW wieder auf. Am 1. April 1946 bezogen Ernst Brugger und sein Team behelfsmäßige Studiöräume im Friedrichsbau, dem ehemaligen Tanzcafé, und am 13. August 1946 war der Südwestfunk Freiburg zum ersten Mal im Radio zu empfangen: Das Landesstudio in der kriegszerstörten Hauptstadt des sich formierenden Landes Baden war geboren.

Programmgestaltung war in den Nachkriegsjahren schwierig. Im Rahmenprogramm aus Baden-Baden wurde am Morgen ein Freiburger „Fenster“ mit 19 Minuten Lokalnachrichten gesendet und 15 Minuten Suchdienst des Roten Kreuzes, damals die wohl meist beachtete Veröffentlichung. Es wurden ausschließlich Namen verlesen in der Hoffnung, daß Hörer etwas über den Verbleib der Vermissten zu berichten hätten. Mittags stand eine Stunde mit Konzert, Plauderei und Information auf dem Freiburger Programmzettel, nachmittags noch einmal 15 Minuten Suchdienst, außerdem eine Stunde mit lokalem Musikprogramm und abends um 19.30 Uhr acht Minuten Nachrichten für Baden und Südwürttemberg-Hohenzollern.

Zuerst halfen sich Ernst Brugger und seine kleine Mannschaft mit Schallplatten über die Runden, die ihnen Freunde und Freiburger Bürger leihweise überließen. Alles übrige wurde immer noch live gesendet: Nachrichten und Suchdienst sowieso, aber auch Lesungen, Hörspiele und musikalische Darbietungen. Dies alles geschah, wie Commandant P. Avril, Chef de Service Radiodiffusion, also der französische Rundfunkoffizier in einem Rapport dokumentierte, „mit den prekärsten Mitteln, und man muß täglich wahre Wunder an Improvisation vollbringen“.¹¹ Landesweit Aufregung löste ein Versagen der mangelhaften Geräte bei der Übertragung des österlichen Pontifikalamtes 1948 aus dem Münster aus.

Noch im Juli 1946 wurde das Freiburger SWF-Unterhaltungssorchester gegründet. Zum live-Konzert schlug die vorbeifahrende Straßenbahn rasselnd den Takt. Von einer studiogerechten Akustik und Abschirmung konnte keine Rede sein, obwohl Brugger und seine Leute die Wände und Fenster notdürftig mit Papp-

und Tüchern abzudichten versuchten. In diesem merkwürdigen Radiostudio sieht man auf einem Foto den badischen Staatspräsidenten Leo Wohlleb, wie er z. B. am 1. Januar 1948 neben dem Studiosprecher Heinrich Scherer sitzt und seine Neujahrsansprache an die „Badener, liebe Landsleute...“ hält. Ein anderes Foto zeigt den Schreibtisch des Studioleiters in einem vollgestopften Raum mit Plüschmöbeln, Spitzendeckchen und befranstem Lampenschirm, davor die Programmdisponentin, die eine Sendeabfolge in die Schreibmaschine hackt. Das erhaltene Nachrichtenmaterial belegt, was damals die Menschen bewegt hat: Nahrungsmangel, Wohnungsnot und die Mühen des Wiederaufbaus. Von diesen Alltagsproblemen der Nachkriegsjahre waren natürlich nicht nur die Hörer betroffen, sondern auch die Radioleute selbst.

Wir Nachgekommenen lesen dies alles mit Staunen, wir schauen die alten Bilder an und können es kaum fassen, daß so einst Radio gemacht wurde. Und ich sehe vor mir das schöne Telefunken-Mikrofon, das Ernst Brugger über die Kriegswirren hinweg gerettet hat, das in diesem Jahr zwischen historischen Ausstellungen in Paris und Berlin gependelt ist. Nach dem Krieg hat es einen metallenen Aufsatz bekommen: „SWF Studio Freiburg“. Demnächst wird es, wenn es zurückkommt von der Jubiläumsausstellung über 50 Jahre Bundesrepublik Deutschland im Berliner Martin-Gropius-Bau, wieder in einer Vitrine des SWR-Studios Freiburg in der Kartäuserstraße zu bewundern sein.

Bereits 1948 wurde ein Aufgabenprofil für die SWF-Studios erarbeitet, das im Grunde bis heute gilt: „Aufgabe der Studios ist es, die besonderen politischen und kulturpolitischen Interessen ihrer Heimat zu wahren und im Bereich der Musik, Dichtung, der Unterhaltung sowie der Reportage das Wesen ihres Sendegebietes lebendig werden zu lassen.“¹²

1949

Durch Zufall erfuhr Ernst Brugger, daß das ehemalige Hotel Kyburg in Günterstal, einige Kilometer außerhalb der Stadt, leer stand. Das Landesstudio zog um in das schöne Haus mit den verwinkelten Räumen, dem Tanzsaal und

dem Jugendstil-Dach, inmitten eines Parks mit alten Bäumen und einem Bach, der zum Teil durch die Keller der Kyburg floß.

Das Landesstudio des Südwestfunks hatte damals regionale und überregionale Aufgaben. Der Personalstand des Jahres 1949 ist mit 63 überliefert, darunter allein 22 Musiker und 8 Mitglieder der Künstlerischen Abteilung. Die Redaktion umfaßte nur 6 Personen, dazu kamen 11 Techniker und 16 Verwaltungsleute. Der Schwerpunkt der Radioarbeit lag damals also in der Unterhaltung und im Szenischen, der journalistische Bereich war vergleichsweise schmal ausgelegt.

Für den Gesamt-Südwestfunk produzierte das Kleine Unterhaltungsorchester, vor allem seit 1951 unter seinem Dirigenten Willi Stech, unendlich viele Stücke. Wenn sie zum Morgenkonzert aufspielten, waren keine Störgeräusche mehr zu befürchten wie im Friedrichsbau, wo schon mal krachend ein Ofenrohr zwischen die Notenpulte stürzte und, wie gesagt, die Straßenbahn durchs Pianissimo klingelte und kreischte. Nun, im ehemaligen Speisesaal des Hotels Kyburg herrschten dagegen geradezu luxuriöse Produktionsbedingungen.

Ebenfalls in überregionaler Funktion für Baden-Baden arbeitete der Schul- und Jugendfunk, der 1950 im Landesstudio Freiburg angesiedelt wurde. Nach einigen Jahren arbeiteten 15 festangestellte Mitarbeiter in dieser Radioabteilung, deren Sendungen von Autoren geschrieben und in Hörspielstudios mit Schauspielern auf Tonband aufgenommen wurden.

Bis zur Gründung eines Landesstudios in Tübingen im Jahr 1950 übernahmen die Freiburger auch die Berichterstattung für das Nachbarland Südwürttemberg-Hohenzollern. Von dort lieferten Korrespondenten Informationen und Beiträge, die aber in Freiburg redaktionell bearbeitet und zusammengestellt wurden. In diese Zeit fiel der Streit um die Länderneugliederung im Südwesten: Die Tübinger Landesregierung focht für den Südweststaat, während der Staatspräsident im Freiburger Colombischlösschen für die Wiederherstellung des alten Landes Baden stritt. Die länderübergreifende Pflichtaufgabe geriet zur Zerreißprobe. Freiburger Autoren engagierten sich pro-badisch, während Tübinger Mitarbeiter für den Südweststaat plädierten. Einmal konterkarierte

Hans Bausch, der spätere SDR-Intendant, als Tübinger SWF-Korrespondent spontan über Sender einen Freiburger Beitrag. Das ging dann munter so weiter im Wettstreit des Freiburger mit dem neugegründete Tübinger Landesstudio, vom „Senderkrieg“ war gar die Rede, bis die SWF-Gremien ein Machtwort sprachen, „daß über die Abstimmungsfrage im Studioprogramm nicht mehr gesprochen werden darf“¹³. Die Freiburger Sendereihe „Erbe und Leistung der Heimat“ mit stark pro-badischem Engagement war schon vorher von der französischen Zensur wegen Einseitigkeit untersagt worden.

Beiden SWF-Landesstudios kam dann ja, wie man weiß, mit der Gründung des Landes Baden-Württemberg die Hauptstadt-Qualität ihrer Standorte abhanden. Dafür stellten sich den Radioleuten im Südweststaat neue Informations- und Integrationsaufgaben. Der Radiojournalismus entwickelte ein frisches Selbstverständnis für die Medienarbeit aus der Region und für die Region. In ihrer „Randlage“ entdeckten die Freiburger Rundfunkmacher die Dreiländer-Situation am südlichen Oberrhein, es begann eine intensive, vor allem künstlerische Zusammenarbeit mit den Radiostationen im Elsaß und in der Nordwestschweiz.

1951 hatte das Landesstudio Freiburg zehn bis zwölf Sendestunden in der Woche zu bestreiten, zusätzlich kamen jährlich etwa 300 Sendungen des Schul- und Jugendfunks. In das Jahrzehnt bis 1960 fällt der Aufbau eines UKW-Sendernetzes und die Einführung eines 2. SWF-Programms, nicht zuletzt zur Befriedigung regionaler Hörerbedürfnisse. Das Radio besann sich, zumal dann in der Konkurrenz mit dem sich ausbreitenden Fernsehen, auf seine Fähigkeiten als aktuelles, schnelles Medium. Das Landesstudio Freiburg hatte an der formalen Entwicklung des Hörfunks und dessen moderner Aufgabenstellung innerhalb des Südwestfunks zum Teil stilprägend Anteil.

Zusammen mit dem Landesstudio Tübingen engagierten sich die Freiburger Funkleute, nachdem die Badenfrage zugunsten der Neugliederung geklärt war, rasch für das neue Land Baden-Württemberg. Es dauerte allerdings noch einige Jahre, bis am 3. Januar 1966 Freiburg und Tübingen zum ersten Mal ein gemeinsames Baden-Württemberg-Programm ausstrahlten: Die Landesredaktion des Süd-



Das Telefunken-Mikrofon des Studios Freiburg: Studioleiter Ernst Brugger rettete es über den 2. Weltkrieg. Es wurde mit einem SWF-Aufsatz ausgestattet und tat noch jahrelang im Friedrichsbau gute Dienste.

westfunks für Baden-Württemberg hatte sich damit nicht in Stuttgart und schon gar nicht in Baden-Baden, sondern je zur Hälfte in den beiden Landesstudios Freiburg und Tübingen etabliert.

1960

Das alte Kyburg-Hotel war bald zu klein, die Produktionsbedingungen wurden in einem Rückblick als „komisch und schrecklich“ beschrieben. Im Park entstand ein „Neubau“, der 1960 als „modernstes Regionalfunkhaus der Bundesrepublik mit zeitgemäßen Produktions- und Sendemöglichkeiten“¹⁴ charakterisiert wurde. Zuletzt aber, ich kann das bezeugen, war dieser langgestreckte Kasten mit seinen dünnen Wänden und zum Teil winzigen Büros, seinen verfleckten Teppichböden und der Uralt-Technik ein nicht mehr akzeptables Fossil, doch er hieß immer noch „Neubau“. Aber das war 30 Jahre später.

Der Wandel des 50er-Jahrzehnts wird in zwei nüchternen statistischen Zahlen deutlich: 1950 wurden im Landesstudio Freiburg rund 14 000 Sendeminuten pro Jahr produziert, 1960 waren es bereits 65 000.

Im Mai 1968 startete das gemeinsame Mittagmagazin des Südwestfunks für Baden-Württemberg. Den Titel Baden-Württemberg aktuell hatten gemeinsam die beiden Zeitfunkleiter Rainer Rinker in Tübingen und Wolfgang Heidenreich in Freiburg „erfunden“. (Der Hörfunktitel hielt sich in den beiden Landesstudios bis 1998. Im neuen Südwestrundfunk war man an dem Radio-Markenzeichen nicht mehr interessiert, so zielt es denn jetzt das neue Landesprogramm des SWR-Fernsehens.)

1966 eröffnete das Landesstudio Freiburg in Konstanz, als Reaktion auf die Gründung der Reformuniversität, eine Zweigstelle. Dieses Studio Konstanz war Jahre später Vorbild für die Einrichtung weiterer Außenstellen im Land (als nächstes für das Studio Ravensburg, eine Außenstelle des Landesstudios Tübingen). Mit der Zweigstelle Konstanz begann die Durchdringung der Region mit „Horchposten“. Nur so konnten und können die Informationen, die Themen, die Stimmen aus dem ganzen Land ins Programm fließen. Die Regionalisierung in der Hörfunkorganisation des Südwestfunks, die

von den beiden Landesstudios ausging und sich mit den Jahren als Netz über das ganze Land spannen sollte, war und ist der wichtigste Beitrag des Rundfunks zur Identität des Landes Baden-Württemberg.

1970

1968 arbeiteten in Freiburg 88 angestellte Radioleute, darunter immer noch 21 Musiker des Kleinen Orchesters. 1970 wurde es aufgelöst. Wiederum nach zwei Jahren fiel 1972 auch der Schul- und Jugendfunk der Sparwelle zum Opfer. Diese Aufgabe ging damals in einer ersten Phase der Kooperation an den SDR nach Stuttgart. Für den Rundfunk in Freiburg waren dies herbe Verluste. Die Zahl der produzierten Sendeminuten halbierte sich, die Zahl der Festangestellten sank von 88 auf 51. (In dieser Größenordnung bewegen sich die Planstellen des Studios Freiburg noch heute, obwohl sich, wie wir noch sehen werden, die Zahl der produzierten Sendeminuten vervielfachen sollte.)

Einen Ausgleich für den Verlust an künstlerischer Kapazität bot 1972 der Zuzug des Experimentalstudios der Heinrich-Strobel-Stiftung, das ab jetzt die Räume, vor allem den alten Kyburg-Tanzsaal mit Leben erfüllte, in denen zuvor Willi Stech den Stab geführt hatte. Bis heute ist die Strobel-Stiftung des SWF bzw. heute des SWR (unter den weiteren Trägern sind das Land Baden-Württemberg, die Stadt Freiburg und das Karlsruher ZKM) Mieter im Studio Freiburg. Der Aufbau eines live-elektronischen Instrumentariums mit zahlreichen mobilen Bauteilen machte diese Institution bald zu einem begehrten Partner bei internationalen Konzerten mit zeitgenössischen Stücken, die damals von Namen wie Pierre Boulez, Kazimierz Serocki, Christóbal Halffter, Karlheinz Stockhausen und Luigi Nono geprägt waren. Der künstlerische und wissenschaftliche Impetus, den das Experimentalstudio einst unter Hans-Peter Haller und heute André Richard mit jungen Stipendiaten, Komponisten und Fachleuten der zeitgenössischen Musik in das Freiburger Funkhaus bringt, belebt und befruchtet damals wie heute die Arbeit der Radio- und Fernsehleute.

Für die frühere landespolitische Zurückhaltung des Freiburger Studios gab es in den 70er

Jahren keinen Grund mehr. Die aktuelle landesweite Berichterstattung (im täglichen Wechsel zwischen den beiden Landesstudios) profitierte auch von den Beiträgen des Stuttgarter Büros. Der Vorrang des Aktuellen war nun unbestritten, doch gleichzeitig gab es in Freiburg verstärkt innovative Bemühungen um Hörspiel, Feature und Kulturberichte. Verantwortlich für die zeitgemäße Umgestaltung des Landesstudio-Programms war nach der Pensionierung Ernst Bruggers seit 1970 die Studioleiterin Dr. Rosemarie Bungert.

Bungert begründete, zusammen mit Kollegen aus Basel, Straßburg und Karlsruhe, die Sendereihe „Drei Länder – ein Thema“, die seither, einzigartig in der europäischen Rundfunklandschaft, an jedem vierten Sonntag von 13 bis 14 Uhr live in drei Ländern im Turnus aus einem der vier Studios ausgestrahlt wird. Die Sendung, an der sich die Hörer in den drei Ländern telefonisch beteiligen, hat bislang alle Programmreformen auf deutscher, französischer und Schweizer Seite überstanden, ein Beleg dafür, wie wichtig man rechts und links des Oberrheins die grenzüberschreitende Zusammenarbeit nimmt. Dreiländer-Singen, im Wechsel ebenfalls zwischen Freiburg, Straßburg und Basel, und überhaupt: offenes Singen mit den Hörern waren ebenfalls Bungertsche Innovationen.

In den Studioleiterjahren von Rosemarie Bungert wurden verstärkt alemannische Sendungen gepflegt (an ihrer Bürotür stand zu lesen: „Bi uns chame au alemannisch schwätze“), aber sie hat, wie ihr Nachfolger Wolfgang Heidenreich es einmal ausgedrückt hat, „manchmal mit ein paar flotten und distanziereten Sätzen die alemannischen Erdbollen unter unseren Sohlen weggeklopft, und in der Tat, man geht ohne Lehm und Erdreich an den Füßen leichter.“¹⁵ Kurzum: Region, Heimat, Dialekt ja – aber kein Provinzialismus. Vor allem haben Rosemarie Bungert und ihr Programmleiter Wolfgang Heidenreich in den 70er Jahren die Freiburger Tradition eines kritischen, unbestechlichen und fairen Rundfunkjournalismus begründet.

Die Programmreform des Südwestfunks 1975 bescherte dem Hörfunk durchgehende Programmleuten, und die Regionalsendungen wurden überwiegend in SWF1 plaziert. Dies

brachte zunächst quantitative Einbußen mit sich, die jedoch in den folgenden zwei Jahre mehr als ausgeglichen werden konnten. Ende der 70er Jahre begann eine Phase der verstärkten Regionalisierung im Südwestfunk.

1980

1982, nach der Pensionierung von Rosemarie Bungert, übernahm Wolfgang Heidenreich die Studioleitung, der bereits seit 1962 entscheidend die Redaktionen und ihre Sendungen geprägt hatte, vor allem in den Sparten Kunst, Kultur und Musik. Die Programmaufgaben hatten sich gegenüber 1975, dem Jahr der großen Programmreform, bereits ein Jahr nach Heidenreichs Übernahme der Studioleitung um 60 Prozent erweitert. Das Personal allerdings war im selben Zeitraum um 11 Prozent reduziert worden – es wurden im Landesstudio Freiburg schon damals bedeutende Synergieeffekte erzielt, wie man heutzutage Personaleinsparungen gerne umschreibt.

Noch in seinem ersten Studioleiterjahr richtete Heidenreich in Lörrach ein Regionalbüro ein, 16 Jahre nach der Eröffnung des Studios Konstanz ein neuer Stein im regionalen Radiomosaik Südbadens. 1985 folgte ein Regionalbüro in Offenburg, 1990 ein Regionalbüro Mittelbaden (im Baden-Badener Funkhaus, denn das SWF-Mutterhaus richtete seinen Blick zwar in die weite Welt, aber höchst selten in die eigene Umgebung; das Büro wurde später, kurz vor der Fusion, an das SDR-Studio Karlsruhe abgegeben, weil der Ereignisraum bis Bühl eher zum Sendegebiet von Baden Radio gehört). Die letzte südbadische Neugründung des Studios Freiburg war 1996 ein Korrespondentenbüro in Waldshut. Die personelle Ausstattung der Regionalbüros realisierte übrigens in allen Fällen das Landesstudio Freiburg aus eigener Kraft und eigenem Stellenplan. Anträge auf neue Planstellen hatten damals wie heute keine Chance.

Als Ergebnis der ursprünglichen Medienpolitik der Landesregierung Späth wurde 1984 in Freiburg das Stadtradio Freiburg ins Leben gerufen, ein Modellversuch, in dem die Zusammenarbeit des öffentlich-rechtlichen Rundfunks mit privatwirtschaftlichen Zeitungsverlagen erprobt werden sollte. Alle Beteiligten, neben

dem SWF die Badische Zeitung, der Südkurier und der Schwarzwälder Bote, gingen zunächst mit wenig Begeisterung an die Aufzucht dieses Balges, der ihnen so mir nichts dir nichts von der Landesregierung vor die Tür gelegt worden war. Doch der Versuch machte wider Erwarten nicht nur den dorthin abkommandierten Redakteuren Spaß, sondern hatte auch noch Erfolg beim Publikum. In kurzer Zeit war dieses Lokalradio in Freiburg sehr populär. Tempora mutantur et nos in illis: Die Wandlungsfähigkeit Lothar Späths gebar bereits nach drei Jahren eine neue medienpolitische Variante. Nun wurde ausgerechnet jene Kooperation zwischen Öffentlich-Rechtlichen und Zeitungen, die in Freiburg erprobt werden sollte, im neuen Landesmediengesetz untersagt. Der Modellversuch wurde auf Erfolgskurs abgewürgt.

Das neue Landesmediengesetz ging noch weiter und wollte dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk in Baden-Württemberg generell lokales und regionales Radio verbieten. Doch da spielte das Bundesverfassungsgericht nicht mit. Das Urteil gab deutlich den Klägern SWF und SDR recht. Dies war die Geburtsstunde von Radio Breisgau. Denn nun mußte der Südwestfunk, der mit seiner Klage in Karlsruhe „A“ gesagte hatte, sich auch zu „B“ bekennen, obwohl für ein solches Lokal- oder Regionalradio (wir nannten es damals übrigens „Subregionalradio“) bis dato nur wir aus dem Landesstudio Freiburg plädiert hatten.

Wolfgang Heidenreich hatte mich 1984 aus Baden-Baden in die Freiburger Programmleitung und als seinen Stellvertreter abgeworben. Nun zog ich mich 1988 aus der aktuellen Landesredaktion, deren Leitung Karl Köhler übernahm, zurück, und entwickelte zusammen mit Uli Homann, den ich aus der Lokalredaktion der Badischen Zeitung losgeeeist hatte, mit einer frischen Mannschaft das neue Regionalradio. Ab 1. November 1988 war Radio Breisgau, zunächst mit täglich dreieinhalb Programmstunden (ausgestrahlt über eine Freiburger SWF1-Frequenz) als erstes SWF-Regionalradio zu hören.

Die alte Kyburg und der „Neubau“ im Park platzten nun aus allen Nähten. Wir mußten das kleine Foyer vor dem Kammermusikstudio, wo bislang Hauskonzertbesucher und Studiogäste die Pausen verbrachten, zu einem Großraum-

büro für die Redaktion umfunktionieren. Die Reporter drängelten sich an viel zu wenig Schreibtischen im Kellergeschoß. Das Produktionsvolumen war durch „Radio Breisgau“ explodiert, die alten Geräte in den Produktions- und Sendestudios verkrafteten den Ansturm kaum noch. Die Daten veranschaulichen dies: 1987 wurden im Landesstudio Freiburg 52 000 Sendeminuten pro Jahr produziert, 1989 nach Einführung von „Radio Breisgau“ waren es mehr als doppelt so viel, nämlich 115 000 Minuten. Zur Erinnerung: Nach dem Abbau von Orchester und Schulfunk waren es 15 Jahre vorher nur noch 31 000 Sendeminuten gewesen! Damals hatte der Freiburger Stellenplan 51 Stellen ausgewiesen, jetzt bei vervierfachter Produktion addierten sich die Stellen lediglich auf 59. Die ruhigen Tage des Landesstudios, so es sie denn überhaupt jemals gegeben hatte, waren vorüber.

Die Diskussion kreiste um Neubau oder Umbau. Die städtischen Behörden zeigten sich beim Thema Umgestaltung der Kyburg und ihres Parks recht zugeknöpft: Das schöne Dach, die alten Bäume! Aspekte des Denkmal- und Landschaftsschutzes wurden hin- und hergewälzt, sogar der „Neubau“ in seiner ziemlich miesen Bausubstanz galt dem einen oder anderen als schönes Beispiel von Architektur der 60er Jahre. (Die Argumente waren, im Nachhinein, rasch vom Tisch, nachdem die Stadt Immobilie und Gelände vom SWF übernommen hatte. Heute sind Kyburg, „Neubau“ und Park weg, temps perdu.)

Also Neubau. Ich erinnere mich sehr gut daran, wie ich mit Oberbürgermeister Dr. Rolf Böhme nach einem Redaktionsbesuch unter der alten Linde vor der Kyburg stand und er nachdrücklich für einen Umzug des Südwestfunks in die Innenstadt plädierte. Die entscheidende Überzeugungsarbeit in dieser Richtung leistete Wolfgang Heidenreich, als er den Hörfunkausschuß des SWF-Rundfunkrats auf einer Reise nach Rom begleitete: Dort, vor oder nach der Privataudienz beim Papst (das gilt es noch zu ergründen...), wurden die Weichen gestellt für die Zustimmung der SWF-Aufsichtsgremien zu der großen Investition in Freiburg.

Rolf Böhme sah das Landesstudio auf dem Gelände der Löwenbrauerei im Stühlinger, die Belegschaft plädierte vehement für das Feier-

ling-Gebäude am Augustinerplatz. Im Stühlinger hätten Denkmalschutz und räumliche Besonderheiten die Kosten hochgeschraubt, am Augustinerplatz fehlten Stellplätze für den Übertragungswagen und den übrigen Fuhrpark, ganz zu schweigen von den Fahrzeugen der Mitarbeiter. Den Ausweg aus dem Dilemma bot das Fabrikgebäude der Firma MEZ an der Kartäuserstraße. 1989 war Bau- bzw. Abrißbeginn.

1990

Für Wolfgang Heidenreich und auch für mich war die Planung des Freiburger Funkhauses eine Herausforderung, wie sie ein Berufsleben selten bietet: In enger Zusammenarbeit mit dem Architektenbüro Ferdinand Merkenthaler und der SWF-Bauabteilung konnten wir uns in die Planung einklinken und z. B. die Zuordnung von Studios und Redaktionsräumen auf ideale Betriebsabläufe abstimmen. Die technischen Einrichtungen wurden auf die Bedürfnisse der Freiburger Programmaufgaben ausgerichtet, spezielle Produktions-„Klausuren“ mit einfachster Handhabung für Reporter entwickelt und installiert, Diskotheken für den Selbstfahr-Betrieb ohne technisches Personal eingebaut. Die Baugenehmigung für den Schloßbergsaal mit variabler Saalakustik bei den Gremien durchzusetzen, war Wolfgang Heidenreichs Meisterstück. Dieser Saal ist Aufnahmestudio für Musik, Fernsehstudio für live-Sendungen, Veranstaltungsort für Konzerte, Podiumsdiskussionen und Kabarettaufführungen, Messehalle und Kinoraum in einem.

Am 26. Juni 1992 zog das SWF-Landesstudio Freiburg aus der Kyburg in Günterstal in das neue Funkhaus in der Kartäuserstraße um. Alles in allem summierte sich die Investition des Südwestfunks in Freiburg auf ein Gesamtvolumen von 61 Millionen DM.

Das Studio war von uns als offenes Funkhaus geplant worden, in das möglichst viele unserer „Kunden“ kommen und wo sie mit den Radio- und Fernsehmachern Kontakt aufnehmen konnten. Seither kommen Tag für Tag Scharen von Besuchern, sie werden von jungen Journalisten und Mitarbeitern durchs Haus geführt und mit unserer Arbeit bekannt gemacht. Sieben Jahren nach der Eröffnung ist

das Funkhaus und das, was in ihm passiert, immer noch attraktiv für Gäste aus Freiburg und ganz Südbaden.

1991, ein Jahr vor dem Umzug, war die Kooperation zwischen SWF und SDR in Gang gesetzt worden, eine Vorstufe der Fusion, die vor allem im Kulturprogramm S2 für die Landesstudios und damit die Darstellung und Darbietung regionaler Kultur Einbußen mit sich brachte: Das Freiburger Studio verlor 60 Prozent seiner Sendezeit für musikalische Eigenproduktionen und 50 Prozent an Sendezeit für aktuelle Kulturberichterstattung aus Südbaden und regionale Literatur. Das war schmerzlich.

Die Kooperation bescherte dem Land aber auch ein neues Programm: S4 Baden-Württemberg. An der Entwicklung der Programmkonzeption war ich als Vertreter des Landesstudios Freiburg entscheidend beteiligt. Das vierte Programm bot jetzt den Rahmen für Regionalradios, bei uns Radio Breisgau. Aus der Tatsache, daß der SDR in Ulm, Heilbronn, Mannheim und Karlsruhe solche Regionalprogramme installiert hatte, während es im SWF bis dato nur die Regionalsendungen in Freiburg und Tübingen gab, zogen die beiden Landesstudios 1993 mit der Gründung des gemeinsamen Bodensee Radios die Konsequenz.

Im Landesstudio Freiburg entwickelten wir in der Folgezeit eine eigene Regionalradio-Struktur. Daß man sich in der Ortenau und am Hochrhein nur ungern vom Oberzentrum Freiburg dominieren läßt, gilt auch für die Hörer von Regionalprogrammen. Deshalb machten wir aus der Not eine Tugend, d. h. aus den finanziellen Engpässen das Beste. 1995 hoben wir das Regionalradio für die Ortenau aus der Taufe, 1996 folgte Hochrhein Radio. In Offenburg und in Lörrach arbeitet wie eh und je nur ein festangestellter Redakteur, unterstützt von freien Mitarbeitern. Das Korrespondentenbüro Waldshut, das im Rahmen des Hochrhein Radios dem Regionalbüro Lörrach zuarbeitet, ist ausschließlich mit freien Mitarbeitern besetzt. Alle Magazine und Unterhaltungssendungen sowie die meisten Informationsleistungen werden im Freiburger Funkhaus zusammengestellt und gesendet. Zu einigen Nachrichtenzeiten am Morgen und am Mittag sowie einem Informationsmagazin am Nachmittag werden die Sender jedoch auseinandergeschaltet, so daß die Hörer

in der Ortenau, im Breisgau und am Hochrhein unterschiedliche, nämlich ihre Nahwelt-Themen hören, die schon Hörer in 100 km Entfernung nicht mehr interessieren. Diese Kombination aus Südbaden weiter und Nahwelt-Programmgestaltung ist kostengünstig und bietet dennoch Heimatradio, denn als Kennung sind den ganzen Tag über die heimatlichen Titel „Jingles“ von Ortenau, Breisgau oder Hochrhein Radio zu hören.

Das Funkhaus in der Kartäuserstraße bot den Redakteuren des Landesstudios Freiburg völlig neue Möglichkeiten. Das Programm „auf Sender“ wird seither begleitet von zahlreichen öffentlichen Auftritten, in der Regel eine Kombination von Sendung und „Event“. Einmal jährlich wurde und wird ein Schwerpunktthema von möglichst vielen Seiten beleuchtet – das Freiburger Waldforum, das Genforum, das Forum Ethik und Medizin, das Solarforum. In Kooperation mit anderen Institutionen fanden und finden statt Tage des ökologischen Weinbaus, medienpolitische Anhörungen von Parteien, Kolloquien im Funkhaus der Konrad-Adenauer-Stiftung, Erntedankfeiern und Preisverleihungen des Bauernverbandes (BLHV), Mediengespräche des Medien Forums Freiburg (mff), das internationale Festival des ökologischen Films (OEKOMEDIA) usw. Und natürlich Kammermusik, Diskussionen, Kabarett, Kleinkunst u. v. a. m. Das SWF/SWR-Funkhaus in Freiburg hat längst seinen festen Platz als offenes Kultur- und Medienhaus im bürgerlichen Leben der Stadt Freiburg und Südbadens gefunden.

Die Kulturredaktion koordinierte wellenübergreifend und grenzüberschreitend in Kooperation verschiedener Studios das Belchenprojekt und das Rheinprojekt, und beide Programmprojekte erregten publizistisches Aufsehen, ebenso grenzüberschreitende und zum Teil live präsentierte Hörspielprojekte wie Golddreck und der Königssohn aus dem Schwarzwald. Die Freiburger Hörspieltage locken regelmäßig 1000 bis 2000 Zuschauer ins Funkhaus.

1994 zog das SWF-Sinfonieorchester von Baden-Baden in das neue Freiburger Konzerthaus um, zwar organisatorisch unabhängig vom, aber in enger Kooperation mit dem Landesstudio Freiburg. Seither konzertieren regel-

mäßig Kammermusik-Ensembles des SWF- bzw. SWR-Sinfonieorchesters Baden-Baden und Freiburg, so der neue Name, im Funkhaus in der Kartäuserstraße.

1995

Ein Tag der offenen Tür lockte 10 000 Besucher zum Freiburger Funkhaus in die Kartäuserstraße. Dies war das eine herausragende Ereignis des Jahres 1995 für das Landesstudio Freiburg. Das andere war der Wechsel in der Studioleitung: Wolfgang Heidenreich ging in den „Unruhestand“. Er entschied sich für die Stafettenübergabe vor den bevorstehenden Standortgefechten, die bei der Fusion zwischen SWF und SDR zu erwarten waren, „weil man das Pferd nicht in der Schlacht wechselt“

Die Datenbilanz am Ende der Studioleitung Heidenreich: 150 000 Sendeminuten im Hörfunk, das waren umgerechnet rund 7 Stunden Programm aus dem Landesstudio Freiburg an 365 Tagen im Jahr, produziert von 65 Festangestellte und 40 freien Mitarbeitern. Wir hatten eigene Sendezeiten in den Programmen SWF1, S2 Kultur und S4 Baden-Württemberg. Das Landesstudio produzierte, als Landesredaktion zusammen mit Tübingen, Sendungen für das ganze Land, aber auch Sendungen für Südbaden und seine Regionen. Drei Fernsehkorrespondenten berichteten regelmäßig aus Südbaden für Abendschau und andere Regionalsendungen in SÜDWEST 3.

Das Landesstudio Freiburg unter Heidenreich war ein wichtiger Medienpartner für Musiker und Orchester in der Region, für Solisten und Komponisten, für Autoren und Künstler. 100 bis 150 öffentliche Veranstaltungen im Jahr, im Freiburger Funkhaus wie an anderen südbadischen Orten, in den Bereichen Kultur und ernste Musik, aber vor allem auch im Sektor der populären Unterhaltung, waren Mitte der 90er Jahre die Regel.

DIE FUSION

Bei der Verkündung der Ziele des Staatsvertrags zwischen Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz über die Zusammenführung von SWF und SDR durch die beiden Ministerpräsidenten spielte die Regionalisierung von

Funk und Fernsehen eine große Rolle. Dies weckte auch im Landesstudio Freiburg große Hoffnungen, die zwar durch das vorübergehend geplante „Fensterverbot“ für das zweite Kulturprogramm wieder getrübt, aber nach dessen Rücknahme durch die Landesregierungen erneut geweckt wurden.

Ausgehend von der Überlegung, daß lokale und regionale Themen den Medien stets Erfolg bescheren, und daß Informationen aus der Nahwelt im Hörfunk keineswegs nur die Zielgruppe des vierten Programms (Musikformat: Deutsche Schlager bis Volksmusik) angehen, stellten wir auch für das künftige Programm SWR1 zu einigen wenigen Sendezeiten am Tag Regionalnachrichten zur Diskussion und für das künftige Kulturradio SWR2 eine tägliche Auseinanderschaltung in zwei bis drei „Regionalschienen“ im Land, in unserem Fall war dies die Rheinschiene von Basel über Freiburg und Karlsruhe bis Mannheim. In diesen Zielen waren sich die badischen Studios des SWF und des SDR einig.

Wir in Südbaden plädierten darüber hinaus auch für Auseinandersetzungen in tägliche regionale Fernsehfenster, wie sie z. B. im WDR eine sehr hohe Akzeptanz erzielen. Sehr schnell wurde aber klar, daß eine Regionalisierung des geplanten TV-Landesprogramms (vorerst) finanziell nicht realisierbar war.

Für SWR2 führten ebenfalls finanzielle, aber auch inhaltliche Überlegungen der zentralen Arbeits- und Lenkungsgruppen, in denen die Konzeption für das künftige Kulturradio erarbeitet wurden, dazu, daß der Vorschlag einer „Rheinschiene“ ad acta gelegt wurde: Man befürchtete u. a. eine Provinzialisierung des Kulturprogramms. Wir hielten, vergeblich, dagegen, daß es die Attraktivität des Kulturradios ungemein steigern würde, wenn die Kulturzeptionen neben der großen weiten Welt der „high culture“ auch jene Kulturszene im Programm wiederfänden, an der sie in ihrer Stadt, ihrer Region selbst partizipieren. Wir dachten dabei vor allem an die jüngere Zielgruppe, die, wie täglich zu beobachten ist, in großer Zahl etwa die Kulturszenen Freiburgs bevölkert. Die überalterte Hörerstruktur von S(WR)2, so meinten wir, könnte einen solchen Jungbrunnen gut vertragen. Doch, wie gesagt, die Entscheidung fiel anders.

Im Landesprogramm SWR1 gab es eine breite Zustimmung für die Idee, drei- bis viermal am Tag Regionalnachrichten zu senden, deren Material kostengünstig aus dem Regionalprogramm SWR4 übernommen werden könnte. Trotz des breiten Konsens fiel das Votum gegen diese Regionalnachrichten. Es gibt aber berechtigte Hoffnung, daß in diesem Punkt eines Tages nachgebessert wird. Denn niemand kann an der Attraktivität von Nahwelt-Nachrichten auch für jüngere Menschen und Familien zweifeln, die sich vom Popmusik-Format SWR1 ansprechen lassen.

Daß die Landesstudios des Südwestfunks mit der Zusammenführung der beiden Rundfunkanstalten den Status einer Landesredaktion für ganz Baden-Württemberg verlieren würden, war bereits zu einem frühen Zeitpunkt der Diskussion klar: Die Berichterstattung für das ganze Land konnte redaktionell nur beim Landessender in Stuttgart angesiedelt sein. Damit verknüpft war der schmerzliche, aber wohl unvermeidliche Verlust der Bezeichnung „Landesstudio“. Der Südweststaat, zu dem wir uns ja seit den 50er Jahren überzeugt bekennen, forderte nun im Zuge der Fusion der beiden Rundfunkanstalten diesen letzten Tribut der Anerkennung aus Freiburg (und ebenso aus Tübingen).

Die Regionalradio-Struktur des Studios Freiburg im Rahmen von SWR4 blieb bei der Fusion im Prinzip unangetastet. Als Folge des strikt vertikalen Wellenprinzips mit mächtigen Wellenchefs an der Spitze verlor das Studio Freiburg dagegen die Programm- und Etatverantwortung für Zulieferungen zu den Programmen SWR1 und SWR2, d. h. die Entscheidung darüber, was gesendet wird, fällt letzten Endes in Stuttgarter und Baden-Badener Redaktionen.

Einen Gewinn bescherte die Fusion dem Studio Freiburg im Regionalfernsehen. Das Landesprogramm des SWR-Fernsehens wurde stark ausgebaut. Die erweiterten Sendeplätze brauchen Stoff, und die Stuttgarter Redaktionen des Landesprogramms schauten vom Start an erwartungsvoll nach Südbaden. In Freiburg, wo vorher drei freie Fernsehkorrespondenten gearbeitet hatten, wurde jetzt eine FS-Regionalredaktion mit einem festangestellten Leiter, Redaktionsassistentinnen und einer ganzen

Reihe fester freier Mitarbeiter eingerichtet. Zugleich wurde die Redaktion für die Sendereihe „3erlei“, die grenzüberschreitend in Kooperation mit Straßburg und der Schweiz Dreiländer-Themen aufarbeitet, von Baden-Baden nach Freiburg verlagert, was der alten Tradition des Studios Freiburg in der engen Zusammenarbeit mit den Nachbarn jenseits des Ober- und Hochrheins entspricht. Der Produktionsausstoß des Fernsehens, im Informations- wie im Unterhaltungssektor (z. B. Sendungen auf alemannisch) wurde enorm gesteigert. Südbaden kommt jetzt im Fernsehen oft und ausgiebig vor.

GEGENWART

Im Studio Freiburg und seinen Außenstellen arbeiten gegenwärtig im redaktionellen Bereich 26,5 Festangestellte und etwa 50 freie Mitarbeiter. Sie werden unterstützt von 11 TechnikerInnen und 11,5 MitarbeiterInnen der Verwaltung (Administration, Hausmeister, Fahrer, Pförtner-TelefonistInnen), insgesamt also sind dem Studio Freiburg derzeit 49 Planstellen zugeordnet. Die Organisationsstruktur des Südwestrundfunks macht die Arbeit in einem Studio, dem Querschnittsaufgaben zugeordnet sind, nicht einfach: Unsere MitarbeiterInnen gehören zu vier Direktionsbereichen mit jeweils zuständigen Kompetenzebenen. Ein Teil der Belegschaft ist dem Standort Stuttgart, ein anderer dem Standort Baden-Baden zugeordnet (samt den dort jeweils angesiedelten Sachbearbeitern der Personalabteilung), während für alle in Freiburg der Personalrat Stuttgart zuständig ist (der Personalrat des Studios Freiburg war durch eine Novelle des Landespersonalvertretungsgesetzes abgeschafft worden, was nach der Abstimmung viele Landtagsabgeordnete bedauerten).

Die Redaktionen im Studio Freiburg:

- Eine große Aktuell-Redaktion (Leitung: Uli Homann) betreut alle informativen Regional-sendungen für SWR4 Südbaden und SWR4 Radio Breisgau, aber auch Zulieferungen an SWR1 in Stuttgart, SWR3 in Baden-Baden und an die ARD.
- Die Redaktion Unterhaltung-Magazine (Leitung: Klaus Gülker) ist für ein Morgen- und ein Nachmittagsmagazin in SWR4 zuständig, für

Aktionen wie den Wandertreff, für Drei Länder – ein Thema, für Sketch-Produktionen (z. B. die tägliche Comical-Serie „Hotel zum Kuckuck“ in SWR1), für Kleinkunst usw.

- Die Redaktion Musik (Leitung: Dr. Wolfgang Scherer) produziert zum einen alle Freiburger E-Musik-Sendungen und Konzerte für SWR2 (1999 werden dies insgesamt 75 Sendestunden sein), zum anderen ist sie verantwortlich für Unterhaltungsmusik, d. h. die SWR4 Wunschmelodie mit Heinz Siebeneicher, die Platzkonzerte, alle Blasmusikproduktionen und die übrigen U-Musik-Aktivitäten des Studios Freiburg.
- Die Kulturredaktion (Leitung: Herbert Schoppe) liefert aktuelle Kulturberichte an die Landeskulturredaktion von SWR2 und zur Sendung Kultur in Baden-Württemberg von SWR4, sie koordiniert die Mittwochs Ausgabe von SWR2 Forum für ganz Baden-Württemberg, betreut die Reihe LesART – Dichterbegegnungen in der Region und produziert für den SWR2-Landesabend am Samstag 60-Minuten-Features (1999 werden dies voraussichtlich etwa 15 Sendungen sein). Außerdem bearbeitet die Kulturredaktion gegenwärtig für SWR4 das Mundarthörspiel und die Sendereihe Morgenläuten.
- Die FS-Regionalredaktion (Leitung: Rainer Suchan) produziert Nachrichtenfilm und Magazinbeiträge für die Fernsehredaktionen in Stuttgart, Baden-Baden, für ARD-Aktuell in Hamburg und für andere ARD-Sendungen, außerdem ist die Redaktion für Planung, Gestaltung und Produktion von 3erlei verantwortlich.
- Die Redaktion Programm-Promotion (Leitung: Regina Keller) übernimmt Organisation und Vermarktung aller öffentlichen Events, die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit und die Kommunikation mit Kooperationspartnern.
- Die Regionalbüros Lörrach (Leitung: Johannes Kehm) und Offenburg (Leitung: Dr. Michael Seidl) sind Redaktion der Regionalradios und zugleich Korrespondenten für die übrigen SWR-Redaktionen, ebenso das Studio Konstanz (Leitung: Peter Honeker).
- Der Bereich Technik des Studios Freiburg (Leitung: Karl-Heinz Kuttruff) betreibt und betreut nicht nur drei Sendekomplexe, eine Diskothek, ein Musik- und ein Hörspielstudio, son-

dern auch einen großen Übertragungswagen, einen Reportagewagen und ein Radiomobil. Außerdem ist er zuständig für die technische Unterstützung der Regionalbüros.

- Im Bereich Verwaltung (Holger Schlieven) arbeiten Hausmeister, Pförtner/TelefonistInnen und Fahrer - ohne sie wäre der große Betrieb „on air“ und „off air“ nicht zu bewältigen.

- In der Führung des Studios Freiburg werde ich als Studioleiter von meinem Stellvertreter und Programmleiter Karl Köhler in gleichberechtigter Partnerschaft unterstützt.

Eine Sendeminuten-Statistik, wie sie den Rückblick auf die Geschichte des Studios Freiburg bisher begleitet hat, ist gegenwärtig nicht einfach zu erfassen. Zum einen ist 1999 als erstes vollständiges Jahr nach der Fusion noch nicht abgeschlossen; zum anderen kann ich eigentlich nur die Sendezeiten erkennen, die in eigener Verantwortung des Studios Freiburg im Rahmen des SWR4-Regionalprogramms anfallen - dies sind überschlägig in diesem Jahr 140 000 Minuten. Die zahlreichen Zulieferungen an SWR1, SWR2 und SWR3 entziehen sich, da wir für sie keine Haushaltsverantwortung tragen, meinem Zugriff und meiner Erkenntnis. Dasselbe gilt im Grunde auch für die Produktion unserer Fernsehredaktion (nach der Handaufzeichnung der Redaktion läßt sich der TV-Produktionsumfang des Studios Freiburg bis Jahresende auf 22 000 Sendeminuten hochrechnen, dies entspricht 36 Stunden Programm oder 75 Beiträgen/Produktionen im Monat.)

Wie ist der Status des Studios Freiburg in einer Momentaufnahme zu umschreiben?

Das Studio Freiburg ist das größte Regionalstudio in Baden-Württemberg mit Regionalbüros in Offenburg, Lörrach, einem Korrespondentenbüro in Waldshut und einem Außenstudio in Konstanz. Wir produzieren in SWR4 Regionalsendungen für ganz Südbaden, aber auch - zum Teil auseinandergeschaltet - in Ortenau, Breisgau, und Hochrhein. Wir registrieren eine hohe Einschaltquote für SWR4 in Südbaden (26 Prozent der über 14jährigen schalten mindestens einmal täglich SWR4 ein) und sind Spitze im Marktanteil (31 Prozent).

Wir liefern zahlreiche Beiträge und Sendungen in Wort und Musik zu an das Kulturradio SWR2 mit Sitz in Baden-Baden (und einer Landeskulturredaktion in Stuttgart) und an das Landesprogramm SWR1 in Stuttgart, mitunter auch Beiträge an SWR3 in Baden-Baden. Außerdem werden aus Freiburg zahlreiche Berichte an andere ARD-Anstalten überspielt.

Die Freiburger TV-Regionalredaktion hat einen hohen Produktionsausstoß aktueller und unterhaltender Fernsehbeiträge für das Landesprogramm des SWR-Fernsehens, für ARD-Aktuell und für andere ARD-Redaktionen.

Wir haben das Glück, im größten und vielleicht auch schönsten Regionalfunkhaus des SWR Radio und Fernsehen zu machen, und wir kommunizieren in ca. 150 öffentlichen Veranstaltungen im Jahr mit unseren „Kunden“, den HörerInnen und ZuschauerInnen.

Alles in allem können wir also sehr zufrieden sein mit der Entwicklung des Rundfunks in Freiburg.

AUSBLICK

Was könnte noch besser werden in den nächsten Jahren?

In einer regionalen „Flurbereinigung“ haben die Studios Freiburg und Tübingen vereinbart, daß das ganze SWR4 Bodensee Radio und damit auch das Außenstudio Konstanz künftig organisatorisch Tübingen zugeschlagen wird, während das Regionalbüro Villingen-Schwenningen dem Studio Freiburg angegliedert wird.

Im Jahr 2000 wollen wir - nach dem Muster der Regionalradios in Ortenau, Breisgau und am Hochrhein - ein Schwarzwald-Baar-Heuberg Radio eröffnen, das Nahwelt-Informationen für die Landkreise Tuttlingen, Schwarzwald-Baar und Rottweil sendet und damit die Regionalradio-Struktur des Studios Freiburg am Südlichen Oberrhein, am Hochrhein und im Schwarzwald abrundet.

Wir wünschen uns, daß eines nicht allzu ferneren Tages sparsame Regionalnachrichten auch in SWR1 zu hören sein werden, und daß in SWR4 die Sendung Kultur aus Baden-Württemberg am Sonntagabend regional auseinandergeschaltet wird, damit die regionale Kultur-

szenen wenigstens in einem SWR-Hörfunkprogramm eine Chance bekommt.

Alles in allem haben wir uns mittlerweile mit den Ergebnissen der Fusion angefreundet. Die Regionen sind das Fundament der Landesprogramme in Hörfunk und Fernsehen, und diese Erkenntnis wird im Stuttgarter Landesender geteilt.

Auch wir im Studio Freiburg bejahen das Wellenprinzip, dies darf aber nicht dazu führen, daß die Zentralen die Mitarbeiter in den Regionen ans Gängelband nehmen. Die Strategien werden in Stuttgart und Baden-Baden formuliert. Das operative Geschäft in der regionalen Programmarbeit wird vor Ort verantwortet – und zwar durchaus wellenübergreifend.

Ich wünsche mir, daß ich als Studioleiter künftig wieder stärker als im Augenblick auch für Inhalte und Kosten jener Produktionen in Verantwortung genommen werde, die in meinem Studio für SWR1, SWR2 und das Fernseh-Landesprogramm hergestellt werden.

Wir im Studio Freiburg fühlen uns dem Gesamtunternehmen SWR verpflichtet und fühlen uns als dessen Repräsentanten hier in Südbaden. So werden wir übrigens auch von der Öffentlichkeit angesehen. Dies war stets das Selbstverständnis der SWF-Landesstudios, wir wollen es auch im SWR weiterpflegen.

Der Rundfunk in Freiburg hat eine lange und eine bedeutende Geschichte. Ich bin überzeugt, daß das SWR-Studio Freiburg in der immerhin zweitgrößten Rundfunkanstalt der ARD auch eine gute und erfolgreiche Zukunft haben wird.

- 3 Die Geschichte wird kolportiert in der SWF-Broschüre „28. November 1926–1951 25 Jahre Rundfunk Sendestelle Freiburg Br.“, o. J.
- 4 Rödling S. 21.
- 5 Rödling S. 34.
- 6 Rödling S. 40.
- 7 Rödling S. 42.
- 8 Rödling zitiert eine Auskunft des Bundesarchivs, wonach Ernst Brugger am 1. 5. 1933 mit Mitglieds-Nr. 3142731 in die NSDAP eingetreten sei, dies habe er jedoch in seinem Fragebogen gegenüber der Französischen Militärregierung verschwiegen. Peter Brugger hat nun seinerseits Nachforschungen angestellt und ist dabei zu der Auffassung gelangt, daß sein Vater zwar einen Mitgliedsantrag gestellt habe, dieser jedoch auf der lokalen Parteebene blockiert und somit die Mitgliedschaft niemals ordnungsgemäß vollzogen worden sei. Danach wäre Ernst Brugger also bei den Nazis eine Art „Karteileiche“ gewesen und konnte persönlich durchaus der Überzeugung sein, daß sein Antrag nie angenommen wurde und er folglich gar kein Parteimitglied war. Dafür spricht, wie sein Sohn darlegt, ein urkundlicher Beleg: Auf der Fiche signalétique der Gendarmerie Française, die über zwei Jahre lang vierteljährlich überprüft und immer neu mit Unterschrift und Stempel versehen wurde, findet sich unter „Indication de l'appartenance au parti nazi ou à une formation paramilitaire“ der Eintrag: „NSDAP-Anwärterschaft wird z. Zt. geklärt“. Ein Spruchkammerverfahren hat nachweislich nie stattgefunden.
- 9 Rödling S. 49 f.
- 10 Rödling S. 53 f.
- 11 Diese und viele andere Mitteilungen über die Jahre nach 1946 entnehme ich Berichten in den Akten des SWR-Studios Freiburg, die oft anonym, z. T. von meinen Vorgängern in der Studioleitung zusammengestellt wurden.
- 12 In den Akten des Studios Freiburg.
- 13 a. a. O.
- 14 a. a. O.
- 15 Redemanuskript in den Akten des Studios Freiburg.

Anmerkungen

- 1 In der Darstellung der Jahre nach 1926 folge ich im allgemeinen Ulrike Rödling, „Hallo, hier Freiburg im Breisgau, Welle 577“ – Freiburger Rundfunkgeschichte 1926–1946, Stadt und Geschichte Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i. Br., Heft 17, Freiburg 1997.
- 2 Rödling S. 10.

Anschrift des Autors:
Roland Schrag
Studioleiter des Südwestrundfunks
Kartäuserstraße 45
79102 Freiburg

Museum 2000 – das Augustinermuseum in Freiburg

Vergangenheit und Zukunft

Am 12. November 1923 war Freiburg Schauplatz eines kulturhistorischen Ereignisses von nationaler Bedeutung: Persönlichkeiten aus der Politik, Vertreter der kirchlichen Welt, geisteswissenschaftlicher Institutionen, dazu Museumsdirektoren aus ganz Deutschland und den angrenzenden Ländern Frankreich und der Schweiz waren angereist, um am Festakt anlässlich der Eröffnung des städtischen Museums teilzunehmen.

Planung und Errichtung dieses Museums, das die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts gesammelten, städtischen „Altertümer“ aufnehmen sollte, hatten über zwei Jahrzehnte gedauert. Daran wie auch an der Reduzierung der ursprünglichen Ausbaupläne trug die Zeit des ersten Weltkrieges die Schuld. Daß trotz der unerhörten Notsituation, die damals herrschte, der fundamentale Ausbau des baufälligen Klosterkomplexes zu einem überregional bedeutenden Museum in der kurzen Zeitspanne von 1921–1923 geglückt war, erscheint heute noch als eine Sensation. Im neuen Museum fanden die lange Zeit auf mehrere Standorte in der Stadt verteilten öffentlichen Sammlungen endlich ihre adäquate Unterbringung.

MUSEUMSGRÜNDUNG DER JAHRHUNDERTWENDE

Das Augustinermuseum ist von der Intention seiner Sammlungen wie von der teils heute noch ablesbaren, originären Ausstellungsweise her eine typische Museumsgründung der Zeit um 1900. Die Geschichte der Sammlungen der Stadt Freiburg reicht allerdings noch weiter zurück, bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Museumssammlungen der Frühzeit

charakterisierten allerdings überwiegend lokalgeschichtliche Zeugnisse, und diese gehörten ganz unterschiedlichen Gattungen an: Sie beinhalteten u. a. Waffen und Uniformen, Münzen, Graphik unterschiedlicher Technik und Thematik, darunter Landschaftsdarstellungen und Bildnisse, einzelne Skulpturen und Teile von Bau-Ornamentik, etwa von abgegangenen Freiburger Bürgerhäusern. Es war im wesentlichen eine stadtgeschichtliche, damals eben mit „historisch“ betitelte Sammlung, die durch die rege Schenkungstätigkeit der Freiburger Bürger und nicht zuletzt durch gezielte Ankäufe des für die Sammlung zuständigen Stadtarchivars kontinuierlich angewachsen war.

Die Sammlungsgeschichte nimmt eine Wendung mit der Übernahme des künstlerischen Nachlasses der historischen Dominikanerinnenklöster in Freiburg, die im 17. Jahrhundert im barocken „Adelhauser Neukloster“ zusammengefaßt worden waren, wobei nach der Säkularisation der Kunstbesitz des Klosters in eine Städtische Allgemeine Stiftung übergegangen war. Die ab 1890 als Dauerleihgaben in die städtischen Sammlungen transferierten Klosterbestände umfaßten zum Teil künstlerisch herausragende Werke der Goldschmiedekunst, der Buchmalerei und der Textilkunst, der Skulptur und Malerei; daneben gelangten aber auch kultur- und frömmigkeitsgeschichtliche Bestände aus den ehemaligen Klöstern in das Museum. Der Rang der Kunstwerke, die nun mit einem Schlag die Sammlung bereicherten, gab den Anstoß, die bestehenden historischen Sammlungen für ein künftiges „Kunstmuseum“ auszubauen.

Von nun erscheinen die Sammlungsgeschichte und die Baugeschichte des späteren

Augustinermuseums eng miteinander verknüpft: Im Jahr 1896 werden von der Stadt zum ersten Mal zwei bedeutende Sammlungen aus Privatbesitz zu entsprechend hohen Preisen erworben; es handelte sich um eine hochrangige und überregional ausgerichtete Gemäldesammlung und eine volkskundliche Sammlung.

Die kulturpolitische Zielsetzung, die derartige hochkarätige Erwerbungen nun legitimieren sollen, drückt sich in der damaligen Abstimmungsvorlage für den Bürgerausschuß aus:

„Die Schaffung und würdige Erhaltung solcher Sammlungen wird nicht nur durch den Rang, den Charakter und die große geschichtliche Vergangenheit, sondern auch das materielle Interesse unserer Stadt gefordert. Denn nichts macht den Aufenthalt in einer solchen . . . so genußreich, als ein reicher Schatz künstlerischer, wissenschaftlicher und geschichtlicher Sehenswürdigkeiten. Als Ziel schwebt uns vor, daß Freiburg der Sitz einer Reihe wertvoller weltlicher und kirchlicher Sammlungen lokalen und erweiterten Sammlungen werden möge . . .“ Die touristische und wirtschaftliche Erwartung, die sich an bedeutende Museen immer noch knüpft, umschreibt heute der Begriff des weichen Standortfaktors.

Mit einem Museumsgebäude, das man sich nach dem Vorbild anderer Städte wie Nürnberg, Konstanz und Basel in einem historischen Baudenkmal integriert vorstellen konnte, glaubte man, den Anreiz in der Bevölkerung für Stiftungen, Spenden und Verkäufe von musealen Objekten noch intensivieren zu können.

KUNST- UND KULTURGESCHICHTLICHES MUSEUM IM EHEMALIGEN KLOSTER

Die Überlegungen in diesem Zusammenhang zielen bereits auf den Umbau des ehemaligen Klosters der Augustinereremiten, dessen „Kreuzgänge und Höfe noch teilweise erhalten seien“. Die Klosterkirche beherbergte damals noch das städtische Theater, für welches ein Umbau beschlossen war.

Die Weichen für eine repräsentative Unterbringung der städtischen Sammlungen waren nun gestellt. Daß hier eine sensible und auf die denkmalpflegerischen Belange der Stadt abzie-

lende Lösung angegangen wurde, paßt in das kulturpolitische und städtebauliche Konzept der Epoche unter Oberbürgermeister Dr. Otto Winterer. Er hatte persönlich der Umnutzung des Klosterdenkmals den Vorzug vor einem ebenfalls erwogenen Museumsneubau gegeben.

Die weitere Planung schreitet auf politischer und fachlicher Seite strikt voran. 1909 informiert der städtische Konservator den Stadtrat über das Aufstellungskonzept der städtischen Sammlungen im „alten Theaterbau“, wie der zuvor als Theater dienende Klosterkomplex damals noch genannt wurde. Die Sammlungsbestände waren durch zahlreiche Stiftungen und durch gezielte Erwerbungen der Stadt inzwischen noch weiter angewachsen. Der Grundstock für ein kunst- und kulturgeschichtliches Museum war nun gelegt. Er folgte einem Typus, wie ihn einschlägige Landesmuseen bereits geprägt hatten. Die reichen Bestände zur oberrheinischen Kunst sollten in der Folge insbesondere durch die Übernahme der wertvollen Diözesanbestände überregionalen, ja nationalen Charakter erlangen. Von der Frühzeit an hatte die Volkskunst, speziell des Breisgaus, einen großen Stellenwert im Sammlungskonzept inne.

ÜBERREGIONALES MUSEUM

Der fachliche Anspruch, mit dem die Stadt dieses Museumsprojekt verfolgte, drückte sich in der Planung der Architekten ebenso aus wie in den richtungweisenden Erläuterungen des verantwortlichen Konservators: So wollte man auf keinen Fall auf die Erfahrungen der jüngsten großen Museumsgründungen, gemeint sind die Landesmuseen des In- und Auslandes, namentlich die großen Museen in München, Berlin, Bern und Zürich, verzichten. Wie sehr man bemüht war, sich von kompetenter Seite beraten zu lassen, geht aus der gutachterlichen Tätigkeit des damals berühmtesten, deutschen Museumsarchitekten hervor:

Von Gabriel von Seidl, dem Erbauer des Bayerischen Nationalmuseums in München holte man die grundsätzliche Befürwortung des geplanten Umbaus des ehemaligen Klosters zum Museum ein. 1912 sind die grundlegenden Pläne datiert, die zur Ausführung kommen sollen. Unter Nutzung der alten Bauteile des



Entwurf für den Neubau des Sammlungsgebäudes von 1912: Hauptfassade

Klosters, der Kirche und des Kreuzganges war der Ausbau zu einem Museumskomplex mit zwei Innenhöfen geplant, dem sich im Süden ein weiterer, um einen Lichthof konzipierter Neubaukomplex anschließen sollte. Für diesen hatte die Stadt (auf dem heutigen Areal des Kinderspielplatzes) zwei zum Abbruch bestimmte Bürgerhäuser erworben. Dieser an das ehemalige Kloster angeschlossen gedachte Bau war für die Aufnahme von Depot- und Büroräumen,

aber auch für Ausstellungsräume der völker- und naturkundlichen Sammlungen gedacht. Eine von der Westfassade der Klosterkirche bis zur Südwestecke des Neubaus reichende, vorgeblendete Fassadenfront in schlichten neobarocken Formen hätte dem stattlichen Museumskomplex einen städtebaulich großzügigen Prospekt sowohl gegen den heutigen Augustinerplatz wie gegen die Gerberau verliehen. Der Haupteingang war in der Mitte der

repräsentativen Fassade am Augustinerplatz, ein zweiter Eingang an der Südfront des Neubaus an der Gerberau geplant.

BAUZEIT UND PLANUNGSÄNDERUNG

Für das Jahr 1915 war der Baubeginn festgesetzt, er kam jedoch infolge der bestehenden Kriegszeiten nicht zustande. Nach Kriegsende zeigt sich die ehemalige Klosterkirche, die durch den Auszug des Theaters funktionslos und dem Verfall noch mehr preisgegeben war, in einem so baufälligen Zustand, daß man vorerst an eine Wiederherstellung – unter welcher Nutzung auch immer – nicht zu denken wagte. Es ist das Verdienst des denkmalpflegerisch verantwortungsvollen, damaligen Leiters des städtischen Hochbauamtes, Karl Gruber, sich für den Erhalt des Klosterkomplexes und dessen Nutzung für das Museum aufs neue einzusetzen. Die vorhandenen Baupläne von 1912 werden im Hinblick auf die notwendig gewordene finanzielle und damit bauliche Reduzierung überarbeitet. Im April 1921 wird der Umbau des ehemaligen Augustinerklosters in ein städtisches Museum endgültig genehmigt.

Gegenüber der ursprünglichen Planung hatte das Museum bautechnisch und räumlich erhebliche Reduktionen hinzunehmen: So verzichtete man aus Kostengründen auf eine Fußbodenheizung der alten Bauteile, welche man nach dem Vorbild des Nationalmuseums in Kopenhagen geplant hatte; man unterließ den geplanten zweistöckigen Ausbau des Kirchenraumes sowie die Glasbedachung des Kreuzganginnenhofes, beschnitten wurde die räumliche Auslegung der Depot- und Werkstättenräume. Der in einem 2. Bauabschnitt geplante neue Anbau zur Gerberau mit Depot- und Büroräumen kam allerdings nie zur Ausführung.

Die Art, wie die Bestände innerhalb des Rundganges in verschiedene Abteilungen gegliedert waren, lehnte sich deutlich an die Konzeptionen der nach Epochen und Kunstgattungen gegliederten, historischen Landesmuseen an.

Die heutige Einrichtung und Aufstellung des Museums ist in vielen Bereichen noch ganz dem Konzept von 1923 verpflichtet: Das Erd-

geschoß mit dem Hauptausstellungsraum der ehemaligen Kirche beherbergt die gotische und barocke Kunst, die überwiegend sakral bestimmt ist. Noch bevor das Haus eröffnet wurde, fiel die Entscheidung, im Augustinermuseum künftig einen großen Teil der Bestände des Diözesanmuseums zu integrieren. Mit der sukzessiven Übernahme der kirchlichen Sammlungen, bestehend aus Gemälden, Plastik, Goldschmiedekunst und zuletzt der Bildfenster erhielt der Bereich der kirchlichen Kunst ein Schwergewicht, das sich von Anfang an in der Disposition der Ausstellungsräume sein Recht verschaffte.

Weitere Abteilungen präsentieren das Kunsthandwerk und historische Zimmer. Einschneidendere Veränderungen gab es lediglich im 2. Obergeschoß, wo die Volkskundeabteilung erst in jüngerer Vergangenheit von Fachsammlungen – Dauerleihgaben bzw. Stiftungen – zumindest auf Zeit verdrängt wurde.

ZUKUNFTSPLANUNGEN NACH DER ERÖFFNUNG DES MUSEUMS

Bei allen nachfolgenden Vorhaben in den Jahrzehnten nach der Errichtung des Museums ging man von der festen Absicht aus, Erweiterungsmöglichkeiten zu schaffen. Zu reich waren die Bestände und zu gewaltig der Raumbedarf, als daß die nach dem 1. Weltkrieg renovierten Baulichkeiten des ehemaligen Augustinerklosters ohne Anbau hier nachhaltig ausgereicht hätten.

Künftiger Ausbau und museologische Nachrüstung bestimmten von jeher die realistische Einschätzung der Museumspolitik der Stadt. Eine erste planmäßig erarbeitete Bauerweiterung sah nach einer städtischen Verfügung von 1938 die Anbindung des gegenüberliegenden Hauses „Zum Wilden Mann“ vor. Auch die Idee eines Zweigmuseums im Wentzingerhaus, das seit wenigen Jahren die stadtgeschichtliche Abteilung beherbergt, ist bis zu den vierziger Jahren zurück zu verfolgen.

Was im Augustinermuseum in den Jahrzehnten nach 1950 an ergänzenden Einrichtungen und Umstellungen ausgeführt wurde, geschah in der Annahme, das in absehbarer Zeit adäquate Erweiterungs- und Deponierungsmöglichkeiten für die reichen Sammlungen zur

Verfügung stünden. 1970 wurde eine Planung für einen Museumsanbau an der Südmauer des Klosters vorgelegt, auf dem städtischen Areal, das einst für das Museum erworben wurde und das heute der Kinderspielplatz einnimmt. Dieser im ersten Planungsstadium überlieferte mehrgeschossige Anbau kam ebensowenig zur Ausführung wie ein skizzenhaft angedachter Museums-Annex auf dem Grundstück des zum Abbruch erworbenen Feierling-Gebäudes in den 80er Jahren.

GEPLANTE GENERALINSTANDSETZUNG DES AUGUSTINERMUSEUMS

Rechtzeitig zu seinem 75. Jahrtag im vergangenen Jahr konnte das Augustinermuseum den Beginn des 1. Bauabschnittes im Rahmen eines aktuellen und umfassenden Sanierungsplanes vermelden. Das überplanmäßige Gesamtsanierungskonzept, dem auch diese Ausbaustappe unterliegt, ist das erste, alle

Bereiche umfassende Erneuerungskonzept seit Bestehen des Museums. Es beinhaltet die bauliche und museumstechnische Sanierung und eine damit verbundene Neustrukturierung des gesamten Hauses.

Das angrenzende Feierling-Gebäude, das augenblicklich einer Generalinstandsetzung unterzogen wird, kann voraussichtlich bereits im nächsten Jahr seiner künftigen Bestimmung übergeben werden und die im Museumskomplex nur sehr unzulänglich untergebrachte wissenschaftliche Verwaltung, die Direktion und die Büros, die Fachbibliothek sowie die Dokumentationsabteilung aufnehmen. Damit hat die Anhebung des Standards im ehrwürdigen Augustinermuseum, das einer durchgreifenden Erneuerung im Hinblick auf die Dienste am Besucher, auf die museumstechnischen Erfordernisse und die ausstellungsästhetischen Belange bedarf, nun begonnen.

Ein dreiviertel Jahrhundert nach seiner Errichtung und ohne wesentliche Maßnahmen der Modernisierung stellt sich das Augustiner-



Der Kirchenraum bei der Eröffnung des Augustiner museums, 1923, Blick in den Chor

museum baulich und konservatorisch heute in einem bedenklichen Zustand dar. Im Vergleich zu anderen Sammlungen entsprechender Bedeutung und Größe wirkt es in Einrichtung und Ausstattung deutlich veraltet. Die sowohl die Kunstwerke wie das Ansehen der öffentlichen Institution beeinträchtigenden Mängel machen dringliche Verbesserungen notwendig. Diese sind als Grundlage in einem vorliegenden, umfassenden Planungskonzeptes für eine Generalsanierung des Museums zusammengefaßt.

Ausstellungsräume

Die Instandsetzung der „Raumschalen“ in allen Bereichen und die Installation der erforderlichen klima-, licht- und sicherheitstechnischen Einrichtungen ist technisches Hauptanliegen in den Ausstellungsräumen. Für die schädigende Wirkung durch unsachgemäße Klima- und Lichtbehandlung sind Museumsfachleute seit langem sensibilisiert. Daß eine Reihe von Werkgruppen an der überhöhten Raumfeuchte leiden, welche bei organischen Materialien gerade in Verbindung mit mangelnder Durchlüftung und Staub zu beschleunigender Alterung und schädigendem Pilzbefall führen, ist bekannt. Die Klimaverhältnisse in einem untemperierten Haus sind – nicht nur im Winter – weder den ausgestellten Beständen, noch den Besuchern und Aufsehern zuzumuten.

Raumerweiterung

Ein weiteres dringliches Anliegen betrifft die Abhilfe der seit Jahrzehnten durch die Fachleute beklagten akuten Raumnot in bestimmten Bereichen: Sie offenbart sich im Fehlen geeigneter Depoträume und wichtiger Funktionsräume. So ist an den Erweiterungsbau und Ausbau von Kellerräumen gedacht zur Aufnahme brauchbarer und sicherer Depots, zur Archivierung und Lagerung der Bestandsgruppen, die zeitweise nicht zur Ausstellung gelangen. Die räumliche Neustrukturierung sieht die Ausgliederung der erweiterungsbedürftigen internen Funktionseinheiten (Büros, Archiv, Dokumentationszentrum und Fachbibliothek) aus dem Rundgang der Ausstellungssäle vor, für die Räume im erwähnten Feierling-Gebäude zukünftig zur Verfügung stehen werden.

Akuter Raumbedarf offenbart sich im Bereich „Dienst am Besucher“. Hier hat das Augustinermuseum einen gegenüber ähnlichen öffentlichen Sammlungen einen deutlichen Aufholbedarf an Raumausweisung. Die Ansprüche, die der interessierte Besucher an das Museum gerade auf diesem Gebiet stellt, sind bekannt. Florierende Museen haben sich den Wünschen längst – mit Erfolg und Gewinn – geöffnet: Das Augustinermuseum wird deshalb ausreichende und funktionale Foyerzonen bereitstellen, Sanitäreinrichtungen und Garderoben, einen auf das Haus zugeschnittenen Museumsshop, Vortrags- und Versammlungsraum sowie eine hausinterne Cafeteria. etc. Die von vielen Besuchern seit langem monierte Installation eines Liftes ist überfällig.

Neuaufstellung

Die auf die bauliche Sanierung folgende Umstellung und Neugruppierung der Bestände wird der ästhetischen und konservatorischen Maßgabe folgend die Schwerpunkte der Sammlung besser zur Geltung bringen. Der Museumsbesuch in Zukunft durch thematische Präzisierung und durch gezielte Fokussierung auf Hauptwerke und Schwerpunkte der Sammlung didaktisch und ästhetisch ansprechendere, interessante Rundgänge ermöglichen.

Bereiche der kunsthandwerklichen und kulturgeschichtlichen Sammlungen könnten in unterschiedlicher Zusammenstellung und unter themenbezogener Präsentation im flexibel möblierten Obergeschoß jeweils für ein bis zwei Jahre ausgestellt bzw. aktualisiert werden.

STANDORT DES AUGUSTINERMUSEUMS UND GENERELLE MUSEUMSDEBATTE

Das seit kurzem bestehende Generalinstandsetzungskonzept des Augustinermuseums ist nicht zuletzt entstanden im Umfeld einer allgemeinen Museumsdebatte. Sie hat im letzten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts nicht nur die Museumslandschaft in Deutschland, sondern die fast aller Kulturländer geprägt.

In dieser Debatte ging es einmal um den grundlegenden gesellschaftlichen Auftrag der Museen, der im Sammeln und Bewahren der Kulturschätze, in der wissenschaftlichen



Das Augustinermuseum bei seiner Eröffnung im November 1923: Fassade am Augustinerplatz

Erschließung und Dokumentation sowie in der Vermittlung und Präsentation derselben für die Allgemeinheit besteht. Die Aktualisierung und Rückbesinnung auf die traditionellen Aufgabenfelder schienen notwendig geworden. Daneben aber wurde in den 90er Jahren auch die Diskussion um eine erstrebenswerte Strukturveränderung geführt, und zwar bundesweit. Dabei ging es im wesentlichen um die Sicherung der Unabhängigkeit der Institution Museum und den Fortbestand des kulturellen Auftrages. Zweck der in staatlichen und kommunalen Gremien diskutierten und teilweise bereits umgesetzten Strukturreform ist es dazu beizutragen, daß die Museen ihre kulturellen Aufgaben flexibler und effizienter und nicht zuletzt wirtschaftlicher erfüllen können. Die fachliche Vernetzung der Museumsinstitutionen untereinander hat es mit sich gebracht, daß die bereits eingeführten organisatorischen Verbesserungen und Zielvorgaben internationale Gültigkeit beanspruchen können.

Zwei der Modelle, die aus einer kompetenten Museumsdiskussion im deutschsprachigen Raum hervorgingen, seien hier wenigstens erwähnt:

Nach dreijährigem Vorlauf konnte im vergangenen Jahr die rechtliche Verselbständigung der Hamburger Museen durch eine neue Organisationsform gewährleistet werden. „Eigenständigkeit der Entscheidung und unternehmerische Flexibilität“ werden den zukünftig als Stiftungen des öffentlichen Rechts geführten Museen in Hamburg neue Wege weisen bei der Durchsetzung ihrer Ziele.

Ganz ähnliche Organisationsziele verfolgt auch das „Leitbild der Basler Museen“. Es lag 1995 bereits vor, auf seiner Grundlage wird nun ein Museumsgesetz in Basel erarbeitet.

Im Rahmen ihres Aufgabenkataloges können sich die Basler Museen auf Vereinbarungen berufen, die ihnen volle Entscheidungshoheit beim zeitlichen Vorgehen und bei der Durchführung der Maßnahmen sowie eine mehrjähri-

ge Planungssicherheit durch Globalbudgets gewähren.

In beiden genannten Fällen wurden die organisatorischen und inhaltlichen Zielvorgaben von der museologisch - fachlichen Seite, der Konferenz der Museumsdirektoren erarbeitet. Aufnahme und Umsetzung erfolgten durch die politischen Entscheidungsgremien.

MUSEEN IM AUFWIND

Allgemein ist festzustellen, daß die Strukturreform, die länderübergreifend in den Museen zu beobachten ist, keinesfalls eine Schwächung der fachlichen Kompetenz vorsieht. Im Gegenteil: die rechtliche Eigenständigkeit soll die organisatorische Eigenverantwortung des Museums stärken, womit zugleich eine größere Entfaltungsmöglichkeit gegeben ist.

Neben der Organisationsreform kennzeichnet die Museumslandschaft heute ein reger baulicher Aufschwung. Beides unterstreicht die Rolle, die das Museum für die „kulturelle Identität“ einer Region spielt. Denn trotz akuter Sparzwänge zeugen bemerkenswerte Neubau- und Sanierungsvorhaben in der gesamten Bundesrepublik, wie auch in Österreich und in der Schweiz, von einer zukunftsweisenden Orientierung der renommierten Museen. Von der Infrastruktur bis zur Ausstellungstechnik soll hier der Weg in eine neue Ära führen. Der Erneuerungswille gilt einer Institution, die nun - rund 100 Jahre nach der ersten Gründungswelle - ihren Stellenwert hat behaupten können. Nur so sind die zahlreichen, auf das Millennium hin ausgerichteten Bauetappen und Sanierungsabschnitte zu bewerten, die in den Museen vom Niederrhein bis in die aufblühenden Kulturstädte der neuen Bundesländer zu beobachten sind.

AKTUELLES MUSEUM

Mit ihrem Auftrag der Forschung und Bewahrung scheint die Museumstätigkeit allein auf die historische Vergangenheit fokussiert. Allerdings greift sie über die Frage nach einer zeitgemäßen Vermittlung der Werke jedoch von jeher ein in die aktuelle kulturpolitische Diskussion. Die fachliche Kompetenz, mit der die

Gesamtheit der museumsrelevanten Aufgaben angegangen wird, bestimmt den Standard eines Hauses. Und dieser ist es, den letztlich auch die kunstinteressierte Öffentlichkeit anerkennt.

Das Museumspublikum von heute hat über den Kulturtourismus unserer Tage Vergleichsmöglichkeiten wie nie zuvor. Der Anspruch, den es an die Präsentationen im Museum stellt, ist den Fachleuten wohl bekannt. Es zählt die Aktualität in der Ausstellungsästhetik wie im Vermittlungsangebot. Daneben aber wird vom Museum heute ein ganzes Paket an besucherfreundlicher Dienstleistung erwartet: Dazu gehören neben so grundlegenden Voraussetzungen, wie sie im Augustinermuseum nun geschaffen werden müssen, die bereits erwähnten temperierten und belüfteten Ausstellungsräume, eine komfortable Kassensituation, behindertengerechter Zugang zu den Abteilungen, ferner ein aktueller Informationsstand, ein Museumsshop sowie eine museumsinterne Cafeteria etc.

In angenehmer Atmosphäre entfalten Ausstellungen und Sammlungen für den Besucher ein ganz andere Wirkung.

Allgemein gilt, daß Qualität und Repräsentanz der Sammlungen den Rang eines Museums bestimmen. Dieser kann dem Publikum sehr wohl durch eine konzise und ansprechende Präsentation vermittelt werden. Im didaktischem Angebot sind dem Besucher sachdienliche Kriterien für die Bewertung zumindest der Schwerpunktsammlungen eines Hauses an die Hand zu geben. Daß dabei eine möglichst breite Öffentlichkeit angesprochen werden sollte, ist für uns heute selbstverständlich. Dennoch soll hier keineswegs einem fachlich nicht haltbaren, kontraproduktiven Legitimierungszwang allein durch die Besucherzahlen das Wort geredet werden, den der Fiskus allzu schnell propagiert.

VERANTWORTUNG UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT

Seit geraumer Zeit versuchen Museen dem wachsenden Bildungsauftrag mit zusätzlichen Aktivitäten, insbesondere mit wechselnden Sonderausstellungen nachzukommen. Daß auch derartige Sonderprogramme abhängig sind von der vorhandenen Infrastruktur im

jeweiligen Haus, der fachlichen Kompetenz der Bearbeiter und nicht zuletzt von den verfügbaren Mitteln, sollte nicht übersehen werden.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß durch ein Überhandnehmen von kurzzeitigen Sonderausstellungen und der damit verbundenen Auszehrung von Arbeitskräften und Mitteln die originären Aufgaben des Museums sehr wohl Schaden nehmen können. Deshalb rückt der jüngst aktualisierte „Kodex der Berufsethik“

Dies hat in Übereinstimmung mit dem ständig zu erweiternden Bildungsauftrag des Museums zu geschehen, es darf weder die Qualität noch die sachgerechte Pflege der Sammlungen beeinträchtigen.“

Der Umgang mit den Geschichtsquellen und – im besonderen Maße – mit den Kunstwerken im Museum verlangt höchste Professionalität. Sie bestimmt den Standard der wissenschaftlichen Forschung im Museum und ist maßge-



Der Kirchenraum: Zustand ab 1968

des Internationalen Museumsrates (ICOM) gerade in diesem Punkt die internationalen Maßstäbe einer verantwortungsvollen Museumsarbeit wieder ins Licht:

„Neben der Hauptaufgabe, nämlich der Bewahrung der Sammlung für die künftigen Generationen besteht die Pflicht, die Sammlungen zu nutzen und durch Forschung, Bildungsarbeit, Dauerausstellungen, Sonderausstellungen und sonstige Veranstaltungen neue Erkenntnisse zu gewinnen und zu verbreiten.

bend für die konservatorische Handhabung, die man den Museumsobjekten angedeihen läßt. Jede Generation von Museumsverantwortlichen fühlt die Verpflichtung und erhält meist auch die Möglichkeit, die Sammlungsbestände effizient zu ergänzen und sie nach aktueller Sachkenntnis zu pflegen, zu erforschen und zu präsentieren. Dazu bedarf es der Kontinuität von Fachkompetenz in allen Bereichen. In Häusern, wo in der Vergangenheit anstehende Erneuerungen nicht umgesetzt werden konnten, ver-

sucht man heute mit umfassenden und grundlegenden Generalsanierungsvorhaben, meist gekoppelt mit Erweiterungsbauten, Abhilfe zu schaffen.

Dies ist auch der Fall im Augustinermuseum, das in seiner Ausrichtung und durch die spezifische Sammlungsstruktur in Freiburg unter Einbeziehung der Kunstbestände der Erzdiözese und der städtischen Allgemeinen Stiftungsverwaltung den Anspruch einer städtischen Sammlung übersteigt und – was bereits der Gründergeneration bewußt war – den Rang eines überregionalen „Museums der Kunst am Oberrhein“ intendiert.

Daß in diesem Museum seit drei Generationen kaum eine Neukonzeption geplant oder gar umgesetzt wurde, ist heute kaum mehr nachvollziehbar. Es mag mit der extrem hohen Sanierungsbedürftigkeit des Bauwerks zusammenhängen. Diese wiederum resultiert aus den besonderen, geschichtlichen Gegebenheiten des Museums. In den 20er Jahren, in einer Zeit akuter Wirtschaftsdepression, als der Umbau vom baufälligen, ehemaligen Klosterkomplex zum Museum ausgeführt wurde, waren verständlicherweise bautechnische und finanzielle

Kompromisse hinzunehmen. Die offenkundige Antiquiertheit, die das Augustinermuseum gegenüber gleichrangigen Museen seit längerem offenbart, hielt die Verantwortlichen über die Zeit in Resignation gefangen. Zudem wirkte die Besucherzahl unter den damaligen Umständen eines freien Eintritts stabil und beruhigend.

Nun ist mit dem in Ausführung befindlichen ersten Bauabschnitt im Augustinermuseum der Anfang gemacht, museologisch den Anschluß an das „Museum 2000“ zu finden.

Ein überplanmäßiges Generalsanierungskonzept liegt vor. Es beinhaltet, daß mit der erfolgten Bausanierung und Modernisierung sich alle Bereiche des Museums grundlegend erneuern werden, auf daß auch dieses, für die Kunst am Oberrhein so repräsentative Haus seinen Weg ins nächste Jahrtausend findet.

Anschrift der Autorin:
Dr. Saskia Durian-Ress
Hirzbergstraße 3
79102 Freiburg

Johann Christian Wentzinger sein Wohnhaus „Zum Schönen Eck“ und das Freiburger Museum für Stadtgeschichte

DER BAUHERR

Eines der schönsten Freiburger Wohnhäuser des 18. Jahrhunderts zeugt noch heute von einer Künstlerpersönlichkeit, die zu den bedeutendsten des südwestdeutschen Raumes gehört: Der Maler, Bildhauer und Architekt Johann Christian Wentzinger. Sein Freund und Biograph Heinrich Sautier prägte den Satz, der im Grabstein auf dem Alten Friedhof eingeschlagen ist: „*Er durchlebte ein Jahrhundert – Durch ihn leben Jahrhunderte*“. Dies gilt gleichermaßen für den Künstler wie für den Stifter Wentzinger.

Christian Wentzinger – den zweiten Vornamen Johann legte er sich erst 1733 zu – kam am 10. September 1710 in Ehrenstetten als Sohn des „Herrenmüllers“ Joachim Wentzinger und seiner Frau Anna Maria Würmblerin zur Welt. Über Jugend und Lehrzeit ist wenig bekannt. Seine Lehre als Bildhauer hat er sicherlich bei einem der zahlreichen Handwerksmeister in Freiburg begonnen. In Sautiers 1798 veröffentlichtem Nachruf wird ein mehrjähriger Romaufenthalt erwähnt, der lediglich durch einen Eintrag in das Paßregister der österreichischen Botschaft in Rom aus dem Jahr 1731 nachgewiesen ist. In den Protokollen der Straßburger Bildhauerzunft „Zur Steltz“ taucht Wentzinger 1732 als Geselle bei dem Bildhauer Fosset auf. Ab 1735 hielt sich Wentzinger zwei Jahre in Paris auf, um sich vor allem auf dem Gebiet der Malerei zu vervollkommen. Eine Meisterprüfung hat er offenbar nie abgelegt; bei der selbstgewählten akademischen Ausbildung war die-

ser handwerkliche Abschluß allerdings nicht notwendig.

Schon 1733 hatte Wentzinger als erstes bekanntes Werk den Taufstein in Sankt Peter im Schwarzwald gefertigt, nach der Rückkehr aus Paris übernahm er ab 1738/39 Aufträge in Freiburg und Umgebung unter anderem für die Benediktinerabtei Sankt Blasien, für den Fürstbischof von Konstanz und den Reichsfreiherrn von Sickingen-Hohenburg. Überraschend war Wentzinger als Bildhauer, er fertigte aber auch als Maler Portraits, Allegorien und Deckengemälde und galt dazu als Architektur-sachverständiger, der bei vielen städtischen und privaten Projekten beratend hinzugezogen wurde. Zu seinen wichtigsten Arbeiten gehören das Grabmal für den General von Rodt im Freiburger Münster, die Gartenfiguren und weitere Arbeiten für Schloß Ebnet – die Originale der „Vier Jahreszeiten“ sind heute im Hof des Wentzingerhauses zu sehen –, später auch eine der drei Ehrenportale aus Holz, Gips und Pappmaché, die anlässlich der Brautfahrt Marie-Antoinettes in Freiburg errichtet wurden.

Auf dem Höhepunkt seiner Karriere konnte sich Wentzinger leisten, nur noch Modelle und Entwürfe zu liefern, die von seinen Mitarbeitern oder anderen Künstlern ausgeführt wurden, so zum Beispiel für den Taufstein des Freiburger Münsters, oder die Bibliotheksfiguren in Sankt Peter. Wentzingers Rolle als Anreger und Ideengeber für die gesamte Künstlerschaft des Breisgaus kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Zahlreiche junge Meister beschäftigte



Das Treppenhaus während der Instandsetzungsarbeiten 1989–91

Photo: Dr. Rüdiger Buhl, Kirchzarten

Wentzinger als Subunternehmer und verschaffte ihnen so den Zugang zu eigenen Aufträgen.

Anfang 1754 bewarb sich Wentzinger um das akademische Bürgerrecht der Universität, denn die von ihm ausgeübten Berufe des Bildhauers und Architekten (!) würden ja gemeinhin zu den Wissenschaften gezählt. Die vom Senat umgehend genehmigte Aufnahme war aber mit durchaus üblichen – Wentzingers Meinung nach aber ungerechtfertigten – Auflagen verbunden, so daß der selbstbewußte Künstler den Genehmigungsbrief wütend zurücksandte. Im Folgejahr verlieh ihm die Stadt Freiburg das Ehrenbürgerrecht. Zur selben Zeit, im Jahr 1757, erhielt Wentzinger den größten Auftrag seiner Laufbahn, die Ausgestaltung von Langhaus und Rotunde der neuerrichteten Benediktinerabteikirche Sankt Gallen. Er führte selbst die größeren figürlichen Stuckarbeiten im Innern und die Steinskulpturen der Fassade aus und fertigte Entwürfe für die Stuckdekoration und die Deckengemälde, die von Malern und Stukkatoren unter seiner Leitung umgesetzt wurden.

Die großzügige Entlohnung für den Sankt Galler Auftrag machte Wentzinger bis an sein Lebensende finanziell unabhängig und setzte ihn endgültig in die Lage, am Münsterplatz ein repräsentatives Haus errichten und an Heiraten zu denken. Die als zukünftige Gattin ausersehene Bürgermeisterstochter Katharina Egg, die nach dem Tod ihrer Angehörigen das ganze beträchtliche Vermögen der Edelsteinschleiferfamilie geerbt hatte, lehnte seinen Antrag jedoch wider Erwarten in aller Freundschaft ab. Sie bat Wentzinger, wie sie unverheiratet zu bleiben und sich ihren caritativen Anliegen anzuschließen. Noch zu Lebzeiten gab Wentzinger deshalb beträchtliche Gelder ins Armenspital, für das er seit 1775 unentgeltlich auch den Umbau der Alten Sapienz plante. Für seine Leistungen verlieh ihm Freiburg 1780 den Titel eines Ehren-Stadtrats.

In seinem 1773 verfaßten Testament setzte Wentzinger das Spital als Universalerben ein. Nach seinem Tod – er starb im hohen Alter von 86 Jahren am 1. Juni 1797 – kam den Armen der Stadt die ungeheure Summe von über

70 000 Gulden zugute. Allein 10 000 Gulden hatte der Verkauf des Hauses „Zum Schönen Eck“ erbracht. Damit wurde er zu bedeutendsten Stifter in der Geschichte der wohltätigen Stiftungen unserer Stadt. Heinrich Sautier hat ihn in seinem Nachruf wie folgt gewürdigt:

*„Mehr, denn Stein und Erz
Verewigen Ihn der Menschheit Annalen,
Worin mit unsterblichem Gold aufgezeich-
net glänzet
Sein Denkmal der Wohlthätigkeit,
Die Bereicherung
Des armen Krankenspitals zu Freyburg.“*

Noch ein Wort zur Schreibweise „Wenzinger“ oder „Wentzinger“: In allen eigenhändigen Zeugnissen hat der Künstler seinen Namen in der Schreibweise „Wentzinger“ verwendet. Seine Zeitgenossen benutzten beide Schreibweisen, so steht auf dem Grabstein der Name als „Wenzinger“. Schon 1928 hat der Freiburger Stadtarchivar Peter Paul Albert vorgeschlagen, den Künstler doch so zu schreiben, wie er es selbst tat. Dieser Ansicht folgten auch Hermann Brommer seit seinem ersten Aufsatz über Wentzingers Verwandte 1963 und Ingeborg Krummer-Schroth in ihrer großen Wentzinger-Monographie aus dem Jahr 1987.

DAS HAUS

Johann Christian Wentzinger erwarb zwischen 1755 und 1761 die Grundstücke an Münsterplatz und Schusterstraße, die seit 1367 unten dem Namen „Zum Schönen Eck“ überliefert sind. Er ließ die mittelalterlichen Gebäude abreißen und erbaute sich ein neues Haus, das im Freiburg der Spätbarockzeit seinesgleichen suchte. Schon die Ausrichtung der Fassade zum Münsterplatz – die Vorgängerbauten zeigten zur Schusterstraße – stellte das Künstlerhaus in Konkurrenz zu seinen Nachbarn, dem historischen Kaufhaus, dem Haus „Zum Ritter“ (späteres Erzbischöfliches Palais und heutige Domsingschule) und der Alten Wache.

Aufwendig und selbstbewußt ist die repräsentative siebenachsige Fassade mit übergiebeltem Mittelrisalit. Die architektonische Gliederung mit säulengerahmtem Portal, prächtigem Balkon und maskengeschmückten

Schlußsteinen über den Fenstern des Mittelbaus verrät französische Vorbilder und ist vom Wohnbau des Adels übernommen. An die Stelle des Wappens setzte der Künstler ein nonchalantes Selbstportrait in Form einer von wehen dem Tuch umgebenen Büste ins Balkongitter. Neben Architektur und Skulptur zeigte die Fassade im Giebel ein heute verlorenes Gemälde. Somit war allen Künsten, die auch der Haus herr vertrat, sichtbarer Ausdruck verliehen. Es gibt keinen urkundlichen Beleg dafür, daß Wentzinger selbst die Architektur seines Hauses entworfen hat. Bereits in der Bewerbung für das akademische Bürgerrecht hatte er sich 1754 als Architekt bezeichnet, so daß eine Beteiligung an der Architektur seines eigenen Wohnhauses angenommen werden darf.

Die Raumabfolge im Inneren des Hauses ist durchdacht und erfüllt sowohl die Ansprüche an Wirtschaftlichkeit (Küche, Vorrats- und Werkstatt Räume im Erdgeschoß – Beschickung des großen Kellers von der Hofseite her, Maleratelier (?) mit Nordlicht im dritten Stock) und Wohnkomfort (Wohnung in der Belétage, Heizung mit Kachelöfen) als auch den Wunsch nach Repräsentation. Letzteres gilt vor allem für das Treppenhaus, das in einer durch alle Geschosse reichenden Spiralbewegung nach oben geführt ist. Vom dunklen Hausgang gelangt man nach oben in den durch vier Fenster nach Süden durchlichteten, zweistöckigen Treppensaal. Ihn überspannt ein großes Deckengemälde, das der Hausherr selbst gemalt hat: „Die Einführung der frommen Seele in den Olymp durch Herkules den Tugendhelden“.

Vom Treppenpodest öffnet sich eine zweiflügelige Tür in den Salon, den mit drei Fensterachsen größten Raum des Hauses. Seiner zentralen Stellung und Funktion gemäß erhielt er eine aufwendige Dekoration, die bis auf geringe Reste in den Fensterlaibungen als verloren galt, aber hinter den Holzpaneelen des 19. Jahrhunderts zumindest im unteren Wandbereich erhalten blieb. Die Wände waren mit einer dünnen, auf Hochglanz polierten Stuckmarmorschicht überzogen, auf die in Imitation einer kostbaren Vertäfelung ein plastisches Rahmensystem mit Rocailleverzierungen und zarten Blumengehängen gemalt war. Über die Gestaltung der Decke ist nichts bekannt, im

westlich abgrenzenden Wohnzimmer Wentzingers haben sich aber Reste einer gemalten Deckengestaltung erhalten, die ebenfalls Rocailledekor und Blumenfestons zeigte. In diesem Raum befindet sich auch der einzige erhaltene Parkettfußboden der Wentzingerzeit. In dem zum Hof hin anschließenden Schlafzimmer ist der Hausherr am 1. Juli 1797 im hohen Alter von 86 Jahren gestorben.

Christian Wentzinger hatte sein Barvermögen, darin dem Vorbild seiner 1767 im Alter von 33 Jahren gestorbenen Freundin Katharina Egg folgend, dem Armenspital vermacht, das er schon zu Lebzeiten mit Schenkungen bedacht hatte. Laut seiner testamentarischen Verfügung wurden Hausrat und Haus versteigert, der Erlös wiederum dem Spital zugeführt. Für 11 000 Gulden erwarb der Kagenecksche Verwalter Thomas Stutz das Haus und ließ es für seine Bedürfnisse umbauen. Für das 19. Jahrhundert sind weitere Umbauten für Wohnzwecke nachgewiesen, am Ende des Jahrhunderts beherbergte das Haus neben mehreren Wohnungen eine Likör- und Südweinhandlung. Erst 1905 kam das Schöne Eck in städtischen Besitz. Die Stadtverwaltung zahlte 165 000 Mark dafür. Der ausdrückliche Wunsch war es, das Haus als Denkmal für den Künstler und Stifter Wentzinger zu erhalten.

Nach zwei Jahrzehnten verschiedener Nutzungen zog 1927 die „Städtische Gemädegalerie - Neuere Kunst“ als Dependence des vier Jahre zuvor eröffneten Augustinermuseums ins Wentzingerhaus ein. Aus diese Zeit stammen die im oberen Wandbereich fast aller Räume erhaltenen Rohre zur Aufhängung der Bilder. Im Zug der Renovierungsarbeiten wurden die stark beschädigten Wandflächen des Salons abgeschlagen. Das Deckengemälde im Treppenhaus wurde 1927 von Paul Hübner gereinigt und konserviert, weitere Restaurierungen 1945 und 1946 führten zum fast völligen Verlust der Originalsubstanz, was bei den jüngsten Sicherungsarbeiten durch den Restaurator Eberhard Grether endgültig bestätigt wurde.

Noch vor dem Zweiten Weltkrieg begann man mit dem Einbau historischer Zimmer in das Wentzingerhaus, das zusammen mit dem erst im 19. Jahrhundert errichteten Rückgebäude an der Schusterstraße zu einem Museum für Wohnkultur (ähnlich dem Kirschgartenmuse-

um in Basel) werden sollte. Der Krieg verhinderte die Vollendung des Projektes. Durch Vermittlung von Oberbürgermeister Wolfgang Hoffmann, selbst begeisterter Pianist, bezog am 2. Mai 1946 die Freiburger Musikschule (ab 1. April 1948 Staatliche Hochschule für Musik) das Wentzingerhaus. Was zunächst nur als Übergangslösung gedacht war, hatte über 40 Jahre Bestand.

Zum Wintersemester 1983/84 bezog die Staatliche Hochschule für Musik in Freiburg ihr neuerrichtetes Domizil an der Schwarzwaldstraße. Für die Musikhochschule ging damit eine lange Zeit der letztlich provisorischen Unterbringung in zuletzt zwölf(!) über die ganze Stadt verteilten Häusern zu Ende. Mit dem Auszug der Musikhochschule machte sich die Stadtverwaltung Gedanken über eine zukünftige Nutzung des Wentzingerhauses.

DAS MUSEUM FÜR STADTGESCHICHTE

Die Konzeption

Schon 1915 hatte der städtische Konservator Max Wingenroth in einer Denkschrift den grundsätzlichen Bedarf für ein historisches Museum der Stadt Freiburg und des Breisgaus aufgezeigt: *„Eine klare Darstellung der Geschichte der Stadt und des Breisgaus in ihren erhaltenen und aufzutreibenden Dokumenten gehört . . . zu einer der Aufgaben, der sie überhaupt nicht das Recht hatte, sich zu entziehen“*. In ein historisches Museum einbezogen werden sollten die Ur- und Frühgeschichte, die Territorialgeschichte, die Baugeschichte der Stadt, die religiösen Altertümer und die Altertümer des öffentlichen Lebens, der Zünfte, der Wissenschaft und Universität sowie des Privatlebens. Eine erste, wenn auch eingeschränkte Umsetzung dieser Gedanken zeigte die Ausstellung „Freiburg und der Breisgau in acht Jahrhunderten“, die 1920 zur 800-Jahrfeier der Stadt in den Räumen des ehemaligen Jesuitenkollegs eingerichtet worden war und die Wingenroth als historische Ausstellung in bewußtem Gegensatz zur seinerzeit im Colombischlöble ausgestellten städtischen Kunstsammlung konzipiert hatte. In einer aus diesem Anlaß veröffentlichten Abhandlung



Das Treppenhaus während der Instandsetzungsarbeiten 1989–91

Photo: Heinz Wurzer, Freiburg

faßt er den Inhalt seiner Denkschrift zusammen und formuliert nochmals deren zentrale Anliegen, die bis heute nicht an Gültigkeit verloren haben: *„Das historische Museum hat zunächst mit Kunst und Kunstgewerbe nichts, schlechterdings garnichts zu tun... Es soll ein aufgeschlagendes Geschichtsbuch sein, gewissermaßen eine historische Biblia pauperum für die, die zwar lesen können, aber doch keine dickleibigen Folianten wälzen... Die Gegenstände werden also in einem solchen Museum nicht gesammelt wegen ihres künstlerischen Wertes, sondern je nachdem sie Belegstücke für irgendeines der Kapitel dieses Geschichtsbuches sind... Der Besucher muß in jedem Raum wissen, was er darin zu suchen hat“*. In diesem Sinne hatte Wingenroth nun die von ihm über Jahre systematisch zusammengetragenen Bestände erstmals präsentiert können. Die Äußerungen des städtischen Konservators im Zusammenhang mit dem schwebenden Planungsverfahren für das

zukünftige Augustinermuseum zu sehen. Eine dauerhafte Lösung schien 1920 aber noch in weite Ferne gerückt.

Bereits 1907 hatte Oberbürgermeister Winterer das Alte Theater im ehemaligen Augustinereremitenkloster als künftigen Museumsstandort ins Gespräch gebracht. 1910 wurde der Neubau des Stadttheaters eröffnet und für das Kloster wurden erste Museumskonzepte und Planungen erstellt, für die man auch auswärts – unter anderem in München und Nürnberg – Expertenmeinungen einholte. 1912 lag der Entwurf des Freiburger Architekten Rudolf Schmid für den Um- und Neubau vor.

Durch den ersten Weltkrieg und die in dessen Folge aufgetretene Finanzkrise hatte die Eröffnung des neuen Museums jedoch nicht wie geplant zum Jubiläumsjahr stattfinden können, ja das ganze Projekt stand damals in Frage. Im Frühjahr 1921 genehmigte der Bürgerschaftsausschuß dann den Umbau des ehemaligen Augustinereremitenklosters, den der Leiter des

Hochbauamtes Karl Gruber plante und leitete. Am 12. November 1923 wurde das neue „Augustinermuseum“ eröffnet. Die Einrichtung unter Wingenroths Nachfolger Werner Noack folgte sowohl Wingenroths Idee eines „Historischen Museums der Stadt und des Breisgaus“ als auch den Bedürfnissen einer Kunstsammlung. Im Lauf der Zeit trat jedoch das historische Museum gegenüber den kunsthistorischen Ansätzen mehr und mehr in den Hintergrund. Die große Ausstellung des Augustinermuseums zur 850-Jahrfeier im Jahr 1970 trug denn auch den bezeichnenden Titel „Kunstepochen der Stadt Freiburg“. Die von Wingenroth noch als integraler Bestandteil eines *historischen* Museums gesehene Sammlung zur Ur- und Frühgeschichte war jahrelang deponiert und hat erst 1983 im Colombischlöble ihre ständige Heimat erhalten.

Mit der grundsätzlichen Idee, das Haus „Zum Schönen Eck“ nach einem Auszug der Musikhochschule wiederum als Museum zu nutzen, knüpfte man an die vor dem II. Weltkrieg bestehende Funktion des Gebäudes als Dependence des Augustinermuseums an. Angesichts der unmittelbar vor dem Krieg begonnenen Einrichtung des Museums für Wohnkultur des Barock lag es nahe, daß man das Haus „Zum schönen Eck“ zunächst als Barockabteilung des Augustinermuseums einzurichten plante. Diese Idee eines „Freiburger Barockmuseums“ wurde längere Zeit ernsthaft verfolgt und auch mehrfach in der Lokalpresse verfochten, namentlich von der „Arbeitsgemeinschaft Freiburger Stadtbild“ und ihrem Vorsitzenden Walter Vetter. Oberbürgermeister Rolf Böhme brachte schließlich ein eigenes Haus für die Stadtgeschichte ins Gespräch.

Am 20. Dezember 1983 entschied sich der Gemeinderat für das stadtgeschichtliche Museum. Ein Grundkonzept mit erstem Raumprogramm war zuvor vom Augustinermuseum ausgearbeitet worden und im Januar 1984 formierte sich eine Arbeitsgruppe aus Vertretern des Stadtarchivs, des Augustinermuseums und eigens eingestellten Wissenschaftlern zur endgültigen Konzeption der Museumseinrichtung. Parallel zur Konzeption und im ständigen Austausch mit der Arbeitsgruppe nahmen das Hochbauamt und der von der Stadt beauftragte freie Architekt Hans Frieder Huber ihre Arbeit

auf. Alle Beteiligten gingen anfangs davon aus, daß neben den drei Wohnstockwerken auch Keller und Dachgeschoß des Hauses übernommen werden könnten, daß also der komplette Raumbestand der Musikhochschule in den bestehenden Raumgrundrissen für das Museum zur Verfügung stünde.

Die Ergebnisse der Bauuntersuchung führten schon bald schon zur Revision der ersten Planungen. Auch in den Folgejahren mußte die Einrichtung mehrfach an die sich ändernden bauseitigen Bedingungen angepaßt werden. Von Museumsseite her war man bereit, sich auf die Anforderungen des „Kulturdenkmals Wentzingerhaus“ einzulassen, sie weitestgehend zu berücksichtigen und ergriff somit frühzeitig die Chance, das Gebäude selbst als stadtgeschichtliches Ausstellungsstück von hohem kunstgeschichtlichen Rang in die Konzeption einzubeziehen.

Der Gemeinderat genehmigte im November 1990 die Einrichtung des Museums als Abteilung des Augustinermuseums und beschloß gleichzeitig den Verkauf des Hauses „Zum schönen Eck“ an die Adelhausestiftung. Sie sollte das Haus als Museumsgebäude instandsetzen und es nach Abschluß der Arbeiten an die Stadt vermieten; ein solches Modell hatte sich bereits beim Museum für Neue Kunst bewährt, allerdings hatte sich das ehemalige Schulgebäude schon vor dem Umbau zum Museum in Stiftungsbesitz befunden. In der gleichen Sitzung legte der Gemeinderat den vom Kulturausschuß empfohlenen zukünftigen Namen des Museums fest: „Wentzingerhaus – Museum für Stadtgeschichte“.

In der zweiten Jahreshälfte 1991 geriet das gesamte Projekt erneut in die politische Diskussion. Angesichts der finanziellen Situation der Stadt wurde eine anderweitige – auch kommerzielle – Nutzung des Wentzingerhauses ins Auge gefaßt. Die Instandsetzung war inzwischen weit vorangeschritten und zahlreiche museumsspezifische Installationen waren bereits getätigt bzw. weitgehend vorbereitet. Die mit der zukünftigen Museumsnutzung unbedingt verknüpfte Aufstellung von Wentzingers „Vier Jahreszeiten“ aus Ebnet im Hof des Hauses war bereits in die Wege geleitet. Stiftungsverwaltung und Museen legten deshalb ein gemeinsames Konzept vor, das die Beibe-



Restaurator Eberhard Grether bei der Arbeit an den Wandmalereien im Salon

Photo: Heinz Wurzer, Freiburg

haltung einer eingeschränkten Museumsnutzung und den Ausbau eines Teils der Museumsräume für Büro Zwecke vorsah. Damit sollten die Folgekosten für das Museum gesenkt werden. Der Gemeinderat folgte diesem Vorschlag mit der Maßgabe, daß eine Rückgabe der Räume an das Museum als mittelfristige Option erhalten bleibt.

Im Sommer 1992 bezog das Kulturamt der Stadt zwei der westlichen Räume im Erdgeschoß und das gesamte zweite Obergeschoß. Insgesamt ging dem Museum für Stadtgeschichte damit die Hälfte der vorgesehenen Ausstellungsfläche (178,84 m² von 382,4 m²) verloren, was durch den nun wieder als Ausstellungsraum genutzten großen Keller mit 64,71 m² nur unzureichend ausgeglichen wird. Das Einrichtungskonzept bleibt im wesentlichen bestehen. Die Darstellung der Stadtgeschichte endet allerdings in der Barockzeit, um später in den dafür vorgesehenen Räumen fortgesetzt zu werden. Seit 1998 steht einer der beiden westlichen Erdgeschoßräume als Büro der bis dahin extern

untergebrachten Sammlungsleitung zur Verfügung.

Die Einrichtung der Museumsräume erfolgte zwischen Herbst 1993 und Frühjahr 1994. Am 13. April 1994 wurde das neue Museum für Stadtgeschichte im Wentzingerhaus mit einem Festakt im Kaisersaal des Historischen Kaufhauses eröffnet. Bis April 1995, nach einem Jahr Betrieb, hatten fast 23 000 Menschen das als Abteilung des Augustinermuseums geführte Haus besucht – fast die Hälfte der Besucher des Stammhauses.

EIN RUNDGANG DURCH DAS HAUS

Man betritt das Innere des Wentzingerhauses durch den Flur, von dem die Ausstellungsräume im Erdgeschoß mit dem Weg zum Keller, die Obergeschosse und der Hof erschlossen sind. Die Kasse war zunächst im Flur untergebracht, wurde aber inzwischen aus klimatischen Gründen in einen seitlichen Raum verlegt.

DER HOF

Unter dem eigens errichteten modernen Schutzdach im ursprünglich offenen Hof stehen seit 1992 die vier Gartenfiguren aus Schloß Ebnet, die Wentzinger 1751 für den Reichsfreiherrn von Sickingen-Hohenburg geschaffen hat. Am ursprünglichen Standort wurden sie durch Kopien ersetzt. Mittel von Bund, Land, Adelsstiftung und eine Bürgerspende machten es möglich, diese überregional bedeutenden Sandsteinskulpturen für Freiburg zu sichern und beim Wohnhaus ihres Schöpfers aufzustellen.

Die Linde im Hof streckt ihre Äste durch Öffnungen im Schutzdach und an der Mauer zur Buttergasse plätschert der zu Beginn unseres Jahrhunderts von einem Haus an der Kaiserstraße hierher versetzte barocke Brunnen. Seit 1997 haben im Hof Teile des barocken Lanzengitters von der Karlskaserne eine neue Heimstatt gefunden. Die hervorragenden Schmiedearbeiten waren nach der Zerstörung der Kaserne 1944 eingelagert worden. Die lange geplante Neuaufstellung vor dem wiedererrichteten Barockgebäude ist bisher nicht zustande gekommen.

DER „FREIBURGER SETZKASTEN“

Zurück im Flur beginnt der eigentliche Museumsrundgang mit dem „Freiburger Setzkasten“ im ersten Raum der östlichen Haushälfte. In der Art eines „musée sentimental“ – eines Museums der Gefühle und Erinnerungen – sind hier Exponate präsentiert, an denen auch eine zukünftigen Erweiterung der Ausstellung anklingen soll. Die Freiburger Bürgerwehr hat hier ihren Platz, Carl von Rotteck mit einem Modell seines Denkmals, alte Freiburger Firmen wie Ruef, Kuenzer oder Bader-Brezeln, das Eingangsschild des Augustinermuseums aus dem Eröffnungsjahr 1923, Gedenkmedaillen und Plaketten u. A. vom ADAC-Bergrekord bis hin zu Fanartikeln des SC Freiburg. Ein außerordentlich sprechendes Exponat ist eine ausgeglühte Schreibmaschine als Zeugnis der Bombennacht vom 27. November 1944, die zusammen mit einem Volksempfänger, dem Emailschild des „Alemannen“, dem Kampfblatt

der Nationalsozialisten Oberbadens und einem originalen C.A.R.E.-Paket an das nationalsozialistische Unrechtsregime und seine Folgen erinnern will.

DIE ZÄHRINGER

Im anschließenden Raum beginnt die chronologisch-thematisch gegliederte Darstellung der Stadtgeschichte. Schrifttafeln führen in die einzelnen Themenbereiche ein, die anhand von ausführlich erläuterten Gegenständen, Bildern und Textdokumenten näher beleuchtet werden. Die jeweils vorhandenen Exponate setzen die Themenschwerpunkte. So geht es bei den Zähringern im ersten Raum vor allem um die Zähringertradition, da aus der Regierungszeit der Stadtgründer selbst keine Ausstellungsstücke vorhanden sind. Auch die Freiburger Marktgründungsurkunde von 1120 ist nur aus späteren Dokumenten rekonstruierbar. Im Mittelpunkt des Raumes steht der im Original gezeigte große Zähringerstammbaum, der 1593 im Auftrag der Stadt für den Sitzungssaal des Rates (in der heutigen „Gerichtslaube“) geschaffen wurde. Der Ratssaal im Neuen Rathaus erhielt 1901 ebenfalls Darstellungen der Zähringer in Glasgemälden von Fritz Geiges. Varianten aus Geiges Nachlaß sind im Wentzingerhaus ausgestellt.

Die Zähringer Burg – gezeigt wird ein kleines Modell aus dem 19. Jahrhundert – gab den Herzögen den Namen und wurde später zu einer Stammburg des Hauses Baden, das sich seit dem 18. Jahrhundert immer intensiver mit seiner Herkunft aus dem Haus Zähringen beschäftigte. Nach dem Übergang des vorderösterreichischen Freiburg an die zu Großherzögen erhobenen Markgrafen konnten sie als Nachfahren der Stadtgründer auftreten. Dies manifestierte sich in dem 1807 aufgestellten Bertoldsbrunnen, der primär als Denkmal für die Rückkehr Freiburgs zu den Zähringern gedacht war – das Bildhauermodell Nikolaus Röslmeirs für den 1965 aufgestellten neuen Bertoldsbrunnen ist ebenfalls zu sehen. Dennoch, zunächst standen die Freiburger der neuen Herrschaft äußerst skeptisch gegenüber. Erst der direkte Einsatz der Fürsten für Freiburger Belange verringerte die Distanz. Ausdruck der Dankbarkeit für den Einsatz

Großherzog Ludwigs bei der Verlegung des Konstanzer Bischofssitzes nach Freiburg ist die Beteiligung der Stadt beim Bau der evangelischen Ludwigskirche, die bewußt mit dem Namen des Monarchen belegt wurde. Die in einer Vitrine ausgestellte Silberstatuette eines Ritters war das Hochzeitsgeschenk des badi-schen, landbesitzenden Adels an Großherzog Friedrich I. und Luise von Preußen. Sie ist eigens für das Museum erworben worden.

VON DEN GRAFEN ZUR DEN HABSBURGERN

Den anschließenden Raum beherrscht der Abguß der sogenannten Grabfigur Bertolds V. aus dem Münster. Das Original – in Wirklichkeit für das Grab eines 1356 verstorbenen Grafen von Freiburg geschaffen – steht aufrecht und wurde im 16. Jahrhundert nach der Verlegung des Grabes von Bertold V. aus dem Chor in das Südseitenschiff dort als Denkmal für den Zähringer verwendet. Nach Bertolds Tod 1218 war die Herrschaft über Freiburg und den Breisgau an seinen Schwager Eginon von Urach vererbt worden. Die Auseinandersetzungen zwischen der aufstrebenden Bürgerschaft und dem Stadtherrn vertritt ein kleines Gemälde aus dem Jahr 1889 von Fritz Geiges: es zeigt die entscheidende Szene der Schlacht am Bischofskreuz im Jahr 1299, den Tod des Straßburger Bischofs Konrad von Lichtenberg, den ein Freiburger Metzger erschlagen haben soll.

Ein Glasgemälde von Geiges – ebenfalls im Zusammenhang mit der Ratssaalverglasung 1899/1901 geschaffen – zeigt den Franziskanermönch Bertold Schwarz, dessen angebliche Erfindung bei der Erstürmung der gräflichen Burg im Jahr 1366 zum Einsatz kam. Zwei Jahre später gelang es den Freiburgern schließlich, die ungeliebten Grafen loszuwerden. Sie kauften sich frei und unterstellten sich dem Schutz des Hauses Habsburg. Das Wappen der Stadt, der Bindenschild des Hauses Habsburg und der Doppeladler des Heiligen Römischen Reichs tauchen ab diesem Zeitpunkt an vielen Stellen auf, dies zeigen die beiden geschnitzten Supraporten, die wohl aus dem Rathaus stammen, die Wanduhr mit den Stadtpatronen, ein tönernen Adlerkrug und ein Pokal aus dem Ratssilber

der Stadt. Ein großer hölzerner Doppelpokal – eine Doppelscheuer – war das „Willkomm“ der Gauchgesellschaft, in der sich die Spitzen der Bürgerschaft versammelten. Die Zunftstube im Haus „Zum Gauch“ war mit gemalten Wappentäfelchen geschmückt, von denen eine Auswahl gezeigt wird.

Unter den ausgestellten schriftlichen Dokumenten finden sich die Gehaltsliste der städtischen Beamten von 1390/99, die schon über 50 Ämter verzeichnet, Sturmordnungen, mit denen die Verteidigung der Stadt durch die Zünfte geregelt wurde und – zusammen mit den Schlüsseln des Schwabentors – Verzeichnisse der Bewaffnung der Stadttore. Als ältestes der vielen Hauszeichen des Mittelalters, die neben dem geschriebenen Namen das Auffinden der Freiburger Häuser ermöglichten, hat sich die um 1570/80 geschnitzte Tafel vom Haus „Zu unserer Frauen Bild“ in der Merianstraße erhalten. In der Mitte des 18. Jahrhunderts wurden die Häuser nummeriert und im Vorfeld des Besuchs von Marie Antoinette im Mai 1770 wurden Malereien und Hauszeichen auf Befehl ihrer Mutter Maria Theresia endgültig entfernt.

Eine Vitrine zeigt neben dem Freiburger Stadtrecht von 1520 die beiden wichtigsten Strafrechtbücher von überregionaler Bedeutung. Zum einen die „Carolina“ Karls V., zum anderen die von Maria Theresia erlassene „Constitutio Criminalis Theresiana“. Beide Rechtsordnungen beinhalten genaue Anweisungen zur „peinlichen Befragung“ d. h. zum Verhör unter Folter. Auf faksimilierten Seiten der „Theresiana“ liegen die dort exakt beschriebenen Folterwerkzeuge im Original. Diese Rechtsaltertümer gehören zu den ersten Objekten, die in der „Städtischen Alterthümersammlung“ inventarisiert worden sind. Wenige Jahre nach dem Erscheinen der Theresiana schaffte Kaiser Joseph II. die Folter in den österreichischen Landen ab.

DER KELLER – DIE STADTENTWICKLUNG

Vom eben beschriebenen Raum aus führt die Treppe in den Keller. Sie wurde im Zug der Instandsetzung des Wentzingerhauses wiederhergestellt. Neben dem Kellerabgang öffnete

sich ein Rundbogenportal vom Hof her, durch das Fässer und andere Güter in den Keller eingebracht werden konnten. Die Vitrine im Kellerabgang verweist auf die Arbeit der Münsterbauhütte. Im großen Gewölbekeller selbst stehen die beiden aus dem Augustinermuseum übertragenen Stadtmodelle. Das vor etwa 30 Jahren von Wilhelm von Kittlitz geschaffene Modell ist eine Umsetzung der Vogelschau des Gregorius Sickinger von 1589. Das zweite Modell ist schon über 100 Jahre alt und wurde 1877 von dem Bildhauer Anton Krieg angefertigt. Hier sieht man die Stadt im Ring der barocken Festungsanlage. Stadtansichten und Stadtpläne auf den umlaufenden Wänden zeigen die bauliche Entwicklung Freiburgs bis zur Gegenwart und bilden zusammen mit den Modellen einen guten Ausgangspunkt für Stadtrundgänge oder Exkursionen auf den Schloßberg, der gerade durch die Arbeit eines Bürgerkuratoriums mit Hilfe der Stadt als historische Landschaft neu erschlossen wird. Bei dem Luftbild der zerstörten Stadt steht das Original des von Oberbürgermeister Wolfgang Hoffmann gestifteten Denkmals für den Erpel, der am 27. November 1944 durch sein Geschnatter viele Menschen veranlaßt haben soll, die Luftschutzkeller aufzusuchen, wodurch sie gerettet wurden. Das Denkmal aus gebranntem Ton ist ein Werk des berühmten Keramikers Richard Bampi.

Im Südteil des Kellers gibt eine Aussparung im neuen Bretterboden den Blick auf eine mittelalterliche Sickergrube frei, die Wentzinger beim Bau seines Hauses teilweise abtragen und mit einem ziegelgemauerten Bogen überfangen ließ. Eine Vitrine enthält unter anderem Keramikfunde aus der Sickergrube im Wentzingerhaus und aus der Latrine des Augustinereremitenklosters.

Während man hier einen Einblick in das Mittelalter erhält, kann man gegenüber die jüngste Stadtgeschichte betrachten. Durch eine Gittertür sieht man in einen Luftschutzgang aus dem II. Weltkrieg. Da die Baupolizei einen zweiten Fluchtweg aus dem als Ausstellungsraum genutzten Keller forderte, wurde der Luftschutzgang reaktiviert und mit einem Ausstieg auf den Münsterplatz versehen, der mit einem alten Freiburger Kanaldeckel verschlossen wurde.

DER TREPPENSAAL

Man geht nun zurück in den Hausflur und gelangt über die Treppe in den zweiten Stock. Der zweigeschossige Treppensaal ist der bedeutendste Raum des Hauses, in dem die sicher von Wentzinger selbst entworfene Architektur eine für das kleine Haus unerwartete Wirkung entfaltet. Die im Halbkreis geführte Treppe setzt sich in den dritten Stock fort und umläuft als Galerie den gesamten ovalen Raum. Das Deckengemälde, dessen Rahmen von plastischen Engelchen überspielt wird, war von unten her durch Architekturmalerei vorbereitet. Deren Spuren hat man bei der Instandsetzung aufgedeckt, dokumentiert und teilweise sichtbar belassen.

Im Treppensaal steht ein Flügel. Er erinnert zunächst an die fast 40 Jahre, in denen das Wentzingerhaus Sitz der Staatlichen Hochschule für Musik war, ist aber auch ein Stück Stadtgeschichte. Das Steinway-Instrument wurde im Stühlinger zu einem Welte-Mignon-Reproduktionsklavier umgebaut. Die Freiburger Firma M. Welte & Söhne hatte das Verfahren zur getreuen Aufnahme und Wiedergabe von Klaviermusik 1904 vorgestellt. Das Instrument im Wentzingerhaus stammt aus dem Besitz von Edwin Welte, der das Verfahren mitentwickelt hat, und wurde der Stadt zusammen mit einer großen Zahl von Musikrollen und Dokumenten erworben. Berühmte Pianisten und Komponisten der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts werden in den beliebten Welte-Konzerten regelmäßig zu Gehör gebracht.

DER SALON – DAS MÜNSTER ALS BAUSTELLE

Eine eiserne Doppelflügeltür führt vom Treppenpodest in den Salon des Hauses, dessen aufwendige Wanddekoration sich in den unteren Teilen erhalten hat. Hier war seit dem 19. Jahrhundert eine Hiolözverkleidung angebracht, hinter der die auf einer Stuckmarmelfläche aufgebrachten Blumenmalereien das Abschlagen der Wände nach 1906 überstanden haben. Im Salon ist das große Modell der Münsterbaustelle zu sehen, das für diesen Raum bei den Modellbauern Karl-Heinz Eckardt und Werner Heeb in Auftrag gegeben wurde. Es



Der Hof des Wentzingerhauses mit den „Vier Jahreszeiten“ aus Ebnet

Photo: Manfred Rothe, Freiburg

zeigt mittelalterliche Bautechnik und die Rekonstruktion des romanischen Chorhauptes. Durch die Fenster des Salons kann der Besucher das Modell mit dem Original vergleichen. Weitere Exponate und Dokumente informieren über die Finanzierung und die Ausstattung des Münsterbaus. In einer Vitrine steht die „Bitt“ – ein silberner Reliquienbehälter –, mit dem man durch die Stadt zog, um Spenden für den Bau zu sammeln. Zur Finanzierung des Chorbaus dienten die von Papst Sixtus 1474 gewährten Ablässe, für die prächtig gestaltete Urkunden gefertigt wurden.

Ein wichtiges Exponat ist das Terrakotta-modell für das Grabmal des Generals von Rodt. Die Söhne des Generals, darunter der Konstanzer Fürstbischof, gaben das 1745 ausgeführte Grabmal bei J. C. Wentzinger in Auftrag. Er schickte das Modell zur Begutachtung an seine Auftraggeber nach Meersburg. Als Leihgabe der Bodenseestadt kehrte es 1994 nach Frei-

burg zurück. Ein weiteres Modell zeigt einen neugotischen Altar. Sein Schöpfer Johann Dominikus Glänz wurde im Vorfeld der Erhebung der Freiburger Pfarrkirche zur Kathedrale des neuen Erzbistums Freiburg mit der Ausstattung des Münsters in neugotischem Stil beauftragt.

KLÖSTER UND UNIVERSITÄT

Für die zahlreichen Klöster der Stadt – die ausgestellte Karte verzeichnet über 20 klösterliche Einrichtungen – stehen stellvertretend die Dominikanerinnen von Adelhausen. Der reiche Besitz der Ende des 17. Jahrhunderts im Adelhauser Neukloster vereinigten Konvente bildet heute den Grundstock der Sammlungen im Augustinermuseum. Aus dem Neukloster stammt das Sprechgitter, hinter dem die Nonnen mit Besuchern reden konnten. Neben einem kleinen Reliquienretabel aus dem

17. Jahrhundert, einem Hostienbehälter aus dem 14. Jahrhundert, liturgischem Gerät und Eßgeschirr aus Zinn ist die Ende des 15. Jahrhunderts Holzskulptur eines nackten Christuskindes ausgestellt, das von den Nonnen liebevoll mit eigens gefertigten Kleidern versehen wurde. In der kleinen Wandvitrine am Fenster wird eine kleine Auswahl der Funde präsentiert, die 1982 von Archäologen des Landesdenkmalamtes in der Abfallgrube des Augustinereremitenklosters ausgegraben wurden und die einen Einblick in die Lebenswelt der Mönche bieten. Man sieht hölzernes Eßgeschirr, Schreibtäfelchen und einen goldenen Ring, der vielleicht einem durch Fasten abgemagerten Mönch beim Toilettengang vom Finger rutschte. Ein seltenes Stück ist die hölzerne Fassung einer zusammenfaltbaren Brille aus dem 14. Jahrhundert.

Zentrales Exponat zur Universitätsgeschichte ist das um 1460 von Erzherzogin Mechtildis gestiftete Szepter. Im Faksimile ausgestellt ist die im Universitätsarchiv verwahrte kaiserliche Bestätigung für die Universitätsstiftung Erzherzog Albrechts von Österreich. Seiten aus dem Statutenbuch des 1505 gestifteten Collegium Sapientiae vermitteln ein Bild vom Leben der Studenten zur Zeit der Universitätsgründung und eine Tischvitrine zeigt Dokumente und Gegenstände zur Zeit des Humanismus in Freiburg. Hier ist auch Wentzingers schon erwähnter Antrag auf das akademische Bürgerrecht aus dem Jahr 1754 im Faksimile zu lesen.

HANDWERK, ZÜNFTEN UND MÜNZWESEN

Der zum Hof gelegene Raum ist der Wirtschaftsgeschichte gewidmet. Kunstvoll gefertigte Zunfttruhen, Zunftzeichen, gedruckte „Kundschaften“ – Arbeitsnachweise für fahrende Gesellen – und Handwerksordnungen geben einen Einblick in das Leben der Zünfte. Die im 17. Jahrhundert angefertigte Reliquienbüste des Bäckerheiligen Lucillus wird bis heute alljährlich an Fronleichnam durch die Stadt getragen. Aus einer 1880 angefertigten Neuverglasung der Erker am Kaufhaus stammen die beiden Glasgemälde mit Maler und Goldschmied nach Entwurf von Fritz Geiges.

Geiges ist auch der Schöpfer der Bergbauszene gegenüber, die er nach dem Vorbild des Tulenhauptfensters im Münster gestaltet hat. Das Silber vom Schauinsland und aus dem Münstertal wurde seit der Zeit der Zähringer in Freiburg zu Münzen geschlagen. In einer Tischvitrine mit Münzen und Münzstempeln erhält man einen Überblick über die gesamte Freiburger Münzgeschichte vom ersten Pfennig der Zähringer über die Münzen des Rappenmünzbundes bis hin zum reichseinheitlichen Geld – hier werden auch Vergleichstücke aus anderen oberrheinischen Münzstätten präsentiert. In mehreren Exemplaren, darunter ein seltener Goldabschlag, ist die letzte in Freiburg geprägte Münze, der „Protektorentaler“ von 1739, zu sehen. Ein Granathalsband aus dem 19. Jahrhundert verweist auf das vor allem in der frühen Neuzeit blühende Gewerbe der Freiburger Edelsteinschleiferei.

DER DREIßIGJÄHRIGE KRIEG UND DIE FOLGEN

Wentzingers Wohnzimmer an der Nordwestecke des Hauses besitzt den einzigen noch erhaltenen Parkettboden der Erbauungszeit, nach dessen Vorbild die Böden der anderen Räume gestaltet wurden. Hier hat man auch die bemalte Decke der Wentzingerzeit freigelegt, die im 19. Jahrhundert überputzt worden war. Trotz des schlechten Erhaltungszustandes ist die ursprüngliche Dekoration gut nachvollziehbar. Thema des Raumes ist der Dreißigjährige Krieg und seine Folgen für Freiburg. Einen Überblick vermitteln Medaillen, die auf die wichtigsten Ereignisse in und um Freiburg zwischen der Eroberung Breisachs durch Bernhard von Sachsen-Weimar im Jahr 1638 und der Zerstörung der Festung 1744/45 geprägt worden sind.

Die Schlacht vom August 1644 gehörte zu dem Feldzug, der die Voraussetzungen für das weitere Schicksal der Stadt schuf: ein großes linksrheinisches Gebiet geriet unter französische Kontrolle und wurde 1648 der Krone Frankreichs unterstellt. 1677 wurde Freiburg von Ludwig XIV. erobert und blieb 20 Jahre lang französisch. Der Festungsbaumeister Sébastien de Vauban vollendete die schon von

der österreichischen Militärverwaltung nach dem 30jährigen Krieg begonnenen Maßnahmen zur Modernisierung der Festungsanlagen und schuf eine eindrucksvolle, hochmoderne Anlage, die die mittelalterliche Stadt umschloß. Dies ist auf dem – im Original gezeigten – „Pergamentplan“ zu sehen, der detailgetreu die Befestigung von Stadt und Schloßberg und die Stadt mit allen Gebäuden zeigt. Für die Bewohner der Stadt bedeutete die neue Situation ständige Kriegsgefahr und große Belastung durch Einquartierungen und Abgaben, auch nach der Rückkehr der Stadt zum Reich.

KÜNSTLER UND STIFTER – WENTZINGERS LEBEN UND WERK

Der letzte Raum des Museums ist Wentzingers Schlafzimmer gewesen. An der Westwand sieht man seinen im Testament erwähnten Tresor – der entsprechende Zusatz wird im Faksimile gezeigt –, einen Wandschrank mit doppeltem Boden, unter dem Wentzinger verschiedene Wertsachen und Dokumente aufbewahrt hatte.

Über Leben und Werk des Hausherrn berichten Kunstwerke und Dokumente, darunter ein um 1750 gemaltes Selbstportrait und eine Supraporte, die Wentzinger vermutlich für sein Haus gemalt hat. In einer Vitrine wird das Original der Büste vom Balkongitter gezeigt, ebenfalls ein Selbstportrait Wentzingers. Daneben steht als Leihgabe aus Privatbesitz der Bozzetto, das Modell des Ebneters Winters. Im Faksimile sind die Zeichnungen zu sehen, die 1975 bei Bauarbeiten unter der Speichertreppe des Wentzingerhauses gefunden wurden und Entwürfe für Sankt Gallen und Kirchhofen zeigen. Ein Kupferstich gibt jene Ehrenpforte aus Holz und Gips wieder, die Wentzinger im Auftrag der Landstände anlässlich der Durchreise Marie Antoinettes im Mai 1770 geschaffen hatte.

Das vermutlich von Simon Göser geschaffene hochformatige Gemälde aus der Alten Sapienz, die unter Wentzingers Leitung zur Klinik umgebaut worden war, verweist auf die Stiftertätigkeit Wentzingers und seiner Freundin Katharina Egg.

AUSBLICK

Für die noch fehlenden Bereiche des 19. und 20. Jahrhunderts sind die derzeit vom Kulturamt belegten Räume im II. Obergeschoß vorgesehen. Dort sollen unter anderen Aspekte zu den Themenkomplexen „Übergang an Baden“, „Vormärz und Revolution 1848/49“, „Freiburgs Weg zur Großstadt/Wintererzeit 1888–1913“, „Weimarer Republik“, „Drittes Reich, Verfolgung und Widerstand“ sowie „Wiederaufbau, Politischer Neubeginn“ dauerhaft gezeigt werden.

Das Wentzingerhaus hat sich auch in der noch reduzierten Form als wichtige Anlaufstelle für die Besucher und Besucherinnen der Stadt aber auch für die Freiburger Bürgerschaft etabliert, die hier einen ersten Einblick in die Geschichte der Stadt erhalten. Der Standort am Münsterplatz, im historischen Herzen der Stadt ermöglicht die Einbindung des gesamten Umfeldes in die Arbeit des Museums.

Zum Programm des Hauses gehören neben der Dauerausstellung, die immer wieder ergänzt wird, zahlreiche Führungen durch das Haus und durch die Stadt, Sonderausstellungen im Haus und an externen Ausstellungsorten. Schon vor der Eröffnung des Museums zeigte die Abteilung Stadtgeschichte des Augustinermuseums unter anderem Ausstellungen zur Geschichte des Münsternbauvereins, zum 100jährigen Bestehen der Christuskirche, zum 80jährigen Jubiläum des Kollegiengebäudes I. Im Wentzingerhaus waren unter anderem Ausstellungen zum 150jährigen Jubiläum des Freiburger Verlagshauses Poppen & Ortmann, zu Kinderzeichnungen aus dem II. Weltkrieg, zum 150. Todestag des Stifters Philipp Marioen, zum 200. Todestag Wentzingers, zum 40. Todestag von OB Wolfgang Hoffmann, zu den Freiburger Badestuben im Mittelalter und zum Wirken der Parler am Freiburger Münster zu sehen. Außerhalb des Hauses fanden Ausstellungen zur Indoktrination durch Druckwerke zwischen Kaiserreich und Drittem Reich, zur Architektur in Freiburg 1898/1998 und zur Revolution in Baden und in Freiburg 1848/49 statt.

Ein wesentlicher Bestandteil des Museumskonzeptes ist die Öffnung des Hauses für Veranstaltungen wie Vorträge, Kleinkunst und

Konzerte - hier vor allem mit Barockmusik - im Treppensaal und im Hof. Auch das Welte-Mignon-Reproduktionsklavier wird regelmäßig mit ansprechenden Musikprogrammen vorgeführt.

Die Besucherzahl ist seit der Eröffnung vor 5 Jahren kontinuierlich angestiegen und zeigt die gute Verankerung des jungen Museums in der Freiburger Museumslandschaft. Das Museum für Stadtgeschichte hat sich trotz der sinnvollen Anbindung als Zweig des Augustinermuseums zu einer gewissen Eigenständigkeit entwickeln können. Dies ist zu einem nicht geringen Teil dem Gebäude am Münsterplatz zu verdanken, das selbst ein Stück Stadtgeschichte ist. Es ist tatsächlich das größte und prominenteste Ausstellungsstück des Museums, nicht nur als herausragendes Baudenkmal des Spätbarock, sondern auch in seinem Erbauer und langjährigem Bewohner Johann Christian Wentzinger, einer Persönlichkeit von höchster stadtgeschichtlicher Bedeutung.

Ad multos annos!

Anmerkungen

Albert, Peter Paul: Christian Wentzingers letzter Wille und Nachlaß. In: Zeitschrift des Freiburger Geschichtsvereins 41. Jg., 1928. S. 43-100.

Bock, Sebastian/Böhler Lothar A. (Hrsg.): Das Haus „Zum Schönen Eck“ in Freiburg i. Br. Von Johann Christian Wentzinger. Dokumentation der bauhistorischen Untersuchungen, Konservierung, Restaurierung und Umnutzung 1989-1993, Freiburg 1996.

Brommer, Hermann: Die Verwandten Johann Christian Wentzingers. In: Schau-ins-Land 83. Jg. (1965). S. 149-175.

Kalchthaler, Peter: Das Museum für Stadtgeschichte im Wentzingerhaus. Gedanken zum Umbau und zur Museumskonzeption. In: Freiburger Almanach 43, 1992. S. 41-52.

Kalchthaler, Peter: Neun Jahrhunderte Stadtgeschichte. Ein Rundgang durch das Wentzingerhaus. In: Freiburger Almanach 47, 1996. S. 45-54.

Kalchthaler, Peter: Wentzingerhaus - Museum für Stadtgeschichte. Ein Führer durch die stadtgeschichtliche Sammlung des Augustinermuseums Freiburg, Freiburg 1996.

Krummer-Schroth, Ingeborg: Johann Christian Wentzinger. Bildhauer-Maler-Architekt 1710-1797, Freiburg 1987.

Wingenroth, Max: Die Städtischen Sammlungen in Freiburg i. Br. Ihre Ausgestaltung und Ziele. In: Badische Heimat 2. Jg. (1915) Heft 1. S. 1-54.

Wingenroth, Max: Freiburg und der Breisgau in acht Jahrhunderten. Ausstellung zum Jubiläum der Stadt. Sonderdruck aus: Der Schwäbische Bund. Eine Monatschrift für Oberdeutschland, Stuttgart o. J., (1920).

Anschrift des Autors:
Peter Kalchthaler MA
Museum für Stadtgeschichte
Münsterplatz 30
79098 Freiburg

Das Deutsche Volksliedarchiv

Mancher Sonntagsspaziergänger, der seinen Weg durch die Freiburger Wiehre vom Lorettoberg zum Wiehre-Bahnhof nimmt, stockt vor der schönen Villa Ecke Holbein/Silberbachstraße, wenn sein Blick auf das Schild mit dem Landeswappen fällt: Deutsches Volksliedarchiv.

„Wieder mal zweckentfremdeter Wohnraum!“ brummt der eine. „Was auch alles archivierte wird!“ wundert sich die andere. Manche(r) nimmt sich sogar vor, an einem Werktag das Haus von innen anzusehen, aber meist bleibt es beim Vorsatz.

Die Leser der Badischen Heimat sind deswegen herzlich eingeladen, einen kleinen Gang durchs Archiv auf dem Papier mitzumachen. Vielleicht wird dann die eine oder der andere entdecken, welche Fundgrube sich hinter der Tür in der Silberbachstr. 13 auftut und wirklich neugierig werden.

Die erste Anlaufstelle für Gäste ist die Bibliothek des Archivs. Sie ist im Hochparterre untergebracht, die Bücher stehen in Holzregalen, Gäste finden ihre Arbeitsplätze an einem gediegenen, 3-fach ausziehbaren Holztisch, von der Decke hängt ein prächtiger Kronleuchter und für die Vesperpause kann man im Wintergarten, durch den man von der Bibliothek in den Garten gelangen kann, auf dem Sofa Platz nehmen.

Nur der Computer-Arbeitsplatz mit Anschluß zum Internet deutet schon beim ersten Blick darauf hin, daß wir uns bereits 85 Jahre vom Gründungsdatum entfernt haben. Als Professor John Meier, der das Archiv bis 1953 in eigener Regie führte, das Haus dem Land Baden-Württemberg anvertraute, zählte die Bibliothek etwa 25 000 Bände, heute sind es ca. 60 000.

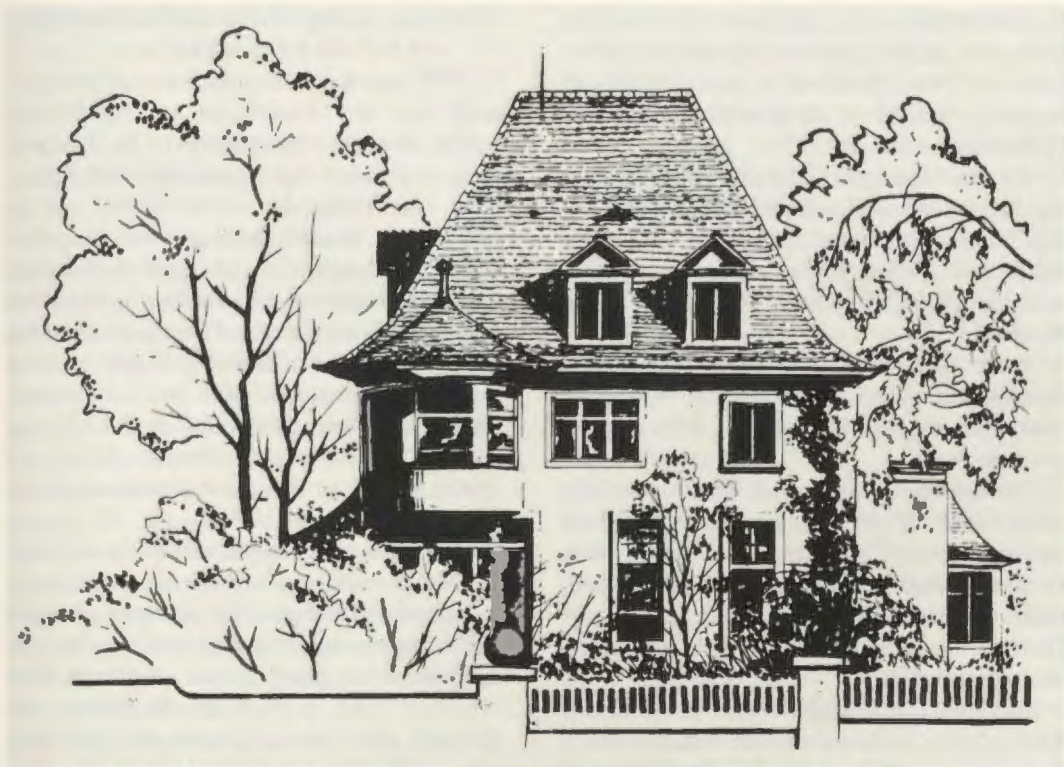
In einer Bibliothek, die schon auf einige Jahrzehnte zurückblicken kann, läßt sich das heute für den Besucher per Katalog Aufbereitete am besten in einer kleinen Zeitreise überblicken.

Wir fangen also am 1. Mai 1914 an. An diesem Tag eröffnete John Meier das Deutsche Volksliedarchiv, Arbeitsstelle für internationale Volksliedforschung.

Er stammte aus einer alteingesessenen Bremer Senatorenfamilie, sein Studium der deutschen Philologie hatte ihn aber schon früh nach Tübingen und Freiburg geführt. Während seiner Zeit als Privatdozent in Halle begann er sich für Volkslieder zu interessieren und stellte bei Editionsarbeiten fest, daß oftmals Dichtungen namentlich bekannter Autoren vermeintlichen „Volksliedern“ zugrunde lagen. Auch bei den Melodien dieser Lieder ließen sich durchaus Urheber namentlich feststellen.

Diese Beobachtung hatten Volksliedsammler schon vor Meier gemacht. Seine Leistung bestand vor allem darin, diese Erkenntnis auch in die Theorie der Volksliedforschung eingebracht zu haben. 1897 trug er seine Gedanken über Kunstlied und Volkslied in Deutschland zum ersten Mal bei einer Tagung in Dresden vor.¹

1899 bekam er einen Ruf an die Universität Basel, und gründete dort 1906 zusammen mit Volksliedforschern und -sammlern das Schweizerische Volksliedarchiv. Sein Vorschlag, ein Archiv für alle deutschsprachigen Lieder zu gründen, hatte aber auch in Deutschland Resonanz gefunden und der Verband der Vereine für Volkskunde betraute ihn mit der Organisation dieser Sammelarbeit. Er entschied sich dafür, dieses Archiv in Freiburg einzurichten und ließ



Arbeitsstelle für internationale Volksliedforschung

Deutsches Volksliedarchiv

die schöne Jugendstilvilla in der Silberbachstraße 13 bauen. Das Archiv war zunächst in Räumen der Universität untergebracht, fand aber 1920 seinen endgültigen Platz in eben diesem schönen Haus.

Zur Sammlung der deutschen Volkslieder aus mündlicher Überlieferung hatte er zum einen die zahlreichen Vereine für Volkskunde aufgefordert, aber auch zur Gründung zahlreicher Regionalarchive aufgerufen. Anfang Mai 1925 konnte z. B. Johannes Künzig, der Leiter des Badischen Volksliedarchivs, den ersten Jahresbericht über seine Sammlung aus seinem Domizil in der Stadtstraße 25 versenden. Nach der Gründung 1924 waren 1637 Volkslieder, 4869 Kinderlieder, Reime und Sprüche und 318 Vierzeiler aus mündlicher Überlieferung zusammengekommen.²

Die in die Zentrale nach Freiburg eingesandten Lieder wurden dort ebenfalls archiviert und katalogisiert. Darüber hinaus bemühte Meier sich, alle älteren gedruckten Volkslied-

sammlungen in der Bibliothek zusammenzutragen und aus Bibliotheken des In- und Auslandes Flugschriftenbestände, die Volkslieder enthielten, für das Archiv kopieren zu lassen. Liedhandschriften aus den Beständen anderer Bibliotheken wurden von Liedforschern zum Teil in Abschriften ins Archiv eingebracht. Nicht alle Bücher und Zeitschriften, die wichtige Quellen zur Volksliedforschung enthielten, waren noch im Handel zu bekommen. Solche Werke wurden entweder in anderen Bibliotheken eingesehen und alles für das Archiv wichtige herausgeschrieben oder per Fernleihe beschafft und in Freiburg durchgearbeitet. In jedem Fall wurden diese Werke in einem Dokumentationskatalog – möglichst mit der Signatur der besitzenden Bibliothek – vermerkt.

Auf der Dokumentationskarte wurden auch die Archivnummern vermerkt, die nach dieser Quelle angelegt wurden. Die Bibliothek des Hauses war ja in erster Linie als Zulieferant für das eigentliche Archiv gedacht, in dem die

Lieder in Liedmappen in all ihren Varianten zur Vorbereitung der Edition der „Deutschen Volkslieder mit ihren Melodien“ zusammengetragen wurden, – und nicht als Arbeitsbibliothek für Volksliedinteressierte.

All diese eben geschilderten Anstrengungen ergaben jedenfalls eine gute Forschungsgrundlage für die Edition der „Deutschen Volkslieder mit ihren Melodien. Balladen.“ Der erste Band erschien 1935, der zehnte und vorerst letzte Band 1996.

Auch heute noch ist dieser Dokumentationskatalog auf Karteikarten das wichtigste Hilfsmittel zur themenbezogenen Forschung in unserem Haus.

Er erschließt nicht nur Stichworte wie „Bänkellied“, „Fußball“ und „Heimat“, sondern gibt auch einen Überblick über die Materialien zu fremdsprachigen Volksliedern – aus Irland, Japan, Litauen, Neuseeland, Südafrika oder der Türkei z. B. – die in der Bibliothek zusammengetragen wurden.

Seit dem Gründungsjahr 1914 gab es immer wieder Zeiten, in denen man auf manches Buch, das man eigentlich gerne für die Bibliothek angeschafft hätte, verzichten mußte, weil das Geld nicht ausreichte. Diese Bücher sind wenigstens auf Karteikarten notiert und so ist unser Katalog eigentlich mehr eine Bibliographie zur internationalen Volksliedforschung als ein herkömmlicher Bibliothekskatalog. Im Zeitalter des Internet mag man darüber lächeln, wir schätzen aber unsere Zettelkataloge immer noch sehr. Die Zugriffszeit ist manchmal kürzer, wenn man unsere hand- und maschinenschriftlichen Zettel zu Rate zieht, als wenn man sich per Mausclick auf die Reise durchs Internet begibt.

So viel zur Bibliothek.

Faßt man den Vorsatz, sich mit einem ganz bestimmten Lied genauer zu beschäftigen, muß man seine Schritte zum Katalog lenken, der die Liederbuchinhalte erschließt. Dort findet man z. B. mit einem Griff heraus, daß „In München steht ein Hofbräuhaus, eins, zwei, guffa...“ eigentlich sehr lyrisch mit: „Da wo die blaue bzw. grüne Isar fließt, wo man mit ‚Grüß Gott‘ dich grüßt...“ anhebt, als Verfasser Klaus S. Richter und Fritz Reiter und als Komponisten Wilhelm Wiga-Gabriel gehabt hat. Auch das Entstehungsjahr 1936 ist verzeichnet und

in welchen Liederbüchern man eine Version mit Text und Melodie auffinden kann.

Will man die Sache noch weiter vertiefen, muß man die Liedmappe im eigentlichen Archiv, im ersten Obergeschoß in die Hand nehmen. Aus dieser kann man dann mit Amusement oder Befremden einem Artikel aus der „Völkischen Musikerziehung“ vom Dezember 1938 entnehmen, daß das Lied damals vom Fachschaftsführer der deutschen Komponisten Paul Graener als Beleg dafür angesehen wurde, daß es nicht nur „entartete Musik“ sondern auch „entartete Hörer“ gäbe, weil die Summen, die ausgerechnet dieses Lied im Jahr bei der „Stagma“ – der Vorläuferin der „Gema“ einspielte, weit über der für ein zeitgenössisches Streichquartett lagen...³

In diesen Liedmappen versuchen die Mitarbeiter des Archivs alle Versionen eines Liedes zusammen zu bringen, die im Haus zu finden sind. Zum einen die aus mündlicher Überlieferung notierten Belege, dann solche aus Flugschriften und schließlich Nachweise aus Büchern und Untersuchungen und Anmerkungen über das jeweilige Lied. Inzwischen gehören hierzu auch Hinweise auf Tonaufnahmen, die im Haus auf Tonband, Schallplatte, Kasette und CD vorhanden sind, sowie Kopien von Liedpostkarten und neuerdings auch Fotos von Graffiti, die Liedzitate wiedergeben.

Bei einer solchen Sichtung aller Materialien zu „In Lauterbach hab i mein Strumpf verlor...“ muß man feststellen, daß die Lauterbacher im Schwarzwald etliche Mitbewerber haben, wenn es darum geht zu klären, auf welchen Ort mit diesem Namen sich das Lied ursprünglich bezogen hat. Die älteste gedruckte Version findet sich auf einer Flugschrift aus dem Zillertal von 1829⁴:

Der verlorene Strumpf

*Zu Lauterbach ha i mein Strumpf verlor,
Ohne Strumpf geh i nit heim,
I geh grad wieder auf Lauterbach
Und hol mir den Strumpf zu dem Neu'n*

*Jetzt hab i mein Häusrl af a Schneckl baut,
Es kriegt mi das Schneckl davon,
Jetzt schaut mi mein Dirnl ganz launig an,
Daß i kein Häusrl mehr hab.*

Wann i ins Zyllertal eini geh,
 Leg i mein Pluderhos an,
 Und wann mi mein Dirnl in der Kirche
 sieht,

So schaut sie kein Heilige mehr an.

Die zahlreichen Text-Versionen unterscheiden sich erheblich, darum läßt sich der Inhalt des Liedes schwer auf einen Nenner bringen. Im Tiroler Flugblatt-Text ist die erzählende Person eindeutig ein Mann. Dem Text nach trifft das auch auf den Text der Liedpostkarte aus Lauterbach im Schwarzwald zu. Er hat seinen Strumpf in Lauterbach verloren und will ihn sich wieder holen. Sonderbar ist in dieser Textfassung das „zu dem Neun“, denn eigentlich würde der Strumpf, den man wiederholt, doch zu einem passen, den man schon hat. In etlichen Versionen des Liedes hat ein Mädchen den Strumpf verloren: im Bild ist das – trotz anderslautendem Text – auf der Postkarte aus Lauterbach deutlich gezeigt.

In der 2. Strophe ist in der Tiroler Fassung davon die Rede, daß der Liederzähler sein „Häusrl“ (- oder den Gegenwert?) auf ein

„Schneckl“ gebaut hat. Mit „Schnecke“ ist nicht nur im Badischen sondern in vielen Mundarten das Geschlechtsteil der Frau oder auch des Mannes gemeint. Man muß schon annehmen, daß hier in Bildern gesprochen wird, denn das Schnecke macht sich davon und sein Dirnl – also wohl das Mädchen, das er heiraten will – ist ärgerlich, daß er „kein Häusrl mehr“, also: sein Geld durchgebracht hat. In der Schlußstrophe kommt allerdings für den Erzähler im Lied alles wieder ins Lot: Wenn er im Sonntagsstaat in die Kirche geht, und wenn ihn sein Dirnl in der Kirche sieht, dann „schaut sie kein Heilige mehr an,“ weil sie nur noch Augen für ihn hat.

In einem ausführlichen Gutachten, das Professor Erich Seemann – der Nachfolger John Meiers als Leiter des Volksliedarchivs – 1957 an den Vorsitzenden des Fremdenverkehrsvereins Lauterbach schrieb, teilte er unter anderem mit, daß es „auch eine sehr schmutzige Abart dieses rein auf Lauterbachstrophen beschränkten Liedes gibt. Diese Böhmerwäldler Fassung macht den geschlossensten Eindruck und es ist daher zu überlegen, ob sie nicht der Ausgangspunkt gewesen ist.“⁴⁵



O Schwarzwald, O Heimat

Lieder dieser Art waren im 19. Jahrhundert – allen biedermeierlichen Vorstellungen von Sitte und Anstand zum Trotz – sehr beliebt in geselligen Runden zu vorgerückter Stunde. Da das Liedchen außerdem noch mit einem populären Tanz⁶ verbunden war, ist es von etlichen der vielen Orte dieses Namens gerne für die eigene Gemeinde zur Fremdenverkehrswerbung oder für andere Reklamezwecke vereinahmt worden, wobei die deftigere Strophen natürlich nicht genutzt wurden.

Diese Tendenz, bekannte Lieder für die eigene Region zu nutzen, läßt sich sogar für das „Badner Lied“ feststellen: „Das schönste Land in Deutschlands Gaun ist wohl mein Sachsenland“ hieß es zunächst und erst einige Jahrzehnte nach den Sachsen haben auch die Badener das Lied für sich entdeckt.⁷

Selbst „O Schwarzwald o Heimat, wie bist Du so schön“ hat ein älteres Vorbild in „O Thurgau, du Heimat wie bist Du so schön“. Ludwig Auerbach hat sich allerdings nicht so sklavisch an die Vorlage von Ulrich Bornhauser aus Weinfeld gehalten,⁸ wie die unbekannt Umdichter des Sachsenliedes.

Der Gedanke, daß Lieder in bestimmten Regionen heimisch sind, hat immer wieder entsprechende Liederbücher hervorgebracht. Auch John Meier bemühte sich, mit solchen Volksliedausgaben ein breiteres Publikum anzusprechen. Er regte aktive Volksliedsammler in verschiedenen deutschsprachigen Regionen dazu an, illustrierte Volksliedhefte in der Reihe: „Landschaftliche Volkslieder“ herauszugeben. Das erste Heft mit schlesischen Volksliedern erschien 1924, das zweite mit badischen Volksliedern 1925.

Insgesamt erschienen 44 Bändchen, das letzte: Lieder aus dem Harz 1972. Urheberrechts-Streitigkeiten haben den Mitarbeitern des Archivs die Freude an dieser Arbeit verdorben und zur Aufgabe der Reihe geführt.

Das bedeutet freilich nicht, daß das Archiv überhaupt keinen Einfluß auf die populäre Liederbuchproduktion genommen hat. In vielen Vorworten von neueren Liederbüchern findet man Hinweise auf die Anregungen und Hilfen, die man von den verschiedenen Mitarbeitern des Archivs bekommen hat. Zudem gibt das Archiv seit 1928 das „Jahrbuch für Volksliedforschung“ heraus, ein international geschätz-

tes Forum der Volksliedforschung. Im Aufsatzteil kann man neue Arbeiten zur Liedforschung nachlesen, im ausführlichen Besprechungsteil werden die neuesten Publikationen aus aller Welt von fachkundigen Kritikern vorgestellt.

Im vergangenen Jahr hat das Archiv mit einem neuen Medium wieder versucht, breitere Kreise auf seine Arbeit aufmerksam zu machen. „... weil jetzt die Freiheit blüht“ heißt die CD mit einer Revolutionschronologie in 24 Liedern – von „Die Gedanken sind frei“ bis zum „Badischen Wiegenlied“ –, die der neue Leiter des Archivs, Professor Max Matter im April 1998 herausgegeben hat. Vorgetragen wurden die Lieder von bekannten Interpreten wie Wolf Biermann, Hein und Oss Kröher, den Gälfiäßlern, den Liederjanen, der Gruppe Wacholder und vielen anderen, kommentiert von Dr. Waltraud Linder-Beroud und Barbara Boock. Aus dem Vorwort des Begleithefts: „Bei der Arbeit mit den Liedern dieser Revolution, über die man in den ersten 75 Jahren unseres Jahrhunderts kaum etwas in der Schule erfahren hat, waren wir besonders berührt von den Texten aus dem Frühling des Jahres 1848, aus denen so viel Hoffnung und freudige Erwartung spricht. Gleichzeitig wurde uns bewußt, mit welcher brutalen Konsequenz die Regierenden ihre Privilegien gegen die berechtigten Forderungen des Volkes verteidigten. Die Friedhofsruhe, die nach den Ereignissen vom Oktober/November 1848 in Wien und Berlin und im September 1849 in Baden einkehrte, hat in Deutschland Kadavergehorsam, Duckmäusertum und Rückgratlosigkeit gezüchtet – mit den bekannten Folgen.“

Im Goethe-Jahr ist eine neue CD in Zusammenarbeit mit der Freiburger Musikhochschule erschienen: Röslein auf der Heiden. Goethe und das Volkslied.

Die Kommentierung übernahmen diesmal Dr. Nils Grosch, Prof. Otto Holzapfel, Dr. Waltraud Linder-Beroud und der frühere Leiter des Archivs, Prof. Lutz Röhrich. Aus der Einleitung des Begleithefts: „Johann Wolfgang von Goethe ist nicht nur für die Literaturwissenschaft, sondern ebenso für die Volksliedforschung eine außerordentlich wichtige Gestalt. Zum einen ist Goethe mit seinen Liedern am häufigsten in Gebrauchsliederbüchern und Liedflugschriften vertreten, und viele davon sind wirklich ‚volk-

läufig' geworden, also das, was der Volksliedforscher als ‚Kunstlied im Volksmund‘ zu bezeichnen pflegt. Zum anderen markiert die von Goethe angelegte Sammlung elsässischer Balladen so etwas wie den Beginn des neuzeitlichen Interesses für das Volkslied.

Die 250. Wiederkehr von Goethes Geburtstag war Anlaß für das Deutsche Volksliedarchiv, sich neuerlich verstärkt den Goetheliedern zuzuwenden, an denen sich nicht zuletzt Vielfalt und Komplexität der Wechselbeziehungen zwischen Kunstlied und Volkslied gut studieren lassen.“

Beide CDs kann man beim Deutschen Volksliedarchiv bestellen.

Anmerkungen

- 1 Ausführlicher hat John Meier diese Gedanken in seinem Werk: Kunstlieder im Volksmunde. Halle 1906, dargelegt.
- 2 Johannes Künzig: Das badische Volksliedarchiv. In: Mein Heimatland Jg. 11, Heft 8 (1925) S. 226-228.
- 3 „Der entartete Hörer“. In: Völkische Musikerziehung Dez. (1938), S. 589-590.
- 4 Tiroler Nationalgesänge. Gesungen von den Gebrüdern Franzl, Balthasar und Anton Leo, genannt das

Kleeblatt aus dem Zyllerthale. Zell am Zyller 1829. Nr. 15 - DVA: BI 10602.

- 5 Deutsches Volksliedarchiv: E. B. 1009, Brief vom 24. 4. 1957.
- 6 Lauterbacher, Deutscher Volkstanz aus Hessen [Wo es ein Lauterbach gibt, das seinen Camenbert als „Lauterbacher Strolch“ vermarktet. Auf der Käseschachtel sieht man ein Bübchen, das fröhlich durch die Lande wandert, außer einem Strumpf, einem Schirm und einem Umhängetäschlein mit Käseschachteln nichts auf dem Leib hat und keck den unbestrumpften Fuß in die Welt reckt. Anm. B. Boock]. Weiteres zum Lauterbacher in: Otto Schneider: Tanzlexikon. Mainz u. a., Schott, 1985. S. 308.
- 7 Dazu ausführlich: Waltraud Linder-Beroud: Und das ist Badens Glück! Das Badnerlied im Kreuzfeuer der Diskussion. In: Die Sonne der Freiheit. Die Revolution von 1848/49 im Oberamt Emmendingen und den Bezirksämtern Kenzingen und Waldkirch. Bd. 2: Menschen, Ideen und Organisationen (Emmendingen 1998) 207-222, Abb., Notenbeisp.
- 8 Deutsches Volksliedarchiv: A 24295.

Anschrift des Autors:
 Dr. Barbara Boock
 Deutsches Volksliedarchiv
 Silberbachstraße 13
 79100 Freiburg

Mitglied in der Badischen Heimat?

- | | |
|--|--|
| <input type="checkbox"/> Meine Tochter | <input type="checkbox"/> mein Sohn |
| <input type="checkbox"/> mein Freund | <input type="checkbox"/> unser Nachbar |

ist interessiert. Die Adresse:

An
Badische Heimat
 Hansjakobstraße 12
 79117 Freiburg



Sammlung und Publikation aufeinander zuführen

Eine Ausstellungsreihe des Museums für Neue Kunst

Sonderausstellungen sind für Museen ein unverzichtbarer Bestandteil ihrer Arbeit. Als publikumsorientierte Veranstaltungen ergänzen sie den traditionellen Aufgabenkatalog des Forschens, Sammelns und Bewahrens. Mehr noch: Im öffentlichen Bewußtsein spielen Museen eigentlich nur dann eine Rolle, wenn sie mit attraktiven Ausstellungspräsentationen zu dem vielfältiger Kultur- und Freizeitangebot in Konkurrenz treten. Nur wenige Sammlungen weltweit, der Louvre vorneweg, ziehen Besucherströme auch ohne Extraschau an, sind selbst Highlight. Der Normalfall sind kaum betretene Ausstellungsräume, die Einsamkeit des Aufsichtspersonals, Kunstwerke, die im Selbstgespräch das Zeitliche ihrer Wirkungsgeschichte segnen. So überspitzt dieses Bild des musealen Alltags auch sein mag, es kann doch eine Vorstellung davon geben, wie schwierig und notwendig es ist, an der Wende zu einem neuen Jahrhundert die altgediente Institution Museum zwischen Erinnerungsstätte und Vergnügungspark neu zu positionieren.

Mit seiner Sammlung, diesem immer zur Verfügung stehenden und langsam sich mehrenden Bestand an Bildern, Skulpturen und Objekten, unterscheidet sich auch das Museum für Neue Kunst von anderen Kunstinstitutionen, insbesondere von reinen Ausstellungshäusern wie etwa einem Kunstverein. Ausgerichtet am Dreiländereck, an den Akademiezentren Karlsruhe und Stuttgart sowie dem Bodensee-raum, folgt es auch Spuren am Rhein entlang und nach Osten hin, die die hiesige Kunstszene in einem größeren, überregionalen Zusammenhang zeigen. Namen wie August Macke, Alexander Kanoldt, Lyonel Feininger, Julius Bissier,

Oskar Kokoschka, Karl Hofer, aber auch viele jüngere Künstlerpersönlichkeiten, deren Schaffen aktuelle Fragestellungen thematisiert, stehen für ein eigenes, unverwechselbares Profil, für eine Haltung zwischen Heimat und Welt.

Vor diesem Hintergrund begannen wir 1991 eine Ausstellungsreihe, die zum Ziel hat, die Sammlung als eigentliches Kapital in den Mittelpunkt zu stellen, zu aktivieren und unter verschiedenen Aspekten immer wieder neu vorzuführen. Den Anfang machte die Ausstellung „Rücksichten. Bilder von hinten“. Etwa 20 Werke, deren Rückseiten wichtige Informationen aufwiesen, wurden auf einem eigens hierfür entworfenen Stellwandsystem an dem Platz, wo sie normalerweise zu sehen sind, umgedreht und aufgehängt. Zum Vorschein kamen fertige oder fast vollendete Darstellungen, Pinselabstriche der auf der Vorderseite verwendeten und dort immer wieder übermalten Farben, Skizzen und Vorzeichnungen, ungewöhnliche Rahmensysteme, Zollstempel und Ausstellungsplaketten, karierte Küchentücher als Leinwandersatz und vieles andere mehr. Ein besonderer Fund war ein verschollen geglaubtes Gemälde von Hofer aus den 20er Jahren, das einen Aufmarsch mit roten Fahnen und Trommlern zeigt und vermutlich aus Angst vor den Nationalsozialisten von dem Künstler übermalt worden war. „Rücksichten“ bedeutete also auch Rückblick auf die Geschichte des Bildes und Sensibilisierung für eine Rücksichtnahme in der Handhabung des jeweiligen Werks. Nach einem ersten Überraschungseffekt für die Besucher stellte sich schnell größtes Interesse daran ein, sich anhand der Wandtexte und der begleitenden

Publikationen mit unterschiedlichsten Themen, vom Flügelaltar mit beidseitiger Bemalung über die Zerstörung des Bildträgers bei Fontana oder Schumacher, die Erweiterung des Werkbegriffs bei Timm Ulrichs oder Beuys bis hin zu konservatorischen Fragestellungen, auseinanderzusetzen.

War bei „Rücksichten“ die dem Blick entzogene Beschaffenheit des Werks Ausgangspunkt der Untersuchungen, ging es in der nächsten Ausstellung 1994 um seine Repräsentation im privaten und öffentlichen Raum. Unter dem Titel „Hempels Sofa. Wohnglück mit Bildern“ zeigten wir zehn Beispiele des klassisch-bürgerlichen Ensembles Sofa und Bild, die uns von Besitzern namens Hempel überlassen worden waren. Es war wie ein Wechselspiel: Die Leihgeber konnten sich aus dem Museumsbestand ein Bild auswählen, das nun über ihrem in den Galerieräumen platzierten Sofa hing. Im Austausch hierzu durfte das in der häuslichen Umgebung über dem Sofa hängende Bild den so frei gewordenen Platz in der Sammlung einnehmen. Hinter diesem zunächst vielleicht wie ein Gag wirkenden Wandel von Erscheinungen und Maßstäben stand die Absicht, die im Museum immer wieder aktuelle und dringliche Frage nach Qualität und Wertschätzung, nach Identifikation und letzten Endes nach Erkenntnis und Selbsterkenntnis in einem ungewohnten Zusammenhang zu stellen. Die Reaktion der Besucher und die bundesweite Medienresonanz zeigten, welche Wirkung ein nur kleiner, aber unerwarteter Eingriff von außen haben kann.

Zu seinem zehnjährigen Jubiläum machten wir 1995 das Museum selbst zum Thema. Die Ausstellung „museal. 7 Räume zum Umgang mit Kunst“ reflektierte zu den Themen Menschen, Lagern, Erinnern, Wahrnehmen, Begegnen, Sammeln und Mittel Bedingungen und Möglichkeiten eines institutionalisierten Lebensraumes. Die aus der Sammlung ausgewählten Werke wurden, z. T. ergänzt durch dokumentarische Medien, zu Trägern für die jeweiligen Begriffe, die sie jedoch gleichzeitig unterliefen und erweiterten. Aus ihrer Bindung an den vorgegebenen Zusammenhang und ihrer Behauptung einer autonomen künstlerischen Position entstand ein Gefüge vielschichtiger Vorstellungsmöglichkeiten. So

zeigte etwa der Raum mit dem Thema Wahrnehmen nur ein einziges Bild, das bei gänzlich fehlender künstlicher Beleuchtung im Wechsel des Tageslichts bis zur abendlichen Dämmerung einerseits seine Umgebung völlig dominierte, andererseits im Weiß der Wandfläche aufzugehen schien. Angesiedelt zwischen der Bilanz aus kulturpolitischem Soll und Haben und dem Horizont innerer und äußerer Handlungsformen öffnete sich die Sammlung ihrem Publikum. Vor wenigen Monaten erst zu Ende gegangen ist die jüngste Ausstellung dieser Reihe. „Tonspur. Zu Bildern der Sammlung“ lenkte den Blick und das Gehör auf die Bedeutung von Musik und Klangerlebnissen für den künstlerischen Arbeitsprozeß, für das Werk. Aufgrund einer umfassenden Befragung aller in der Sammlung vertretenen Künstlerinnen und Künstler, bzw. deren Nachkommen wählten wir etwa 70 Arbeiten, zum größten Teil Gemälde, aus und umgaben diese eigentlich lautlose Bilderwelt mit einem Klangfeld, in dem den immer neuen Konstellationen von ruhig und bewegt, von harmonisch und atonal, von schrill und leise, rhythmisch oder still auch die Entscheidungen zur visuellen Wahrnehmung neu und anders als gewohnt zu treffen waren. Auch hier, wie in den vorherigen Ausstellungen, sollte eine Ahnung davon vermittelt werden, wie das sein könnte, nicht bestätigend, sondern befragend, nicht schließend, sondern öffnend sich zu bewegen, gerade dort, wo man alles zu kennen, zu wissen, zu begreifen meint.

Diese Präsentationen verstehen sich als Ausnahmezustand. Natürlich ist die klassische Hängung nach Chronologie, Stilen und Themen die Regel. Doch ich halte es für notwendig, immer wieder neu Impulse zu setzen, Sammlung und Publikum auf bisher nicht erlebte Art einander zuzuführen, Grenzen zu überschreiten, die unser normengeprägter, funktionswilliger Blick zieht. Die Sammlung ist ein Ort visueller Abenteuer. Das mag angesichts der zunehmenden Verführung künstlicher Welten geradezu anachronistisch klingen, sozusagen als museale Trotzhaltung erscheinen. Doch solange die Disposition des Menschen sich nicht in einer globalen Datenbank auflöst, ist es vernünftig, daß wir uns am Tasten, Schmecken, Riechen, Hören und Sehen orientieren, unser

Selbstverständnis an der Sinnlichkeit des Erlebens, am reflektierenden Erinnern, an der Begegnung mit dem anderen, dem Fremden ausrichten. Das Museum für Neue Kunst ist ein guter Ort dafür.

Anschrift des Autors:
Dr. Jochen Ludwig
Direktor des Museums für Neue Kunst
Marienstraße 10a
79098 Freiburg i. Br.



Zur Geschichte Heidelbergs

Anja-Maria Roth: Louis Charles François de Gramberg (1774–1864) · Denkmalpfleger, Sammler, Künstler. 168 S., 56 Abb., 1999. 40,- (= Buchreihe der Stadt Heidelberg VIII)

Oliver Fink: Theater auf dem Schloß · Zur Geschichte der Heidelberger Festspiele. 120 S., 41 Abb., 1997. 32,- (= Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg)

Herbert Derwein: Handschuhsheim und seine Geschichte. 296 S., 28 Abb., 2. Aufl. 1997. 38,-

Karl Heinz Knörr: Schlierbach · Geschichte und Geschichten. 191 S., 162 Abb., 1999. 52,-

Günther Debon: Goethes Begegnung mit Heidelberg. 280 S., 32 Tafeln, 2. Aufl. 1999. 48,-

→ **Das Heidelberger Jahr Joseph von Eichendorffs.** 282 S., 41 Abb. 3. Aufl. 1996. 48,-

→ **Der Weingott und die Blaue Blume · Dichter zu Gast in Heidelberg.** 314 S., 46 Tafeln, 1995. 58,-

Kalender: Wassili L. Lepanto: Heidelberg 2000. 43 × 48 cm, 13 Gemälde. 49,-

Gesamtverzeichnis und Jugendbuchprospekt verfügbar.

**Verlag Brigitte Guderjahn
69118 Heidelberg · Im Anger 5**

Der Maler Ralph Fleck

Der Maler, seine Kunst und der Versuch darüber zu schreiben

Es ist jetzt wohl 20 Jahre her, daß ich Ralph Fleck erstmals in seinem Freiburger Atelier besuchte. In Erinnerung sind mir bis heute zwei Dinge geblieben, der Geruch frischer Malfarbe und das Ambiente des Ateliers. Ein länglicher hoher Raum mit einer klaren räumlichen Gliederung, linker Hand zur Stirnseite des Raumes hin befand sich die Malecke, ihr gegenüber stand ein gemütlicher runder Eßtisch, an dem wir in der Folgezeit viele Gespräche über Malerei und Kunst führten.

Die Begegnung mit dem Maler Ralph Fleck hat von der ersten Minute an keinen Zweifel an der Ernsthaftigkeit, ja einem gewissen Fanatismus, aufkommen lassen, mit der der Künstler seiner Arbeit gegenüberstand. Als Künstler wählte er sich einen „Beruf“, der in einem an der Funktion orientierten sozialen Gefüge unserer Zeit immer noch scheinbar keine praktische Rolle spielt. Dies zeigt besonders die bis heute nicht endende Diskussion um die Integration der Kunst in das praktische Leben.

Für Fleck ist und bleibt Malen ein Teil des praktischen Lebens; so sind seine Bilder die bildliche Formulierung seiner Sicht von sich, seiner Vorstellungen und der Welt. Dieses Verhältnis seiner Kunst zu seinem Leben legt es nahe, eine chronologische Aufarbeitung seines Schaffens zu wagen, das bei weitem noch nicht abgeschlossen ist.

Es kann nur der Versuch sein, Vorstellungen, Entwicklungslinien und das Umsetzen seiner Vorstellung von Malen aus der Sicht eines Freundes zu beleuchten. Ein Versuch Wahrnehmungsprozesse in anschaulicher Abstraktion, so wie bei Flecks Bildern, zu beschreiben.

Dinggewohnt wie wir sehen, sehen wir auch seine Bilder gegenständlich, was weiter nicht

verwundert, da wir immer Dingliches oder Figürliches in den Bildern wiederzuerkennen glauben. Es erscheint mir außer Zweifel, daß den Bildern von Ralph Fleck die ungeteilte Aufmerksamkeit des Betrachters gehören sollte. Nicht Ding oder Figur sind es, die Fleck malt, sie sind ihm nur Bildanlaß.

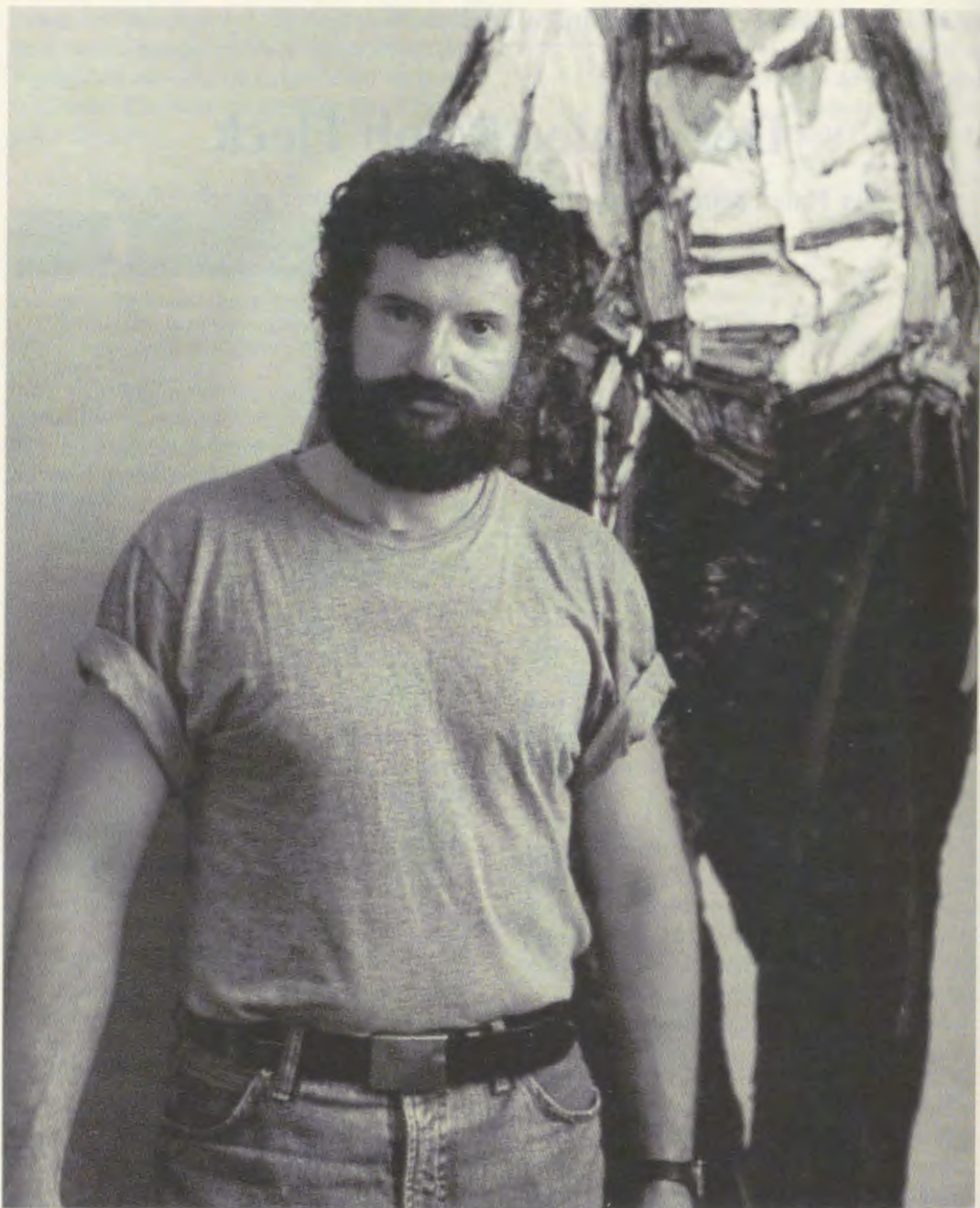
DER MALER UND SEINE BILDER

Ralph Fleck wurde am 24. 3. 1951 in Freiburg geboren. Ein wesentlicher Teil seiner Kindheit war durch den Beruf seines Vaters, der Bundeswehroffizier war, geprägt. Gerade die Zeit, in der die Familie in El Paso, Texas, lebte, wird entscheidenden Einfluß auf den Beginn seiner malerischen Tätigkeit und der Umsetzung der dort gefundenen Bildmotive haben.

Einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung des Malers Ralph Fleck leistete sein Lehrer an der Staatlichen Akademie der Bildenden Karlsruhe/Außenstelle Freiburg Prof. Peter Dreher, bei dem er von 1973-1978 studierte. 1980 war er dann Meisterschüler.

1975 beteiligte er sich an einer Gruppenausstellung „Forum junger Kunst“, Stuttgart und Recklinghausen, sein erste Einzelausstellung fand 1977 in der Galerie Edition Schneider in Freiburg statt, den ersten Kunstpreis erhielt er 1977 „Landschaft heute“, Förderpreis der Stadtparkasse Karlsruhe.

Flecks Malerei geht von der Realität aus. Einer Realität zu der er einen ganz besonderen Bezug entwickelt: Autos, Lkws, Bagger, Panzer, Schiffe, Flugzeuge, Stilleben, Landschaften, Städte, Menschen, Akte.



Im Atelier, 1992

In seinem Atelier in Kirchzarten (Bild 1) stapeln sich die Bilder in Regalen und an den Wänden, gerichtet für den Transport zur nächsten Ausstellung, hängen zum Trocknen an den Wänden, werden an zwei Wänden gleichzeitig

Bilder gemalt, liegen Packpapierarbeiten auf dem Tisch und mitten in einer Farblandschaft auf dem Boden, entstanden aus Farbspritzern, die große Malpalette auf einem Rollwagen. Seine Malpaletten übten schon immer eine große

Faszination auf mich aus, waren sie doch zufällig entstandene Farbgebirge, Farblandschaften, Zeugnis einer Schaffensperiode in der Regel von drei Jahren und so vom Arbeitsgegenstand zum Kunstobjekt generiert.

Die Grundlage seiner Bilder sind Fotos, in der Regel selbst aufgenommen, oftmals Schnappschüsse, zum Teil sogar unscharf und damit aber gute Fleckfotos. Diese Abbilder der Wirklichkeit reduziert Fleck durch Überkleben mit Klebeband auf den Teil der Realität, der ihn interessiert, der ihn reizt, ihn in Farbe und auf Leinwand zu übertragen. Oft schrumpft der Bildausschnitt auf Daumnagelgröße und der so reduzierte Bildausschnitt erfährt oft die Übertragung auf ein Format von z. B. 1,50 x 2,00 m oder 2,10 x 2,80 m.

Jürgen Schilling¹ beschreibt in seinem Katalogvorwort sehr treffend die frühe Arbeitsweise Flecks: „Nur wenige Linien skizzieren den Entwurf einer Komposition. Auffällig bleibt die Zentrierung seiner Motive, die er bei früheren Werke dadurch noch verstärkte, daß er die rohe Leinwand um die eigentliche Darstellung [...] stehen ließ. In der Bildmitte verdichtet, konzentriert sich seine Malerei, (bewußt oder unbewußt) nehmen Farbauftrag und Spur des Pinsels zu den Bildrändern hin ab.“ Diese Malweise wurde für die Leinwandbilder so ab etwa 1985 aufgegeben, bei den Packpapierarbeiten findet sie sich heute noch. Die Eigenheit der Malerei Flecks liegt darin, daß es ihm gelingt, „Stofflichkeit und Plastizität seiner Sujets zu erfassen und geradezu physisch bewußt werden zu lassen.“² Geht der Betrachter jedoch auf das Werk zu, so löst sich das so scheinbar klar dargestellte Objekt auf, „stellt sich das gerade bewunderte Detail als ein einziger, geschickt plazierter Farbpartikel heraus. Das Objekt wird gänzlich gleichgültig, das Bild lebt aus den in gleicher Weise aggressiv wie wohlüberlegt gesetzten Farbschlieren und Übergängen, Unterbrechungen, Neuansätzen des Strichs. Der Betrachter steht vor einem impulsiv aufgelösten Farbspektakel, dessen Ruhelosigkeit erst die Gesamtkomposition wieder einfängt und sichert.“³ Erst ein paar Schritte zurück, oft sind es auch Meter, lassen die Zusammenhänge wieder klar und deutlich hervortreten und die Gesamtschau erschließt sich dem Betrachter. Gleichzeitig erfährt er den Standort, von dem

aus der Maler z. B. die Weite der Landschaft vor ihm ausbreitet, ohne daß er das Gefühl für das Wesentliche verliert. Unwillkürlich wird der Betrachter zum Spielball des Künstlers, da er sich der Faszination der Darbietung selten entziehen kann.

Das Problem der Teilauflösung eines Ausschnittes der Realität, über das Foto festgehalten, setzte Ralph Fleck in seinen Packpapierbildern auf besondere Art und Weise um. Eine Gesamtschau erfährt eine Reduzierung auf einen wesentlichen Aspekt des Bildes, um in einem dritten Schritt die völlige Ablösung vom Gegenstand zu erfahren, die Reduktion auf Farbe und Linie, bzw. Fläche. Der Maler Fleck „hat sich für diese Frage des Betrachtungsabstandes schon immer interessiert. Seine Einblatt-Trilogien nutzen nicht [...] den unnatürlichen, optischen Effekt der Zoomlinse, die zwischen Totaler und Großaufnahme alles scharf abbildet, sondern sie nutzen einen eher geistig optischen Effekt, nach dem der Sinn für das Ganze mit zunehmender Konzentration auf die Details und ihre Struktur abnimmt, optisch gesprochen unschärfer wird.“⁴ (s. auch Bild 4)

Im Laufe der Jahre hat sich der Arbeitsstil von Ralph Fleck klar weiterentwickelt. Waren die ersten Ölbilder vom Farbauftrag her noch im „Normalbereich“, so hat sich dieser immer mehr verdichtet und besonders bei den Palettenbildern nimmt die Dichte des Auftrags so zu, daß die Leinwand an die Grenzen der Aufnahmefähigkeit gelangt. Sparsamer bleibt der Farbauftrag bei den Packpapierbildern, ohne daß die Plastizität verloren geht, die die Leinwandbilder geradezu als echte Flecks ausweisen.

„Der pastose Farbauftrag, der auch den Hieb und Schwung keinesfalls scheut, hat etwas Elementares. Die Farbe bleibt reliefartig stehen, und daraus ergeben sich wechselvolle Wirkungen des Lichteinfalls auf die Bilder.“⁵

Die raumbildende Kraft der Farbe benutzt Fleck, um ihre Qualität durch den Malprozeß zu verstärken. Es entsteht so eine fließende, nicht näher bestimmbare aber zugleich faszinierende erscheinende Spontaneität des Bildganzen. Die Nuancierung der Farbwerte dieser pastosen, stark gestischen Malerei werden gegeneinander so angenähert, daß die Grenzen des Raumes, den Gegenständen und auch den Körpern in einer Weise verschmelzen und sich



RALPH FLECK: MALEREI

„Truck I“, 1978

doch klar gegeneinander abgrenzen, daß das Erforschen der Bilder zum Erlebnisparcours wird.

DER MALER, SEINE BILDER UND SEINE ZEIT

Ralph Fleck hatte nie das Bestreben, sich selbst zum Objekt seiner Kunst zu machen, nicht seine Persönlichkeit spielt eine tragende Rolle, sondern immer nur seine Bilder.

Da er nie seine Bilder interpretiert, nie publikumsorientierte Kommentare oder Texte zu seinen Bildern lieferte, ist es auch nicht nötig, Korrekturen für ein rasch sich wandelndes Kunstkritiker-Bewußtsein zu liefern. Sein Werk und seine Persönlichkeit erlauben keine Konzessionen an modische Stil Tendenzen – Fleck bleibt eben Fleck.

Eine Zuordnung des malerischen Werkes muß unter den Gesichtspunkt der Beschränkung durchgeführt werden. Ich halte es für sinnvoll, das bisherige Gesamtwerk von Ralph Fleck in bestimmte Werkblöcke einzuteilen, die vom Motiv her sich öfters, wenn auch unter verschiedenen Aspekten, wiederholen und somit einen zeitlichen Bezugsrahmen schaffen.

RALPH FLECK, SEINE BILDER UND SEINE MOTIVE

Ein früher Bestandteil seines Schaffens ist die Auseinandersetzung mit den Themen Landschaft und Technik. Wie bereits erwähnt fällt in diese frühe Phase die Verarbeitung seiner Erlebnisse in der Jugend. Fleck lebte 1961 und 1962 in El Paso, Texas. So etwa um 1977 werden amerikanische Trucks Format füllend ins Bild gesetzt, dem Betrachter scheint es, als role dieses Ungetüm direkt auf ihn zu. Titel wie „Fahrt durch die Wüste“ lassen keine Zweifel aufkommen, was der Malerlaß zu einem Bild war, in dem ein LKW mit Tieflader, auf dem sich Röhren türmen, in eine riesige Staubwolke gehüllt, vor gebirgiger Kulisse, aus dem Bildrand zu fahren droht. Die Technik „als Ungetüm, das brüllend und fauchend und bedrohlich ist“⁶. Es ist eine Momentaufnahme, die die ganze Dynamik des Fahrens in der Landschaft wiedergibt. Oft sind es aber auch Augenblicke, die während einer Autofahrt den

Maler anregen, ein Bild zu malen. „Nachtfahrt“ von 1978 ist dadurch entstanden, daß der Fahrer eines Lkws in dem Moment, in dem er fotografiert wurde, das Fernlicht aufblendete. Mit immer pastoser werdendem Pinselstrich zu den aufgeblendeten Scheinwerfer hin, erweckt das Bild auf den Betrachter den Eindruck, als komme der LKW geradewegs auf ihn zu. Daneben werden technische Vorgänge und Details im Bild festgehalten „Asphaltieren“, „Straßenbaumaschine“, „LKW – Rückansicht“, „Annäherung I (Tieflader)“. Die Bedrohung durch Technik für den Menschen und die Faszination, die diese auf ihn ausübt, kann man in seinen Bildern nachvollziehen, in denen Panzer oder Kampfflugzeuge Thema der malerischen Gestaltung sind. Einen eher harmonischen Aspekt in dieser Verbindung Technik und Natur sind hauptsächlich seine Rheinfrachter. Hier wird ein weiteres Element, das Wasser, zum Gegenstand der Malerei. Majestätisch ziehen Schiffe über das Wasser, das jedoch durch die Schiffsschraube in Wallung gebracht, mit furiosen kurzen Pinselschlägen ins Bild umgesetzt, so zum Fixpunkt für das Auge wird.

Daneben wird des eigentliche Thema der Malerei Flecks, das ich noch ausführlicher besprechen möchte, die Landschaft, die er später noch sehr viel stärker malerisch gestaltet, auch von den Erlebnissen in Amerika beeinflusst. „Tankstelle in Guadeloupe Bravos“ (1977), „El Paso“ (Nach dem Hurricane) I (1977) oder „Schrebergarten“ (1978) können stellvertretend genannt werden.

Die zerstörerischen Eingriffe des Menschen in die Natur, wie auch Unglücksfälle, ziehen Fleck magisch an. Er „möchte nicht in, an, auf einem Schrottplatz – Müllhalde – wohnen; aber dem Auge kann es eine Freude sein,“ sagt er. Für Fleck sind seine Müllplätze Auslöser für ‚Anordnung von Farbe‘. Aber auch; „er ist ein großer Kenner von Müllplätzen und spricht von ihnen wie andere Leute von besonderen Aussichtspunkten.“⁷ Abfallhalden wie auch Autofriedhöfe werden zu neuen Landschaftseindrücken, gehen eine Symbiose mit der Landschaft ein, verbinden technische Produkte mit der Natur.

Auch heute noch werden Müll- und Schrottplätze (Bild 3) gemalt, wenn sie die besondere Aufmerksamkeit des Malers, z. B. bei seinen



„Schrottplatz“ 1987

Reisen vor allem in den Süden, erregen. Belebt sind die Müllhalden, „Müllplatz 6/XII“ (1986), häufig dann mit Lebewesen, den Möwen, die dem Zivilisationsabfall auch noch gute Seiten abgewinnen. Das statische Element des Momentes wird durch das Dynamische des Vogelfluges aufgebrochen.

Seit Anfang der 80er Jahre beginnt Fleck sehr intensiv und bis heute sich von den Motivgruppen immer weiter fortentwickelnd mit seinen Stillleben. „Ein frühes Bild von David Hockney, das er während seines Studiums gesehen hat, habe ihn nachhaltig beschäftigt, berichtet Ralph Fleck: Weniger der Motive wegen, als vielmehr wegen Hockneys Vermögen, mehrere Stillagen zu einer unaufhebbaren Einheit zusammenzuschließen.“⁸

Angeregt durch ein Bild Chaim Soutins besucht Ralph Fleck den Freiburger Schlachthof

und fotografiert den Tötungs- und Zerlegungsvorgang der angelieferten Schweine und Rinder.

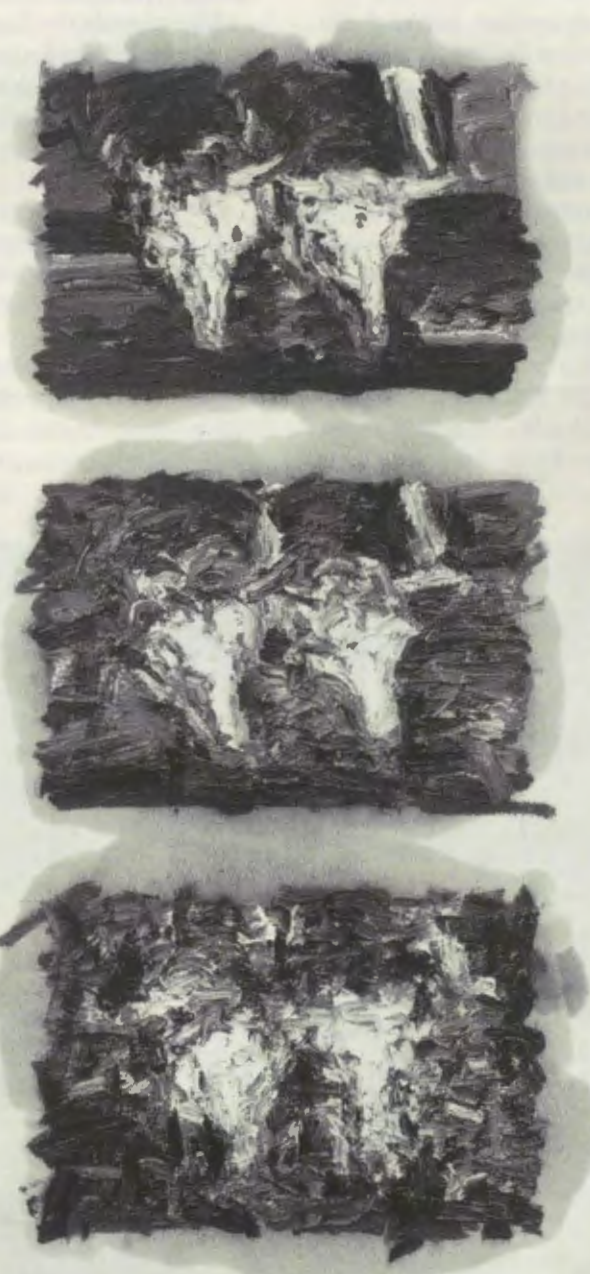
Schwarz, weiß und rot sind die Farben, die seine Schlachthofbilder (Bild 4) dominieren. Mit kräftigem Pinselstrich, pastos und damit plastisch gestaltet, erhebt er Rinder- und Schweinehälften, Kalbsköpfe, Knochenberge oder auch das Endprodukt Kotelett zum ästhetischen Objekt. Dieses zur Schau stellen der Kadaver und das Spiel mit dem Ekel und dem Blut ist ein wichtiger Ansatzpunkt seiner Malerei; das Motiv wirkt als Bild dann jedoch wie selbstverständlich und doch herausgestellt.

Parallel zu der Schlachthofserie beschäftigte er sich mit den Dingen, die den menschlichen Speiseplan bereichern: „Fisch in Tonform“ (1983) oder „Rosmarin Fisch“ (1983), Rougets – „Stillleben 2/VI“ (1984) oder „Langusten“ (1985). Auch jede Art von Gemüse ist für Fleck

eine Herausforderung. „Sellerie“ (1986 und 1998), Fenchel, die Tomaten- (1994) und Zwiebelserie 1998 oder der Radicchio, um nur einige zu nennen. Immer steht aber der Vorgang des Malens und die Reflexion darüber

sowie die inhaltlichen und formalen Aspekte im Mittelpunkt.

Ende der 80er Jahre werden die Dinge fotografiert, bevor sie die Kaffeetafel erreichen, die das Leben versüßen: „Törtli“, „Kuchenstücke“



„Schlachthofbild I/III“, 1983

oder „Berliner“. Hier kann sich der Augenschonende ganz auf das „Objekt seiner Begierde“ stürzen. Diese Reihe erfährt ihre Fortführung Ende der 90er Jahre. Essen mit Genuß wird umgesetzt zu Schauen mit Genuß und dem sich Erinnern an die farbenprächtige Kuchentafel bei Flecks.

Ergänzend sei noch erwähnt, daß auch die Frühstückstafel die Motive lieferte, die ähnlich einzuordnen sind wie die Kuchenstücke – Frühstücksbrotchen in allen Variationen.

Wie die Dinge, die ein gutes Essen ausmachen, nie im Vordergrund stehen, sondern die Gesamtkomposition unterstützen, differenzierend begleiten, ist auch hier die Arbeit Flecks immer auf die Hauptsache konzentriert, auf deren ästhetische und materielle Qualität.

Eine Besonderheit in der Komposition der frühen Ölbilder wie auch bei den Packpapierarbeiten besteht darin, daß Fleck die Randzonen seiner Bilder unbemalt läßt. Er schafft somit Raum für das „Fett“ der Farbe, das nach außen

zum Rand hin diffundiert. Besonders bei den ölgetränkten Packpapierarbeiten wird beim Betrachten eine Gedankenkette evoziert: Essen – Fett – Kalorien! Man könnte aber auch die Malgrundlage auf den eigentlichen Sinn, wenn auch im tautologischen, als Verpackungsmaterial zurückführen.

Es entspricht der Einstellung Flecks, daß er das Genre Stilleben, das wohl kaum dem derzeitigen Zeitgeschmack nahekommt, immer weiter ausbaut. Eine Aufzählung der bearbeiteten Gegenstände würde bei weitem den Rahmen des Essays sprengen.

Die Darstellung von Landschaft, und dies auch im weitesten Sinne, nimmt im Oeuvre Flecks einen bedeutenden Raum ein. Aufgeteilt nach den wichtigsten thematischen Bezügen könnte man folgende Bereiche nennen: Alpen, Seestücke, Giverny, Reisebilder, Feldstücke, Städte – Stadtlandschaften. Seinen Landschaftsbildern ist eines gemein: Die oftmals sich wiederholende Wiedergabe eines Themas.



„Alpenstück XVIII“, 1981

Seine Alpenbilder sind, selbst wenn sie aus der gleichen Perspektive erarbeitet werden, anders. Umweltfaktoren wie Lichteinfall, Wolkenstand, Witterung und auch die Gemütszustände des Malers haben Einfluß auf die Atmosphäre der Situation. Eine weitere Eigenheit kann bei den Alpenstücken aufgezeigt werden. Gegenstände wie Gletscher, Gipfel, Schneefelder kehren in fast regelmäßigen Zyklen wieder; es kommen lediglich neue Motive hinzu. Malerisch, so scheint es, ist ein Thema wohl kaum erledigt. Seit den 80er Jahren wurde jeweils zu Beginn und Ende eines Jahrzehnts das Thema Alpen aufgegriffen.

„Es ist Ralph Fleck ganz gleichgültig, in welchem Maße er sich dabei von dem Objekt der Bildvorlage entfernt. Entscheidungen für eine bestimmte Weise der Gestaltung werden nicht im Blick auf die Vorlage getroffen, also nicht in der Absicht der abbildhaften Annäherung an naturgegebene Wirklichkeit, sondern einzig und allein im Dienste der ästhetischen Erscheinung des Gemäldes. Das abstrakte Form-Farbgefüge seiner Alpenstücke bliebe oft völlig gegenstandslos und frei von jeglicher geographischer Identifizierbarkeit, würde nicht die ruhige und klare Zone des Himmels einen Berggrat abgrenzen. Mit dem Berggrat wird das Thema zur Landschaft, sonst bliebe es abstrakt (Ralph Fleck, 1989). An der Kontur des Bergrückens wird die Landschaft mit ihrer spezifischen lokalen Erscheinungsform sichtbar gemacht, haben wir, die Betrachter, die Chance, die geographische Situation zu bestimmen.“⁹ (Bild 5)

Eindrucksvoll hat Fleck dies in seiner Matterhornreihe 1996 bewiesen. Vom Alpenglühen bis zum sturmwolken Gipfel wurde, vom gleichen Standort aus, das Thema malerisch umgesetzt.

Dieser Berggipfel als Teil der Landschaft ist „voller lichthafter und auch dramatischer Atmosphäre. Sie teilen dem Betrachter durchaus die Gewalt der Materialität und die Macht der Monumentalität der Bergregion mit.“¹⁰

Parallel zu den Alpenbildern entstanden die ersten Seestücke. Eine Reise an die Côte Sauvage in der Bretagne 1980 inspirierten Fleck zu seinen ersten Seebildern, in denen er das tobende Meer, das gegen die Felsformationen der Küste anrennt, in all seiner ursprünglichen

Gewalt malerisch umsetzt. Gischtfontänen verbinden sich mit dem Grau des Himmels. Im Vordergrund stehen die Wellen und Wirbel des sturmgepeitschten Meeres, die dynamischen Prozesse fesseln das Auge des Betrachters.

Das Thema Bretagne wird 1996 noch einmal aufgegriffen. Im Mittelpunkt steht dann hauptsächlich das Meer und die Wellen. In der Regel wird hier auf die Einbeziehung des Himmels in die Komposition verzichtet. Der Zustand der Wasseroberfläche rückt in den Mittelpunkt seines Interesses. Zu verschiedenen Tages- und Nachtzeiten wird die Bewegung des Meeres und die sich ändernde Farbigkeit des Meeres und der Schaumkronen ausschnitthaft eingefangen. Der sich brechende Lichteinfall wird im Farbspiel mit den Felsen vor dem Hintergrund eines ruhigen, tiefblauen Meeres herausgearbeitet.

Ganz anders werden die 1997 auf einer Lanzarotereise entstandenen Eindrücke ins Bild gesetzt. Seestücke, die aus der Perspektive des Strandwanderers das Meer zeigen, wie es sich am Sandstrand bricht. Im Hintergrund das dunkle, oft auch bedrohlich wirkende ruhigere Meer, scharf am Horizont abgegrenzt gegen den blauen oft auch ins Graue gehenden Himmel. Bilder voller Schönheit aber auch voller Melancholie, pure Natur.

Eine Reise nach Giverny 1988 und der Besuch im Garten des von ihm sehr geschätzten Claude Monet reizte Fleck zu der Auseinandersetzung mit den Seerosen- und Gartenbildern. Berührungängste gibt es für Fleck nicht, eine Anlehnung an Monet wird nicht gescheut. Eine Reihe ruhigere ins Informel tendierende Bilder entstehen. „Der Fleck kann das Seerosenblatt allein durch die Kontur herstellen, dazwischen ist es wie das umgebende Wasser, und doch ist es scheinbar aus anderem Stoff. Der Fleck nimmt dem Wasser das Wässrige, der Rose das Wächserne, dem Blatt das Hautige und gibt dem Bild von all dem das, was das Bild braucht: hautige, seidige, schrundige Oberfläche. [...] Ergebnis sind Farbmassen, die sich auf erstaunliche Weise organisieren und Gestalt suggerieren.“¹¹

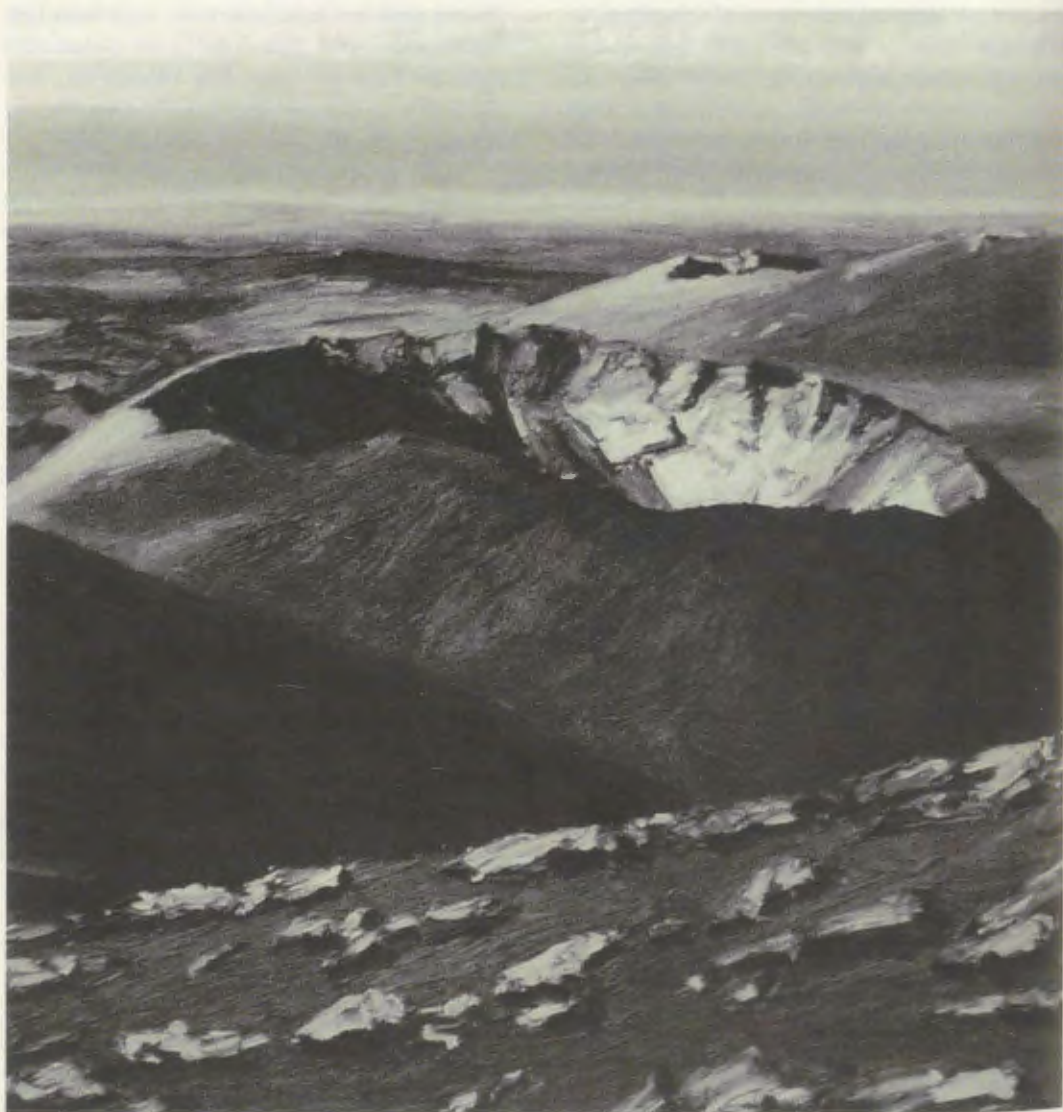
Mit der Ausstellung „Spanienreise“ 1988 im Kunstverein Kirchzarten, der ersten Ausstellung, der er einen Titel gab, trat Fleck mit seinen Reisebildern an die breitere Öffentlichkeit.

„Zwar läßt Fleck sich von den heilen Naturschönheiten gefangennehmen, doch es entstehen keine Bilder zum Ausruhen. Seine Landschaften sind verletzlich, Menschen finden darin [vorerst, der Autor] kein Platz. Denn, so Fleck, gerade die Spanier gehen nicht eben glimpflich mit ihrer Natur um.“¹²

Nach der Ausstellung „Giverny“ 1993 folgte 1998 wiederum im Kunstverein Kirchzarten eine Ausstellung zum Thema „Lanzarote“. Seine Verbundenheit zum Kunstverein rührt auch daher, daß er sein Atelier in Kirchzarten hat.

Das Besondere an den Ausstellungen in Kirchzarten, sehe ich darin, dem Besucher in regelmäßigen Abständen Flecks „Farb-Landschaften“ präsentieren zu können und auch die Erweiterung des Themenkreises vorzuführen, wie z. B. die Vulkanlandschaft (Bild 6).

Daß vulkanisches Bergland, wie auch die Landschaft der Alpen, in ihrer Kargheit, fast Unwirklichkeit den Maler gefangen nimmt, erscheint mir geradezu zwingend. Die fast ans Surreale grenzende Vulkanlandschaft trägt wiederum zur Klärung seiner Idee von Landschaft



„Timanfaya 20/VIII“, 1997

bei. Die Arbeit bleibt gleichsam im Fluß. Sie kreist innerhalb der von Fleck empfundenen Natur um das Atmosphärische des Raumes. Die Vorstellung von Natur als einem unendlichen Raum, in dem plastische Einzelheiten als isolierte Zeichen herausgestellt sind, die oft bis in die Detailstruktur seziiert werden. Die landschaftliche Gegenständlichkeit strahlt fast etwas Immaterielles aus. Zu dem Wechselspiel der Strukturen und Formen kommt gerade bei diesem Themenkreis das Atmosphärische des Lichtes hinzu - das Licht als Farbproblem. Bei den Vulkankegeln von „Timanfaya“ wird das Zusammenspiel von Materie, Struktur und Licht ausführlich herausgearbeitet. Lichtbeschienen nehmen die Kraterwände den Farbton menschlicher Haut, menschlichen Fleisches an, erstarrte Materie wird lebendig.

Eine leuchtende Farbigkeit verströmen die Feldstücke. Mohn, Raps, Margeriten, Pharcelia und auch blühende Kartoffelpflanzen werden in malerischer Dichte zum Teil auf kleinformatigem Packpapier wie auch auf raumfüllender Leinwand in scheinbarer extremer Vergrößerung bzw. Nahsicht aufgearbeitet. Hanne Weskott¹³ meint, es „herrscht in den ‚Feldstücken‘ ein ‚all over‘, als hätte man das Musterstück einer Tapete vor Augen, nur daß die Malerei im Unterschied zur Tapete alles andere als flach ist.“ Es ist die Faszination der Farben, so wie er sie in der Natur findet, eine Detailgenauigkeit ist jedoch nur dort von Bedeutung, wo diese ihm absolut zwingend erscheint. Mit kurzen, oft heftigen Pinselschlägen wird Strich neben Strich gesetzt, es kommt zu einem Vibrieren der Farben und Pinselstrichen und aus der Ferne dann erschließt sich die „Schönheit“ des Feldstückes als Ganzes.

Mitte der 80er Jahre wird das Landschaftsthema durch eine weitere Facette erweitert. Es entspricht sicher dem Naturell Flecks, daß er sich diesem Genre zuwendet - Städte sind nun mal auch ein guter Malanlaß. Stadt-Landschaften sind eine Erweiterung, die während des Villa Massimo Aufenthaltes in Rom 1984/85 entstehen. In der Folge beschäftigt er sich mit weiteren Städten und deren „Landschaft“, Frankfurt, Paris, Madrid, New York, Freiburg, Berlin oder London (Bild 7) seien hier stellvertretend genannt.

Bisher bearbeitete Fleck zwei Aspekte dieser Werkgruppe: „Zerstörte Städte“ (1942-1945) und „Städte heute“.

„Frankfurt? Nein, einen besonderen, besonders innigen Bezug habe er nicht. Dort wohnen? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Gute Erinnerungen habe er wohl an die Stadt. An einen Nebelmorgen, an einen Schneetag, an dies oder jenes Hochhaus. Jedenfalls bedeute Frankfurt einen starken Reiz, sonst hätte er es nicht malen können.“¹⁴ Weiter führt Müller aus: „Dinge sind, was sie scheinen. Erscheinung ist alles. Und ‚Erscheinung‘ ist das zentrale Thema von Ralph Flecks Malerei. Der Bombenhagel über Frankfurt ist mithin keine Chiffre, das Bild weder Kriegsbild noch Antikriegsbild.“¹⁵

Städte werden fast immer aus der Vogelperspektive gemalt - „Wir sehen Paris - in der Ferne. Unser Standort könnte eine Aussichtsplattform sein, von der wir die Stadt aus der Entfernung betrachten (. . .) Das Einzelne in seiner Wiedererkennbarkeit und Identifizierbarkeit bleibt verhüllt und abwesend. Das Gegenständliche der Gebäude, Mauern, Steine und Dächer bleibt Licht.

Weiß, Glanzlichter aus geraden und horizontalen Linien. Das Auge nimmt nur *Spuren* wahr.“¹⁶

Mit seinem Titel „Neufindung des Sichtbaren“ zu einem Katalogvorwort¹⁷ beschreibt Thomas Hirsch sehr treffend diese Arbeitsweise Flecks. Nicht die räumliche Zuordenbarkeit, das sich Wiederfinden in Bekanntem ist sein Bestreben, sondern das schon Dargestellte. Gerade Stadt-Landschaften bieten ein sich ständig änderndes Wechselspiel aus Licht und Schatten, Struktur und Oberfläche. Unschwer lassen sich Gebäude erkennen, Details jedoch verlieren ihre eigentliche Bedeutung, sie werden zu Strukturelementen im Bildaufbau. Fenster mit ihrer rhythmischen Gliederung können zur Gestaltung im Bild beitragen, Straßen jedoch eine scheinbare Ordnung brutal zerstören. Sie teilen als schwarzes Band das Bild in zwei Teile. Breite Pinselstriche werden bei näherer Betrachtung scheinbar unvermittelt nebeneinander gesetzt, aus der Ferne betrachtet fügen sich auch diese Pinselspuren zu einem wohl komponierten Ganzen. Aus etwa neun bis zehn Strichen entsteht ein Kirchturm, der Farbfleck davor wird zum Wohnhaus.



„London 15/II“, 1999

„Seine Malerei beweist es. Hintergründiges, Atmosphärisches, Dunst und Nebelschwaden, Mauerreste und Steinblöcke scheinen sich der perspektivischen Blickführung und ihrem fixierbaren Zugriff zu entziehen. Das Bild ist immer ein Zusammengesetztes, unbeständig, unbestimmt und auflösbar. [...] Flecks Malerei thematisiert auf eindringliche Weise die Herstellbarkeit formaler richtiger Bildlogik bis hin zu ihrer prinzipiellen Auflösbarkeit und *Bildstörung*.“¹⁸

Bei fast allen Landschaftsbildern fällt auf, daß Fleck den Menschen kaum in die Land-

schaft einbindet. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, hierzu gehören die frühen Biwak-Bilder, die Kanufahrer oder das Bild „Anschlag“, 1988 für die Ausstellung in Kirchzarten geschaffen, hat der Mensch in der Farblandschaft Flecks nichts verloren. Die dargestellten Menschen waren jedoch mehr zu erahnen, als daß sie als Persönlichkeit das Bild bestimmt hätten.

Eine Änderung in dieser Haltung trat 1988 ein, als er sein Patenkind in voller Lebensgröße als Einjährige malte. Auf dem Sofa sitzend, „Tigi“ im Arm, werden die typischen mimischen

und gestischen Merkmale herausgearbeitet. Ein Bild, das schon sehr viel von der Persönlichkeit des Kindes errahnen läßt.

Es war wiederum eine Reise nach Spanien und Portugal, die sein Interesse an den Menschen endgültig erweckte. Fleck erzählte mir, daß er es unheimlich interessant fand, im Café zu sitzen, die Leute zu beobachten und dann mit der „versteckten Kamera“ zuzuschlagen. Interessant waren für ihn die Typen, nicht der Mensch, zu dem er eine persönliche Beziehung hat, die in ihrer besonderen Eigenheit ihn gefangen nahmen. Mit feinen, wenn auch kaum zu übertreffendem ironischen Blick hält er Momente fest, die in ihrer Absurdität das Thema treffend wiedergeben. So entstanden 1992 die Reihen „Touristen“ und „Portugiesen“. Im Mittelpunkt stehen die Persönlichkeiten in einer bestimmten Situation, Eigenheiten werden scharf gezeichnet, lassen Gesten ins fast Komische abgleiten. So zum Beispiel der portugiesische Ober. Ganz von der Wirkung seines Auftritts überzeugt, jongliert er vier Teller in aufrechter, breitschultriger Haltung. Herausgelöst aus dem Kontext wird er alleine auf rohes Packpapier gebannt. Die Situation ist unterbewußt auf den ersten Blick jedem wohlbekannt und erscheint dann doch so befremdlich. Irritation stellt sich ein, Verunsicherung. Hier spielt Fleck mit den Vorstellungen des Betrachters, führt diesem die in jedem vorhandene Vorstellung von Berufsgruppen vor Augen. Eingefangen als Chiffre menschlicher Vorstellung und unbewußtem Sehens.

„Die ‚Touristen‘ werden aus einzelnen kurzen, unmittelbar aneinander anschließenden Strichen geformt. Sie stehen isoliert auf dem braunen Bildgrund, fast wie in einem Comic mit zum Teil außergewöhnlichen Physiognomien, in Bermudashorts, mit einer Kamera um den Hals oder einer Tasche in der Hand (und nicht nur in den Accessoires Duane Hanson verwandt). Der ‚Tourist‘ wird auf dem Präsentierteller dargeboten, im Bruch mit der Tradition der Portraitmalerei. Ohnehin ist nicht gesagt, daß die Personen, die Ralph Fleck zeigt, dem Betrachter en face gegenüberstehen, diesen überhaupt zur Kenntnis nehmen.“¹⁹

Mit dem letzten Satz der Ausführungen von Hirsch wird eigentlich auf eine Tatsache ver-

wiesen, die man auch benennen sollte, Fleck in der Rolle des Voyeurs, der darauf aus ist, bestimmte Schwächen, bei der formalen Erscheinung des Figürlichen, ironisch zu überzeichnen, gleich einem Spiegel uns unser Verhalten als Touristen vor Augen zu führen. Manche „Bösartigkeit“ ergibt sich auch aus der Wahl des Bilduntergrundes. So kann es nicht ausbleiben, daß bestimmte Assoziationen beim Betrachter geweckt werden, wenn eine „Touristin“, korpulent, plötzlich von einer ölgetränkten Aura umgeben ist.

Seit etwa zwei Jahren wird auch diese Werkgruppe erweitert. Die „Strandbilder“ stellen die Frau in den Mittelpunkt malerischen Schaffens. Sie liegen in der Sonne am hellen Strand auf bunten Tüchern, mal in roten, blauen, violetten Badeanzügen, mal ist der Oberkörper unbekleidet, lesen ein Buch oder schlafen. Aber wie schon bei den „Touristen“ schauen alle Frauen aus dem Bild oder registrieren den Betrachter nicht. Fleck zwingt diesen in die Rolle des Voyeurs, läßt ihn an der Szene teilnehmen, setzt ihn gleichsam ins Bild.

Von der bildnerischen Gestaltung her interessiert ihn auch hier besonders die Umsetzung des Zusammenspiels von Farben und Licht. Färbungen des Sandes von rötlich-brauner Tönung bis hin zu weißlichem Braun. Schattenrisse setzen Akzente. Kontrastiv dagegen gesetzt wird z. B. das Blau des Badetuches und das Schwarz des Badeanzuges. Ausschnittweise wird das Bild komponiert. Meist findet sich der Körper in der Bilddiagonalen oder er teilt das Bild in der Horizontalen oder Vertikalen.

Mit den kleinformatigen Ölbildern „Voyages érotiques“ gestaltet Fleck Körper-Landschaften. Es sind Darstellungen des Frauenkörpers in sorgsam gewählten Ausschnitten, Darstellungen, die „Distanz wahren, den Abstraktionsgrad steigern und doch der Realität entsprechen.“ Die weibliche Brust ist als solches unschwer zu erkennen, Teile des Körpers werden „als Landschaft mit Hebungen und Senkungen erfahren (ohne daß die sinnliche Empfindung des ‚Erkundens‘, ‚Kennenlernens‘ je ausgeschlossen wäre). Der Luminismus im Braunton [. . .], die sparsame, Plastizität modulierende Inszenierung von Licht und Dunkelheit steigern noch das Private, trotzdem mit Selbstverständlichkeit Gesehene.“²⁰

Frauenakte, die folgen, werden zuerst in der Privatheit des Raumes gemalt. „Der Ausschnitt ist eng gehalten, der weibliche Körper wird umso mehr betont, ohnehin bestimmt er das Bildformat.

Von Gemälde zu Gemälde wechselt die Position des Aktes. Das Gesicht bleibt verborgen. Die Sicht von unten läßt den Akt wie eine Kathedrale aufragen. Es ist ein zögerndes Herantasten, des Künstlers ebenso wie dann des Betrachters, das hier visualisiert wird.“²¹

Auf Lanzarote erfahren auch die Akte eine Erweiterung, sie werden Teil der Natur, plaziert in die Kargheit der Felsen- und Küstenlandschaft. Die Landschafts-Akte „Playa de Timanfaya“ machen dies deutlich. Der nackte weibliche Körper hebt sich scheinbar von der Natur, dem schwarzen Gestein ab, verschmilzt aber in seiner Nacktheit wiederum mit dem kargen Material des aus dem Erdinnern nach außen geschleuderten Gesteins. Fast körperlich spürbar ist der schmerzhafteste Prozeß des Einswerdens des Menschen mit der Natur. Es scheint so, als könne der Betrachter die Unbequemlichkeit der Lage des Modells auf dem schroffen Lavagestein nachfühlen. Malerisch und spielerisch gelingt Fleck hier der Ausgleich der scheinbar gegeneinanderspielenden Kräfte Mensch und Natur. Besonders und gerade durch die Einbindung des Menschen in die Natur erhebt er die Landschaft in ihrer Kargheit, Schroffheit, in ihrer Urgestalt zum ästhetischen Objekt.

Zusammenfassend kann man sagen, daß es Ralph Fleck immer wieder gelingt, gerade durch eine thematische Begrenzung, den Betrachter einzubinden in sein Bestreben, Eindrücke von Landschaftsstrukturen, und ich meine dies hier im übergreifenden Sinne, denn Malerei ist für ihn weitgehendst Landschaftsmalerei, umzusetzen. Austauschbar bleiben allerdings geographische und historische Bezüge.

Eine Rückbesinnung auf 25 Jahre malerische Tätigkeit wird bei der Produktivität und der Leidenschaft, mit der Ralph Fleck malt, immer durch persönliche Vorlieben und Einstellungen geprägt sein. Ob eine Besprechung einzelner Werkgruppen immer Fleck gerecht wird sei dahingestellt. Die von Fleck gesehene und umgesetzte Realität macht seine Arbeit so

interessant, auch wenn man als guter Kenner seiner Malerei schon mal bei der Vielzahl der Motive den Überblick verlieren kann.

Juli 1999

Kurzbiographie von Ralph Fleck:

- | | |
|-----------|---|
| 1951 | geboren in Freiburg im Breisgau |
| 1973-1978 | Staatliche Akademie der Bildenden Künste Karlsruhe / Außenstelle Freiburg Meisterschüler bei Peter Dreher |
| 1977 | Förderpreis der Sparkasse Karlsruhe „Landschaft heute“ |
| 1978 | Preis des Kulturkreises im BDI (Bundesverband der Deutschen Industrie) |
| 1981 | Stipendium Villa Massimo in Rom (Aufenthalt 1984-1985) |
| 1982 | Förderkoje Kunstmesse Düsseldorf Ralph Fleck lebt und arbeitet in Freiburg bzw. Kirchzarten |

Einzelausstellungen:

- | | |
|------|--|
| 1977 | Galerie Edition Schneider, Freiburg |
| 1978 | Galerie „Art in Progress,“ Düsseldorf. Amerikahaus, Frankfurt/M. |
| 1979 | Galerie Eberwein, Freiburg. Galerie Apostroph, Stuttgart. Galerie Kirschgarten, Mainz |
| 1980 | Galerie Hermeyer, München Lichthof der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste, Karlsruhe., Galerie Dr. Kristine Oevermann, Frankfurt/M. |
| 1981 | Kunstverein Freiburg, Städtische Galerie „Schwarzes Kloster“, Galerie Lucklum, Braunschweig. Galerie der Stadt Kornwestheim, Kulturhaus |
| 1982 | Galerie „Art in Progress,“ Düsseldorf. Galerie Hermeyer, München. Städtische Galerie „Altes Theater“, Ravensburg. Galerie Fahlbusch, Ludwigshafen/Rhein |
| 1983 | Galerie am Haagtor, Tübingen. Galerie Suzanne Fischer, Baden-Baden |
| 1984 | Galerie Metta Linde, Lübeck. Städtische Galerie, Tuttlingen. Galerie Eberwein, Freiburg. Galerie Dr. Kristine Oevermann, Frankfurt/M. Galerie Landesgirokasse Stuttgart |
| 1985 | Galerie am Haagtor, Tübingen. Galerie Györfi, Herrenberg. Galerie Hermeyer, München. Galerie Fahlbusch, Ludwigshafen/Rhein |
| 1986 | Galerie Eberwein, Freiburg. Galerie Kö 24, Hannover., Kunstforum Schramberg. Kunstverein Weil am Rhein. Galerie Timm Gierig, Frankfurt/M. Art Cologne. Galerie Hermeyer, München |

- | | | | |
|------|--|------|--|
| 1987 | Studio 51 der Frankfurter Aufbau AG, Frankfurt/M.. Galerie Eberwein, Freiburg. Galerie Fahlbusch, Mannheim. Galerie Hermeyer, München | 1978 | „Ars viva“, Kunsthalle Tübingen und Bayer-Haus, Leverkusen. „Reafität der Farbe“, Galerie „Art in Progress“, Düsseldorf. „Juvan, Fleck, Klipstein“, Städtische Galerie „Schwarzes Kloster“, Freiburg |
| 1988 | Galerie Haus Geiselhart, Reutlingen. Galerie Wentzel/Bogislav von Wentzel, Köln. Galerie Kö 24, Hannover. Kunstverein Kirchzarten. Galerie im Stettener Schloß Lörrach | 1979 | „Forum junger Kunst“, Stuttgart. „Zeichnungen 5“, Städtisches Museum Leverkusen |
| 1989 | Galerie Fahlbusch, Manheim. Galerie Hermeyer, München. Städtische Galerie, Donaueschingen | 1980 | Gesellschaft der Freunde junger Kunst, Kunsthalle Baden-Baden., Wanderausstellung „Landschaften“, Kulturkreis des BDI: Alexandria - Kairo - Amman - Beirut - Damaskus |
| 1990 | Galerie Wentzel/Bogislav von Wentzel, Köln. Galerie Dr. Kristine Oevermann, Frankfurt/M. Galerie Axel Thieme, Darmstadt. Galerie Schloß Mochental, | 1981 | „Aspekte der Malerei I der Gegenwart“, Galerie Kröner, Schloß Rimsingen. „Der grüne Salon II“, Galerie Suzanne Fischer, Baden-Baden. „Bewerbungen Rom-Stipendium“, Kunsthaus Hamburg |
| 1991 | Galerie Hermeyer, München. Artothek, München. Galerie im Kornhauskeller, Ulm. Kunst- und Kunstgewerbeverein Pforzheim. Galerie Fahlbusch, Mannheim. Galerie Schindler, Zermatt | 1982 | „Tendenzen 82“, Museum Ulm |
| 1992 | Galerie Axel Thieme, Darmstadt. Galerie Aphold, Freiburg. Galerie Regio, March-Hugstetten. TransArt Exhibitions, Köln | 1983 | „Landschaften und Ansichten“, Sammlung Museum Schloß Morsbroich, Leverkusen. Große Kunstausstellung München, Haus der Kunst. „Forum junger Kunst“, Stuttgart/Baden-Baden/Mannheim. „25 junge deutsche Maler“, Galerie Moderna Ljubljana. Sociedade Nacional de Belas Artes Lisboa - Museum Porto |
| 1993 | Galerie Hermeyer, München. Galerie Axel Thieme, Darmstadt. Kunstverein Kirchzarten | 1984 | „Deutsche Landschaft heute,“ Berlin/Hannover. „Kunstlandschaft Bundesrepublik“, Kunstverein Hannover. Wanderausstellung des BDI, Singapur und Tokio |
| 1994 | Städtische Galerie Rastatt. Galerie Winkelmann, Düsseldorf. Galerie Kö 24, Hannover. Galerie Axel Thieme, Darmstadt | 1985 | Ausstellung Villa Massimo, Rom |
| 1995 | Staatliche Kunsthalle Karlsruhe (Forum Rotunde). ARCO Madrid (Galerie Winkelmann I). Städtische Galerie Tuttlingen | 1986 | Gesellschaft der Freunde junger Kunst, Kunsthalle Baden-Baden. Deutsche Bank, Freiburg |
| 1996 | Galerie Metta Linde, Lübeck. Galerie von Braunbehrens, München | 1987 | „Malerei 80-86“, Kunstverein Augsburg. „Standort“, Mathildenhöhe Darmstadt; Pawilon Wystawowy Krakau. Villa Massimo 84-86, Kunsthalle Darmstadt |
| 1997 | Galerie Thieme + Pohl, Darmstadt. Galerie Brennecke, Berlin. Galerie Barbara von Stechow, Frankfurt/M. | 1990 | Künstlerbund Baden-Württemberg, Villa Merkel, Esslingen. Wettbewerb „Licht und Schein“, Kunstverein Hannover |
| 1998 | Galerie Rottloff, Karlsruhe. Galerie von Braunbehrens, München. Galerie Winkelmann, Düsseldorf. Galerie Brennecke, Berlin | 1990 | Künstlerbund Rhein-Neckar e.V. Große Kunstausstellung NRW Düsseldorf |
| 1999 | Kunstverein Kirchzarten. Galerie Josine Bokhoven, Amsterdam. Galerie Brennecke, Berlin. Galerie Axel Thieme, Darmstadt | 1991 | „Landschaften“, Kulturbahnhof Eller, Düsseldorf. Künstlerbund Baden-Württemberg, Freiburg |
| | Kunstverein Pforzheim. Art Frankfurt, (Galerie Winkelmann). Galerie Winkelmann, Düsseldorf. Galerie Purdy & Hicks, London. Galerie von Braunbehrens, München | 1993 | Künstlerbund Baden-Württemberg, Kunstverein Heidelberg |
| | | 1994 | „Nationale der Zeichnung“, Toskanische Säulenhalle Augsburg. Württembergischer Kunstverein Stuttgart (Jahresgaben) |
| | | 1995 | „Tag um Tag = 30 Jahre (Klasse Peter Dreher)“, Museum für Neue Kunst / Kunstverein Freiburg |
| | | 1996 | Künstlerbund Baden-Württemberg, Museum Ulm |
| | | 1997 | „Landschaften“, Galerie von Braunbehrens, München. Künstlerbund Baden-Württemberg, Reutlingen. „Stilleben heute“, Galerie Baumgarten. „Accrochage“, Galerie Brennecke, Berlin |
| | | 1998 | „Die Würde der Dinge,“ Kreissparkasse Esslingen-Nürtingen |

Gruppenausstellungen und Ausstellungsbeteiligungen (Auswahl):

- | | |
|-----------|--|
| 1975 | „Forum junger Kunst,“ Stuttgart und Recklinghausen |
| 1976 | Große Kunstausstellung München, Haus der Kunst |
| seit 1977 | Jahresausstellung Deutscher Künstlerbund |
| 1977 | Kunstpreis „junger Westen“, Recklinghausen. „Das große Format“, Kunsthalle Baden-Baden |

Arbeiten in öffentlichem Besitz (Auswahl):

Augustinermuseum Freiburg .Staatliche Kunsthalle Karlsruhe. Kupferstichkabinett Karlsruhe. Museum Rüsselsheim. Städtisches Museum Leverkusen / Schloß Morsbroich. Karl-Ernst-Osthaus-Museum, Hagen. Stadt Kornwestheim. Stadt Ravensburg. Kulturhaus der Bayer AG, Leverkusen. Kultusministerium Baden-Württemberg, Stuttgart. Bayerische Staatsgemäldesammlung, München. Bundesbildungsministerium Bonn. ZDF Mainz-Lerchenberg. Galerie der Stadt Stuttgart. Sammlung Landesgirokasse Stuttgart. Deutsches Fleischermuseum, Böblingen. Wilhelm Lehbruck Museum Duisburg. Land Niedersachsen, Hannover. Museum Ulm. Städtische Kunsthalle Mannheim. Sprengel-Museum Hannover. Staatsgalerie Stuttgart. Städtisches Museum Salzgitter. Museum Lübeck. Deutsche Bank New York. Deutsche Bank London. Kulturstiftung Celle. Städtische Galerie Rastatt. Galerie der Stadt Sindelfingen. WestLB Düsseldorf. Kunstsammlung der Bausparkasse Schwäbisch Hall.

Anmerkungen

- 1 Jürgen Schilling, Farb-Landschaften. Anmerkungen zur Malerei Ralph Flecks. Katalog Galerie Hermeyer, München, 1985, S. 7.
- 2 a. a. O., S. 7.
- 3 a. a. O., S. 7 f.
- 4 Wolfgang Längsfeld, Ralph Fleck: Bilder wie die Erde. Katalog Galerie Fahlbusch, Mannheim 1987, S. 6.
- 5 Günther Wirth, Kunst im deutschen Südwesten. Von 1945 bis zur Gegenwart. Stuttgart 1982, S. 186.
- 6 Peter Dreher, Gedanken zu Ralph Fleck (und mir). Katalog Ralph Fleck: Malerei, Frankfurt 1978, S. 3.
- 7 a. a. O., S. 4.

- 8 Thomas Hirsch, „Informelles Bild mit Teigrand“. Die Stilleben von Ralph Fleck. Katalog Galerie Winkelmann, Düsseldorf 1999, S. 7.
- 9 Hans-Jürgen Buderer, Ralph Fleck - Alpen, 1989, Katalog Galerie Kurt Schindler, CH-Zermatt 1991/92, S. 4.
- 10 a. a. O., S. 3.
- 11 Peter Dreher: Fleck bleibt Fleck. Katalog Galerie Hermeyer, München 1989, S. 3.
- 12 Petra Zentgraf, Spanische Impressionen, Ralph Fleck im Kunstverein Kirchzarten, Badische Zeitung, 12. 10. 1988.
- 13 Hanne Weskott, Tradition und Aktualität. Zu den Bildern von Ralph Fleck. Katalog Galerie von Braunbehrens, München 1995, S. 8.
- 14 Hans-Joachim Müller, Informel mit Ordnung. Katalog FAAG, Frankfurt 1987, S. 7.
- 15 a. a. O., S. 9.
- 16 Karin Zschirnt, Ein Stück weiter verläuft die Straße. Katalog Galerie von Braunbehrens, München, 1997, S. 8 f.
- 17 Thomas Hirsch, Neufindungen des Sichtbaren. Zur Malerei von Ralph Fleck. Katalog Galerie Winkelmann, Düsseldorf 1997, S. 7.
- 18 Karin Zschirnt, a. a. O., S. 10 f.
- 19 Thomas Hirsch, a. a. O., 1997, S. 12.
- 20 a. a. O., S. 14.
- 21 a. a. O., S. 14.

Anschrift des Autors:
Jürgen Fiederlein
Neuhäuser Straße 20a
79117 Freiburg

Kunsthandlung Springmann

Die Kunsthandlung Springmann wurde 1973 von dem Vergolder und Kirchenmaler Josef Springmann und seiner Frau Inge gegründet. Traditionelles Vergolden, Fassen von Holzfiguren, Restaurieren von Rahmen und Gemälden, Bildereinrahmungen und Kunsthandel im Bereich der alten Grafik waren die anfänglichen Arbeitsbereiche.

Schon als Kind entwickelte Josef Springmann eine große Liebe zur Malerei. Später entdeckte er seine künstlerische Begabung und absolvierte eine Vergolderlehre. Bei einem sehr

guten Lehrmeister – einem Barockmaler – erlernte er die Kirchenmalerei. Das Fassen, Ausmalen und Vergolden von Holzfiguren waren Profession und Leidenschaft des jungen Josef Springmann. So malte er in der Barockkirche Oberbergen die Pieta und den Heiligen Wendelin aus. Auch in der Stadtkirche Rastatt sind von ihm gefaßte und vergoldete Plastiken zu sehen.

Mit seinen Begabungen, Fähigkeiten und Fertigkeiten – zunehmend angereichert durch wachsende Erfahrung – war es nicht verwun-



Photos: Bernhard Strauss



Schusterstr. 25

derlich, daß Josef Springmann sich schließlich entschied, eine eigene Kunsthandlung aufzubauen. Dies umso mehr, als er sich stets auf die natürliche Zuneigung und tatkräftige Unterstützung seiner Frau verlassen konnte.

Die „kleine“ Kunsthandlung in der Kartäuserstraße, angesiedelt in der Freiburger Oberstadt, in Museumsnähe gelegen und umgeben von Antiquitätengeschäften, wurde bald zu einer gefragten Adresse für kunstliebende Menschen der Stadt, der Region, und sie wurde weit über Freiburg hinaus auch international bekannt. Die Liebe zur Malerei, der fein ausgeprägte Kunstsinn, die solide handwerkliche und technische Begabung, Ausbildung und Erfahrung, vereinten sich bei Josef Springmann zu einer hohen Qualität und Beratungskompetenz. Die Kunden spürten nicht nur das, sondern auch das hohe ethische Bewußtsein – wissende Bescheidenheit und ein selbstverständliches Verantwortungsgefühl. Sie dankten es den „Springmännern“ mit großer Treue und vertrauten ihre Bilder und Figuren zum Einrahmen, Fassen, Restaurieren und Vergolden dem Familienbetrieb an. Wen wundert es, wenn

Josef Springmann heute sagt: „Jedes Bild ist wie mein eigenes.“

Die große Faszination und Begabung für seinen Beruf konnte Josef Springmann an seinen Sohn Henrik weitergeben. Auch er erlernte das Vergolderhandwerk und wurde Landessieger Baden-Württemberg im Spezialgebiet *Rahmenvergoldung*. 1987 trat er in das Unternehmen seiner Eltern ein. Seither stellen Vater und Sohn in gemeinsamer Arbeit kunsthandwerklich hochwertigste Vergolderrahmen her und kreieren eigene Rahmenentwicklungen. Die wohl bekannteste eigene Erfindung auf diesem Gebiet ist ein spezielles Verfahren zur Herstellung von einzigartigen oxydierenden Rahmen.

Im Jahre 1982 erfolgte der Umzug in die Gerberau 42 und damit eine noch größere Nähe zu den Museen und Galerien der Stadt. 16 Jahre gehörte die Kunsthandlung Springmann dort zu den besten Adressen, ehe sie im Juli 1998 in die obere Altstadt zog und nun dort, in der Schusterstraße 25, ganz in der Nähe des Münsters, im gehobenen Zentrum der Stadt, einen ihr angemessenen, würdigen Ort gefunden hat. Das zu allen Seiten offene Laden-

geschäft, in einer hochfrequentierten Auflage in Freiburg, ermöglicht den Freiburger Bürgern und den vielen Besuchern der Stadt einen nahen, unkomplizierten und „anfaßbaren“ Kontakt mit den verschiedensten Formen der Bildenden Kunst.

Bürger- und Kundennähe, einladende Transparenz, lebendige Kunst-Vielfalt, markante Einrahmungen und nicht zuletzt der gute Ruf – all das ermuntert Menschen, die Kunsthandlung Springmann, den Familienbetrieb, aufzusuchen und sich dort bei fachmännischer Betreuung wohl zu fühlen. Ob einfache Holz- und Metallrahmen nach Maß, hochwertige Einrahmungen beziehungsweise Modellrahmen aus eigenem Vergolderatelier, Restaurierungen von Gemälden und alten Rahmen durch gelernte Vergolder und Restauratoren, oder ob Bilder namhafter Künstler, mit nationalem und internationalem Ruf, – die Kunsthandlung Springmann verfügt über Kompetenz im Kunsthandwerk, im Galeriewesen und im Kunsthandel.

Besucher und Kunden können ihre kleinen und großen Anliegen loswerden. Sie werden fachgerecht, kompetent, individuell und geduldig beraten und bedient. Da ist es selbstverständlich, daß auch ein Abhol- und Lieferservice angeboten wird. Die „Springmänner“ haben ihre Herkunft nicht vergessen und sind sich und ihren Kunden treu geblieben! Sie haben sich stetig weiterentwickelt und ihre Visionen nie aus den Augen verloren.

Die Stadt Freiburg weiß die besondere Wichtigkeit der Präsenz der Galerie und Kunsthandlung – eines Traditionsgeschäftes mit höchstem Niveau – in der oberen Altstadt sehr zu schätzen. Anlässlich der *Eröffnungsausstellung* der neuen Räume hielt der Oberbürgermeister von Freiburg, Dr. Rolf Böhme, die Begrüßungsrede. Dr. Roland Doschka widmete seine Eröffnungsrede den ausgestellten Original Lithographien aus den Zyklen *Arabische Nächte*, *Daphnis und Chloe* sowie *Der Zirkus* von Marc Chagall.

Durch den erstklassigen Ruf des Rahmenateliers – weit über die Landesgrenzen hinaus – entstehen schon seit vielen Jahren Kontakte zu national und international bekannten Künstlern. Neben dem anerkannten Rahmenatelier gelang es der Kunsthandlung Springmann zunehmend, sich auch im Kunsthandel und

Galeriewesen aufsteigend markant im Markt zu positionieren. Inzwischen verfügt sie über eine der größten Auswahlen an Originalen und original Grafiken in Freiburg.

Schon von Beginn an war es erklärtes Ziel der Familie Springmann, entsprechend ihren Neigungen und ihrem Wissen, Ausstellungen selbständig durchzuführen und damit die Möglichkeiten des Rahmenateliers und der Bildenden Kunst zusammenzuführen. 1991 war es dann erstmalig so weit: Der Wille zur Ausstellungstätigkeit hatte sich vehement aufgebaut und man lud zur *ersten Springmann-Ausstellung* mit Werken von *Vicente Molto* ein.

In der Gerberau 42 folgten Ausstellungen mit Werken von *H.-G. Van Look*, *Walter Heckmann*, *Rolf Knie*, *Yuichi Hasegawa*, *Bruce Johnson*.

Für die Ausstellungsvorhaben und den Ausbau des Galeriewesens reichten die Räume in der Gerberau schließlich nicht mehr aus. So wurde der schon lange ersehnte Umzug in die obere Altstadt realisiert, um jetzt auch dem Kunsthandel und der Galerie einen angemessenen äußeren Rahmen zu geben.

Der *Marc Chagall-Eröffnungsausstellung* im Sommer 98 folgte eine Ausstellung der vier Freiburger Künstler *Acht*, *Staechel*, *Stoll*, *Van Look* im Herbst 98 und des Franzosen *Philippe Garcia* zum Jahresausklang 98.

In 1999 präsentierte die Kunsthandlung Springmann eine Ausstellung mit Werken von *Wolfgang Zelmer*. Das nächste Ausstellungsereignis steht bevor. Im November 1999 werden Werke des Amerikaners *James Rizzi* die Räume in der Schusterstraße 25 schmücken.

Vorausschauend auf das Jahr 2000 sind Ausstellungen geplant mit Werken von *Rolf Knie*, *Picasso Grafik* (parallel zur *Balinger Picasso 2000* Ausstellung) und als weiterer Höhepunkt die Darbietung von Werken der beiden Künstler *Günther Uecker* und *Rolf Schröter*.

Anschrift des Autors:
Hans-Günther Van Look
Maler und Bildhauer

2. Vorsitzender des E-Werks Freiburg,
Hallen für Kunst

„Zum Wetzstein“

Abends nach zehn Uhr zeigt die Freiburger Innenstadt einen merkwürdigen Rhythmus:

Im regelmäßigen Halbstundentakt streben immer mehr Menschen zum Bertoldsbrunnen, um die in alle Richtungen hier abgehenden Straßenbahnen und Omnibusse zu erreichen, die sie nach Hause bringen sollen. All diese Fahrzeuge haben die gleiche Abfahrtszeit, und nachdem sie losgefahren sind, ist dieser zentrale Verkehrsknoten menschenleer, um

sich eine halbe Stunde später zum nächsten Treffen der Verkehrsmittel schnell wieder zu füllen. Obwohl man weiß, daß die Fahrer großzügig warten, oder vielleicht eben deswegen, kommt es gelegentlich vor, daß man seine Bahn verpaßt, weil man allzu nachlässig wird.

Ich schlendere in solchen Fällen die Salzstraße entlang, um mir die um diese Zeit noch beleuchteten Schaufenster anzusehen, und



Buchhandlung „Zum Wetzstein“

kann nach einer halben Stunde in Oberlinden, der nächsten Station, zusteigen.

Da ist oder war vielmehr ein Hemdenladen, geschmackvoll und nicht teuer (leider hat er neulich zugemacht und es kündigt sich dortselbst ein Brillenladen als Nachfolger an, wo es doch in kleinem Umkreis schon zahllose Brillengeschäfte gibt); da ist der Fahrradladen mit den neuesten, sündhaft teuren Modellen im Fenster, gleich zwei Läden mit Künstlerbedarf, ein Juwelier, Damenkonfektion für Übergrößen; es gibt wirklich eine Menge zu sehen.

Und dann ist da noch die „Buchhandlung zum Wetzstein“, genau gegenüber dem Augustinermuseum. Nicht, daß dort so viele Titel im Fenster ausgebreitet wären, es sind meist sogar nur wenige, aber die Art ihrer Präsentation läßt mich verweilen.

Antiquarisches liegt neben Neuerscheinungen, Künstlergraphik ebenso wie Pseudopresse, teure Werke erlesener Qualität, wertvolle Einbände.

Die Bücher und Kunstdrucke behalten sehr viel freien Raum zu ihrer Nachbarschaft, jedes Werk bleibt für sich und wird von keinem anderen bedrängt.

Manchmal kann man auch ein einzelnes Gedicht lesen, vom Buchhändler handgeschrieben, fast eine Kalligraphie; solche Blätter werden in einem Rahmen zur Lektüre angeboten. Gelegentlich bittet der Buchhändler einen bekannten Autor um eine Liste jener Titel, die er gerne in einem Schaufenster sähe. Der Antwortbrief hängt dann gerahmt im Fenster und die genannten Bücher werden ausgestellt. So haben zum Beispiel Hans Magnus Enzensberger, Wolfgang Hildesheimer und Sarah Kirsch geantwortet, aber auch Reiner Kunze, Christoph Meckel, Cees Nooteboom, Botho Strauß, George Tabori, Martin Walser und andere. Viele haben vor allem ältere Literatur ausgewählt, Klassiker, Lieblingsdichter, andere Modernes, fast alle betonen, daß eine solche Liste nur eine Momentaufnahme der Interessen darstellen könne. Wenige, wie Günter Grass, denken vor allem an die Leser und komponieren ein wünschenswertes Schaufenster etwa der Gruppe 47.

Niemals im Fenster gesehen habe ich Bücher, die gemeinhin als Bestseller gehandelt werden; das, was anderswo als Stapelware sich

vom Boden hoch auftürmt und nur abgegriffen werden muß, den neuesten XY, schon gar nicht jene Ratgeberbände für alle Lebenslagen, – oft hingegen neue Literatur in signierten Ausgaben (ohne deswegen teurer angeboten zu werden). Natürlich sind es nicht nur ausgefallene Werke, aber stets anspruchsvolle, und die Zusammenstellung des Ausgestellten ist niemals beliebig.

Obschon es wenige Titel sind, steht man lange vor den beiden Fenstern, viel länger als vor diesen überfüllten Auslagen, wo sich ein Buchrücken an den anderen drängt wie in einer Legebatterie die Hühner.

Der Blick wird auf jedes Buch einzeln gelenkt und läßt den Titel prüfen, die Ausstattung, regt zu Gedanken über seinen Inhalt an, zu geistigen Verwandten und Querbezügen. Obschon nur mäßig beleuchtet, kann man auch einen Blick in das Innere des Ladens werfen, der etwas Aufgeräumtes, Übersichtliches ausstrahlt, an den Wänden furnierte Holzregale, ein großer mit Büchern bedeckter Tisch, eine moderne große Tischlampe in italienischem Design, eine große Schale mit frischem Obst, die eher wie Dekoration aussieht, – denn würde man sich in einem solch schicken Laden trauen, in einen rotbäckigen Apfel zu beißen?

So edel wie das Äußere, die Fenster von blank geputztem Messing gerahmt, scheint das Innere zu sein, ein Stil des eher elitären Geschmacks. Und mancher vor den Schaufenstern wird seine Schwellenangst behalten und die Neugierde nur von außen befriedigen.

Wenn man spät abends vor dieser Auslage ins Nachdenken gerät, etwa beim Betrachten von Portraitpostkarten, die am Seitenpfosten des Fensters hängen und etwa Martin Heidegger, Ernst Jünger, Karl Kraus, Arnold Schönberg, Thomas Bernhard zeigen – es sind wohl Hausgötter, – glaubt man mit einem Male ein fernes Summen zu vernehmen, einen unwirklichen, nicht zu ortenden Ton, und je mehr man in ihn hineinlauscht, wird er vielstimmiger mit mancherlei Grundlauten, die in vielfältige Obertöne gebrochen werden, ein Chor von Stimmen, die durcheinanderwispeln, flüstern, jubilieren, dann wieder brummbarig dreinfahren, sogar schreien, wahrlich kein Engelskonzert, sondern eher ein reizbares Palaver abgründiger Freundschaften und Feindschaften.

Und wenn man die Augen schließt, hört man sie ganz nah, schattenhafte, körperlose Gestalten. Martin Heidegger mit Ernst Jünger vor der Todtnauberger Hütte, wie jener über die Berge deutet, zwischen denen sich das Wiesental schlängelt, weit hinten aufgefangen von den Schweizer Alpen, eine Heimat umgreifend.

Und Ernst Jünger antwortet trocken, von dieser Stelle aus genüge ein einziges Maschinengewehr, um die ganze Gegend zu beherrschen. Und was zischeln Karl Kraus und Arnold Schönberg miteinander, die sich so einig waren über die Wahrheit in der Kunst? Eben noch riefen sie gemeinsam auf zur Gründung einer Architekturschule für Adolf Loos, auch James Joyce beteiligte sich daran, doch bei anderer Gelegenheit riß Schönberg die Geduld und er machte sich gegen Karl Kraus, den er so bewunderte und hoch achtete, Luft, indem er mit gleichen Ungechtigkeiten die seinen zu vergelten trachtete.

„Bei aller Freundschaft“, so könnte man die nachdenklichen Mittelstimmen in diesem vielfädigen Stimmengewirr nennen, die ein breiter Strom von farbigem Rauschen umschwirrt, Thomas Bernhards nach allen Richtungen wütend herausgestoßene Monologe eingeschlossen.

Hier, in dieser Buchhandlung vernimmt man noch Schall und Echo der Bücher und man ahnt in der Dunkelheit der Nacht ein unendliches Geflecht von Sprache, der ganze dreißigtausendfache Wortschatz der deutschen Sprache zugleich und in milliardenfachen Sprachzusammenhängen verwoben, die jeder Autor, und, wofern er sie benötigt, seine Übersetzer ins Deutsche gefunden haben für ihre Gedanken, Argumentationen, Bilder, Erzählungen neuer imaginierter Welten.

Man möchte drinnen sein in diesen drei, vier Räumen, wo all die Urheber dessen, was zu sagen ist, Parlament halten. Johann Peter Hebels „Der Samstig het zum Sunntig gseit: Jez hani alli schlofe gleit...“.

Hier gilt es nicht, sie sind in dieser Nacht alle hellwach in ihrem Jahrhundert und Jahrtausende übergreifenden Disput, der nichts mit dem Turmbau zu Babel gemein hat, sondern eine moderne alexandrinische Bibliothek ist, ein großer Gedächtnisspeicher, dessen immense Vernetzung in diesem nächtlichen Stimmenspektrum hörbar wird.

Sie reden miteinander, übereinander, gegeneinander, und es sind nicht nur jene Bücher, die das gnädige Gespür eines Verlegers durch heute erhältliche Ausgaben zusammengeführt hat, sondern von einem hinteren Raum mischen sich auch antiquarische Titel darein. Bücher des wahrlich erhebenden Schicksals, weitergegeben zu werden durch die Zeiten, durchblättert, vielfältig gelesen, abgegriffen, manchmal auch schon beschädigt, und doch nicht achtlos beiseite getan, sondern vermittels eines Antiquars weitergegeben an unbekannte neue Liebhaber: die größtmögliche Wertschätzung, die sie erfahren können.

Ihre Stimmen sind voll freudiger Erregung, denn Bücher wandern lieber, als daß sie nur in Magazinen der Bibliotheken ihr Dasein fristen. Sie lieben Geselligkeit, wollen immer wieder in die Hand genommen, gelesen, in anderer Zusammenstellung eingeordnet werden. Sie sind lebendiger Geist und durchaus nicht ein beliebiger, industriell hergestellter Gegenstand. Sie reden zu dem, der zu hören versteht, und was wie eine öde Bleiwüste aussieht, sind millionenfache Organismen in steter Bewegung, ein Buchstabengewimmel, das sich immer wieder zu unerhörten Worten, Bildern, Kombinationen formt. Bücher haben eine Aura, einen Schein von innen, der sich noch dem mitteilt, der sich kaum Gedanken darüber macht.

Niemand wirft so leicht ein ausgelesenes Buch in den Mülleimer wie einen abgenagten Apfelbutzen. Ein noch so unansehnlich gewordenes Buch von einigermaßen bedeutungsvollem Inhalt hebt man auf, notfalls stapelt man es auf dem Dachboden, es könnte sich ja noch ein Liebhaber finden. Die Aura des Buches schafft Skrupel (möglicherweise eine Vorstufe von Moral).

Als 1933 Bücher verbrannt wurden, war dies nicht einfach die Vernichtung von einigen tausend Bänden im Wert zwischen zehn und zwanzig Mark, wie man Lebensmittel vernichtet, die ihr bürokratisch verordnetes Haltbarkeitsdatum erreicht haben. Sondern es war vor allem ein symbolischer Akt zur Auslöschung der Inhalte dieser Bücher, und das wurde von jedermann auch so verstanden. Es war nicht Banausentum, sondern Barbarei, nicht Verbannung, sondern Vernichtungswille und gehört in

unseren Wertvorstellungen zu den schlimmsten Verbrechen.

Aber es ist noch nie in der Geschichte gelungen, bedeutungsschwere Bücher völlig auszu-rotten. Fast alles hat überlebt, und sei es nur in einigen wenigen Exemplaren, die zu besseren Zeiten wieder aufgetaucht sind. Wieder gelesen, erwachen sie zu neuem Leben, mischen sich ein, beteiligen sich am immerwährenden Gespräch, Disput, Gezänk der Bücher, aus denen neue Gedanken, Bücher, Kunstgebilde hervorgehen.

Die Rede ist hier von allem, was der Geistesgeschichte zugehörig ist, Belletristik, Philosophie, Essayistik, Geschichte im weitesten Sinne. Es gibt zwar die landläufige Vorstellung vom einsamen Dichter und Denker, der sein weißes Blatt beschreibt:

Man stellt sich die Schreibtätigkeit der Autoren immer als ein einsames Geschäft vor. Aber es ist nicht so. Jedes Buch, ja jedes kleinste Gedicht, ist in Auseinandersetzung mit vielen anderen Büchern entstanden, bewußt und halbbewußt, reagiert auf Leseerfahrungen und fremde Gedanken und ist nichts anderes als ein Einmischen in dieses vielstimmige Gesumme einer Bibliothek.

Und der Buchhändler ist das letzte Glied, einen Autor einzufädeln in dieses Gedächtnis-labyrinth, das zugleich die Produktionsstätte neuer Gedanken ist. In einer umfassenden Bibliothek ist auch der größte Teil künftiger Ideen bereits enthalten.

Aber ebensowenig wie der Autor eines Textes ist der Leser bei seiner Tätigkeit allein; denn so sehr er ungestört mit nichts als seinem Buch in der Hand bleiben will, so trifft das Gelesene doch sofort nicht nur auf seine Spracherfahrung, sondern ordnet sich ein in früher Gelesenes, in Wissen, Erlebnis, Erfahrung und Vergleich; und selbst ein Gedanke, der ihm neu und originell vorkommt, ist in diesem individuellen Netz seines Gedächtnisses bereits geprüft und verglichen und kann erst dann als neuartig empfunden werden.

Auf seine Weise wird auch der Leser sogleich in den unendlich breiten Mahlstrom des Geistes gezogen, der alles mit sich reißt, dem kein Gedanke entgeht. Man sucht sich hier und dort einen Halt in dem Treibgut und wird doch weitergeschwemmt. Die Geschichte hört

nicht auf, ihr Flußbett wird nur immer breiter. Man kann nur weiterdenken, verbessern, verwerfen, Baustein auf Baustein fügen, aber nichts kann zurückgenommen, ausgelöscht, „ungedacht“ gemacht werden, – höchstens für einige Zeit vergessen.

Über all solchen Gedanken, die sich immer weiter verstiegen und selbst in das unhörbare Getöse aus Flüstern, Murmeln, Raunen, Wispern dieser Bücher mischten und mitzureden suchten, hatte ich nicht bemerkt, daß die nächste Straßenbahn, obschon leise auf den Schienen kreischend, vorbeifuhr und bereits an Oberlinden hielt, wo noch einige Fahrgäste zustiegen. Ich rannte los, denn oftmals hält ein Fahrgast die Türe offen, so daß die Bahn nicht abfahren kann. Doch anscheinend hatte mich niemand in der wenig erleuchteten Straße bemerkt, und ich blieb allein zurück. Alles war jetzt nachtstill, während ich enttäuscht die Schienen entlang trottete.

Die Abendwinde wehen, ich muß nach Hause gehen, – aber in die vorigen Überlegungen fand ich nicht zurück.

„Zum Wetzstein“ – ein schöner Name für eine Buchhandlung, wenn sie sich nicht nur als ein Kaufhaus versteht, wo das angeboten wird, was schnell unter die Leute zu bringen ist, sondern als Ort, wo Bücher und Leser sich gegenseitig anregen und die Abenteuer des Geistes eingefädelt, wo Gedanken geschärft werden.

Der Name „Zum Wetzstein“ gehört zum Haus seit dem 15. Jahrhundert. Doch schon seit bald achtzig Jahren ist hier immer auch eine Buchhandlung gewesen, immer auch mit angeschlossenem Antiquariat. Früher, bis in die Fünfziger Jahre, gab es in der Salzstraße und am Schwabentor mehrere Buchhandlungen, aber je größer die Stadt wird, um so weniger werden es, eigentlich unbegreiflich für eine expandierende Universitätstadt.

Vor allem sind die alten Traditionen, im Gegensatz etwa zu Tübingen, verloren gegangen: die Wagnersche Buchhandlung (seit 1749), Albert (vormals Troemer und Harms), Herder, auch Ruckmich als Musikalienhändler (seit 1827) sind an Ängstlichkeit, mangelndem Unternehmergeist und fehlendem Traditionsbewußtsein beim Übergang auf Nachfolger zugrundegegangen.

Und die Sortimenten der alten Art mit voller Kundenbetreuung und umfassender Beratung scheinen auszusterben (von ihnen gibt es nur noch vier oder fünf).

Statt dessen entstehen große Häuser im Kaufhausstil, die alles führen, was mit sogenannten Printmedien zu tun hat und schnellen Umsatz verspricht; darüber hinaus Software, ein wenig Kunstgewerbe, CDs und sogar T-Shirts. Sie verlieren ihren Mittelpunkt und orientieren sich mehr und mehr an der modernen Spaßgesellschaft.

Ein profiliertes und anspruchsvolles Lager wertvoller Literatur darf man hier ebenso wenig erwarten wie kompetentes Personal, und dementsprechend ist die Kundenbindung gering.

Belletristik und Geistesgeschichte, traditionelle Zentren des Buchhandels, spielen hier die geringste Rolle, und Fachbücher nur insoweit, wie das Unisemester sie gerade fragt. Ratgeber, Esoterik, eher anspruchslose Unterhaltung, schnell umsetzbare Taschenbücher, sind sicherer kalkulierbar, für Lyrik ist kaum noch ein kleines verstecktes Regal übrig im vierstöckigen Kaufhaus. Essayistik ist geduldet wie ein Mauerblümchen, das wie Unkraut behandelt wird, wenn es nicht ansehnlich blüht.

Und doch ist dies kein Anlaß für kulturpessimistische Trauergesänge. Jede Veränderung bedeutet den Verlust von Vertrautem.

Entzieht man sich diesem vermeintlich abwärts gerichteten Sog und sieht in die nächste Ferne, zeigen sich ganz andere Bilder.

In zwanzig Jahren wird man deutlicher als heute die Nutzung von Texten und den Umgang mit Büchern unterscheiden.

Der Gebrauch von Texten, Fachbüchern, Aufsätzen wird sehr viel einfacher sein. Fachbücher bekommt man „print by demand“.

Übers Internet bestellt, kommt innerhalb weniger Tage ein eigens von einer Herstellungsdiskette in automatisiertem Produktionsverfahren gedrucktes und gebundenes Exemplar ins Haus.

Ein Lagervorrat wäre selbst beim Verlag zu teuer. Ähnliches gilt für Zeitschriften, aus denen man sich zu Hause ausdrucken lassen kann, was einen interessiert.

Klassische Literatur, Gesamtausgaben werden zum Beispiel auf wenigen Disketten ver-

füßbar sein, nachschlage- und zitierfähig. Lexika werden ohnehin nicht mehr kiloschwer im Regal stehen.

All dies wird in den unterschiedlichsten Fachbereichen in stets aktualisierter Form jederzeit über neue Kommunikationsmedien verfügbar sein. Weltweit.

Die heutigen Bücherkaufhäuser werden dann eine Mischung aus Informations- und Kommunikationstreffpunkten sein mit Shopping, Gastronomie und Geschenkboutiquen, ihre heutige Größe wird freilich ökonomisch nicht haltbar sein; es sei denn, sie nähmen in ihr Angebot all das auf, was zum Unterhaltungs- und Freizeitsektor gehört, einschließlich der Organisation von Sportmöglichkeiten, Reisen etc. Bücher spielen in solchen Einrichtungen nur noch eine völlig untergeordnete Rolle.

Ohnehin werden viele Buchabteilungen sich in jenen Servicezusammenhängen wiederfinden, wohin sie sachlich gehören: Kochbücher ins Feinkostgeschäft, Reiseführer ins Reisebüro, Kinderbücher ins Kinderkaufhaus, Kunstbücher in den Museumsshop, etc. Vielleicht wird man in solchen Informationszentren jeden Text, den man benötigt, auch gleich ausdrucken, gestalten, binden lassen können; das gilt dann übrigens auch für alle jemals gedruckten Musikalien, deren Beschaffung einen heute noch zur Verzweiflung bringen kann.

Alles Wissen ist gespeichert und braucht nur noch abgerufen zu werden. Und was für Texte gilt, wird in gleicher Weise auch für den gesamten audiovisuellen Bereich gelten: Schließlich ist jedes Musikstück, jeder Kino- oder Fernsehfilm digitalisiert speicherbar und steht jederzeit zur Verfügung bei geringen Kosten und automatisierter Honorarverteilung.

Diese Entwicklung hat längst begonnen und breitet sich sprunghaft aus.

Und obwohl man die soziologischen und kulturellen Folgen noch nicht überblicken kann, läßt sich der demokratische Effekt nicht verleugnen: Der Zugang zu dieser virtuellen Weltbibliothek, diesem unermeßlichen Speicher von Gelehrsamkeit und Kunst, ja überhaupt menschlichem Handeln, ist weder an besondere ökonomische Voraussetzungen gebunden, noch an Privilegien der Vorbildung oder Herkunft. Nationale Grenzen gibt es ohnehin nicht dabei und die technischen Vor-

aussetzungen haben bald die Selbstverständlichkeit eines Küchengerätes. Vorstellbar, daß das Betreten dieser Bibliothek, diese Eroberung des inneren Weltraumes größere Auswirkungen hat, als die Eroberung des äußeren Weltraumes, die mit der Landung auf dem Mond begann.

Es ist Sonntagsfrühe angebrochen.

Einige Tage später komme ich über den Augustinerplatz geschlendert, der in der Sonne des späten Vormittags gleißt.

Rechts auf der Zinne der ehemaligen Stadtmauer ist das Straßencafé gut besucht, weiße Sonnenschirme spenden Schatten. Am Bächle, das den Wall herunterläuft, haben sich einige junge Leute niedergelassen, die Füße im Wasser, vom Spielplatz weht Kindergeschrei herüber.

Wo der schmutzgelbe Block des Augustinermuseums eine schmale Sicht auf die Salzstraße freigibt, fällt der Blick auf ein Paar, das aus den geöffneten Fenstern des ersten Obergeschosses herunterschaut. Sie sitzen dort tag-ein, tagaus, ein bißchen altmodisch angezogen, den Kopf behütet, und rühren sich nicht. Erst wenn man lange hingesehen hat, entdeckt man, daß es Puppen sind, lebensgroß, immer wieder von neuem kostümiert, freundliche ältere Menschen, sie haben nichts Böses an sich. Fast möchte man hinaufgrüßen. Auch dies sind Hausgötter des „Hauses zum Wetzstein“.

Badische Landsleute möchte man in ihnen erkennen, verwurzelt und weltoffen, bedächtig und ohne nervösen modischen Chic, aber durchaus nicht schäbig oder nachlässig. Sie haben die Würde heiterer Gelassenheit und nehmen an dem oft auch lärmenden Treiben auf dem Platz von Ferne wohlwollend teil.

Die Markisen der Buchhandlung sind heruntergelassen, um die Auslage vor dem grellen Sonnenlicht zu schützen. Ich schaue mich im Laden um und will herausfinden, was diese Buchhandlung von ihren Konkurrenten unterscheidet.

Man hört von irgendwoher Musik, keine Evergreens, keine „Musik“, wie man sie zur käuferanimierenden Berieselung aus Kaufhäusern kennt, von Flughäfen, Arztpraxen, Firmen-Entrées, sondern eine mir unbekannt Barockoper, Belcanto, etwa aus der Zeit des frühen Händel. Eine solche Musik braucht Stille, sie

eignet sich nicht anzuschreien gegen nervöse Laufkundschaft.

Aber es sind nur wenige Kunden im Laden, gedämpfte Stimmen. In der Oper der Barockzeit ging es lauter zu, wurde in den Logen Karten gespielt, gezecht, disputiert. Ich weiß von anderen Besuchen hier.

Thomas Bader, der die Buchhandlung betreibt, hört diese Musik zu seinem eigenen Vergnügen, wenn es ruhig zugeht, und er ist davon überzeugt, daß sein Vergnügen auch das seiner Kunden sein muß und sein wird.

Überhaupt stößt man hier immer wieder auf die Übereinstimmung mit den Kunden. Nach vielen Besuchen möchte ich annehmen, daß mindestens ein Drittel von ihnen Herrn Bader persönlich bekannt ist und von ihm mit ihrem Namen begrüßt wird.

Obwohl es hier fünf weitere Angestellte gibt, die seit vielen Jahren hier tätig sind und hohe Kompetenz haben, wollen die meisten Kunden von Herrn Bader bedient werden, mit ihm selbst sprechen, von ihm beraten werden. Darin liegt Anerkennung für den prägenden Stil, den er verbreitet. Die anderen mögen ihren gehörigen Anteil daran haben, vieles mitreden und -raten, aber Herr Bader setzt die entscheidenden Akzente: Er sucht die Musik aus; durch seine Vorlieben wird die Graphik bestimmt, die hier ausgestellt wird; er gestaltet die Auslagen; er leiht seine Schrift dem Rilke-Gedicht im Fenster; er setzt die Schwerpunkte des Angebots. Seine Persönlichkeit ist in das gesamte Erscheinungsbild eingeschrieben, ein Mann von entschiedenem Gestaltungswillen und eigenem Geschmack.

Buchhandlungen haben oft ein eigenes, unverwechselbares Flair, aber selten ist es so ausgeprägt wie hier. Die Kunden, die sich hier wohlfühlen, gehören zum gehobenen, gebildeten Bürgertum, Akademiker zumeist, haben spezielle Interessen, wissen zu schätzen, können sich aber auch etwas leisten, Studenten werden es wohl nur selten sein. Man kennt sich auch untereinander, pflegt vielleicht einen ähnlichen Stil. Die Schwerpunkte dessen, was hier angeboten wird, charakterisieren Herrn Bader ebenso wie seine Kunden.

Natürlich gibt es das Programm interessanter Neuerscheinungen der Literatur; es liegt auf dem großen Tisch zum Durchblättern bereit

und gleich in mehreren Exemplaren. Aber nicht in der Fülle, die man anderswo gewohnt ist. Romane „unter einem gewissen Niveau“ werden hier nicht ausgelegt – ich frage mich immer, wie diese Geschmacksgrenzen gezogen werden, da doch niemand all das vorher gelesen und geprüft haben kann, aber es ist doch eine genaue Abgrenzung.

Vielleicht ist es die Ablehnung dieser schreienden Umschläge mit Zitaten aus Kinofilmen oder drastisch-groben Szenen, mit denen auf den Inhalt aufmerksam gemacht werden soll; selbst bekannte große Verlage scheuen vor solchen kreischenden Anpreisungsgesten nicht mehr zurück.

Hier haben solche Bücher kaum eine Chance, Irrtümer eingeschlossen, – ich glaube, dagegen sträubt sich das ästhetische Gefühl des Buchhändlers, und mit Recht. Eine Aufzählung der Kerngebiete mag dies verdeutlichen:

Gesamtausgaben (auch in Leder gebunden), Lyrik, Pressendrucke, handsignierte Ausgaben moderner Literatur, Philosophie, Judaica, Kunst und Kunsttheorie, Musik, Architektur. Solche Schwerpunkte müssen sich gegen die Fülle der Neuerscheinungen (Über 70 000 im Jahr) behaupten, von denen man hier natürlich kein vollständiges Lager erwarten darf.

Auch hier spürt man die persönlich auswählende Hand.

Herr Bader erklärt freimütig, daß er seine eigene Neugier spielen läßt, Anregungen und Empfehlungen aufnimmt, persönliche Vorlieben pflegt und nicht nur der Aktualität folgt, sondern auch dem „Wünschenswerten“ Raum gibt.

Er läßt sich auch von Rezensionen anregen und liest deshalb die Neue Zürcher Zeitung, die Frankfurter Allgemeine, die Süddeutsche und die Badische Zeitung auch nach ausgefallenen Hinweisen.

Wagenbachs SALTO-Reihe, die Marbacher Magazine und Kataloge und andere eher selten anzutreffende Reihen hält er komplett vorrätig. Insofern ist sein Lager auch so etwas wie eine öffentliche Privatbibliothek, die anregen soll und einer eigenen Aktualität folgt, aber gewiß nicht den Trendlisten des Marktes, den Bestseller-Verzeichnissen und lautstarken „must“ Ankündigungen der Verleger.

Hier sind die Bücher noch im Dialog miteinander, müssen nicht als hohe Stapel mit den Ellbogen gegeneinander kämpfen, geht es nicht um den Wettbewerb der Umsatzzahlen einzelner Titel, sondern um einen ideellen Zusammenhang, wobei sich Kleinstverlage noch durch die Qualität ihrer Produkte behaupten können.

Vor allem aber geht es nicht nur um das Bereitstellen von Texten, sondern um das Buch als ästhetisches Gebilde, um das ganz altmodische Lesen, um die Qualität des Papiers, ein ansprechendes Druckbild, um den Einband, den man in der Hand fühlt, um den inneren Zusammenhang zwischen Inhalt und äußerer Gestaltung.

Es geht um Bücher, deren äußere Form immer wieder dazu verlockt, sie aus dem Regal zu nehmen und in ihnen zu blättern, es geht um Bücher von bleibendem Wert, die ihre Aktualität nicht bereits im nächsten Herbst verloren haben.

Und hier ergänzt sich die Buchhandlung zu ihrem Antiquariatsangebot, das hinten etwas versteckt in einem Extraraum untergebracht ist.

Titel des „modernen“ Antiquariats, den allzu eilig aussortierten Ramsch, die billigen Sonderausgaben wird man hier vergebens suchen, hier stehen keine zerfledderten Anthologien. Es sind gut erhaltene Einzelstücke, Erstausgaben, schöne alte Gesamtausgaben, kulturgeschichtlich interessante Werke, illustrierte Bücher, auch mit alten Kupferstichen – aber nichts für Schnäppchenjäger; Krabbeltische wird man hier ohnehin nicht finden, manches steht hinter Glas.

Ein Ort zum stillen Schmökern; übrigens darf man auch rauchen, obschon es selten einer tut. Auf Laufkundschaft, die mal eben im eiligen Vorbeigehen ein Buch aufschlägt, wie man Stoffe anfaßt, von den Kleidern der bis aufs Trottoir sich ausbreitenden Modeboutiquen, auf fades Halbinteresse ist das alles nicht angelegt.

Wer diesen Laden betritt, ist meistens eingeweiht in Stil und Angebot des Hauses, zu dem noch ein Kunstkabinett gehört. Es stellt sich am besten selber vor (aus einem Kundenbrief, der wöchentlich neu herausgegeben wird):

„Im 1. Obergeschoß im Haus zum Wetzstein ist das Gelbe Kunstkabinett der Buchhandlung



„Auf eigentümliche Weise altmodisch“

zum Wetzstein. Empfinden viele unserer Besucher die Buchhandlung als einen Ort der Ruhe und beschaulichen Bücherauswählens, so ist dieser Raum gut geeignet, die Betriebsamkeit der kleinen Großstadt Freiburg zu vergessen und zu verweilen, sitzen, schlendern, Bilder zu sehen und sich vielleicht einen Sherry einzuschenken (à discretion, bitte). Wir führen Sie nach oben und lassen Sie gern allein mit Bildern von Karl Bohrmann, Künstlerbüchern und Arbeiten von Jürgen Brodwolf. In den Räumen der Buchhandlung haben wir Prägedrucke von Günter Uecker ausgestellt, reizvolle Arbeiten aus den Jahren 1980 bis 1997.“

Es ist ein eigenwilliges Konzept, das diese Buchhandlung verfolgt, schon darin, daß nicht alles von der Kontrolle durch die Umsatzzahlen bestimmt wird. Andererseits scheint es dennoch aufzugehen.

Das Geheimnis besteht in der einzigartigen Kundenbindung und einem Service, der von den neuesten technischen Mitteln unterstützt wird. (Der Antiquariatsbestand ist zum Beispiel auch vollständig im Internet abrufbar und jeder Titel kann mit der großen Datenbank der deutschen Antiquare auch schnell gesucht werden.)

In der Buchhandlung ist Herr Bader ohnehin ein Mann, der auf alles eine Antwort weiß, zuvorkommend und hilfsbereit. Er kann aber auch abweisend sein, wenn Fremde ihn nach Gebieten fragen, die seine Buchhandlung nicht führt; vor allem Taschenbücher sucht man mit verschwindenden Ausnahmen hier vergeblich. Vertrauten Kunden bestellt er sie selbstverständlich, aber über den Stil der Buchhandlung läßt er keinen Irrtum aufkommen.

So reguliert sich seine Kundschaft von selbst und sorgt für das nötige Vertrauensverhältnis etwa zum Betreten des „Gelben Kunstkabinetts.“ Ganz von allein finden sich dort nur wirklich Interessierte ein.

Seine Kunden bilden so etwas wie einen vertrauten Kreis, und gelegentlich werden für sie

auch Konzerte im Kabinett veranstaltet, bei freiem Eintritt und nur gegen Voranmeldung, über deren Programm man nur über den Kundenbrief oder den Buchhändler erfährt. Das sind exklusive Ereignisse, und bei ihnen wird vor allem, dank freundschaftlicher Beziehungen zum „ensemble recherche“, Neue Musik vorgestellt; auch dies entspricht den persönlichen Vorlieben Herrn Baders. Aber diese Konzerte sind fast immer auch bis auf den letzten Platz besetzt.

Diese Buchhandlung, auf eigentümliche Weise altmodisch und auf einen speziellen Kreis von Kunden zugeschnitten, gehört mit der eher auf die Bedürfnisse der Universität orientierten „Buchhandlung Walthari“ und der „Buchhandlung Jos Fritz“, die ein politisch und sozial engagiertes Publikum an sich bindet, zu den drei Geschäften in Freiburg, die erkennbar bessere Chancen haben im Buchmarkt der Zukunft, als die großen Kaufhäuser, die zu vielen zu wenig zu bieten haben.

Was ich diesmal nach langem Stöbern mitgenommen habe? Ein Bild- und Textheft über Marie Luise Kaschnitz in Bollschweil, unter dem Titel „Seht meine Flurkarte, meine eingeborene Landschaft“ als gemeinsame Produktion der Schiller-Gesellschaft Marbach und der „Buchhandlung zum Wetzstein“ in zweiter Auflage erschienen.

Die Sonne steht im Zenit, es ist Mittag, nur leichter Dunst über der Stadt, oben ein stahlblauer Himmel.

Anschrift des Autors:
Volkmar Braunbehrens
Dreikönigstraße 12
79102 Freiburg

Vom Markgräfler – ins Morgenland

Anmerkungen zu dem Orientalisten und Übersetzer Gustav Weil.

„Ich bin geboren am 25. April 1808, stehe somit im 82. Lebensjahr. Einen Geburtsschein besitze ich nicht, es dürfte mir überhaupt kaum möglich sein, einen solchen zu beschaffen.“

Diese Zeilen richtet ein alter, von schweren Asthmaanfällen gepeinigter Mann wenige Wochen vor seinem Tod an die Heidelberger Universitätskasse. Am Ende eines Wissenschaftlerlebens stehen Fragen der Pensionsbezüge.

Weil schreibt diese Zeilen nieder am 17. Juni 1889 im Haus des Badenweilener Bürgermeisters, in der „Villa Hedwig“, in die er sich zurückgezogen hat.

Wer war Gustav Weil, dessen knappe Lebensdaten ein schwarzer Marmor-Obelisk auf dem Israelitischen Friedhof in Freiburg preisgibt, und dessen Name ab 1926 ein Straßenschild in seinem Geburtsort Sulzburg schmückte?

„Einer der befähigsten Orientalisten seiner Zeit...“, so stellte ihn die „Allgemeine Deutsche Biographie“ aus dem Jahr 1896 vor, und versäumt nicht, zu betonen, daß sein Weg ... freilich auch später noch rauh genug gewesen sein sollte“.

„Gutes Glück treibe hervor und bringe in die Höhe wie das Kraut eines bewässerten Gartens,“ – so beginnt der Ehekontrakt, den Gottschalk Weil als Vorsteher der Jüdischen Gemeinde Sulzburg und Nesanel Wittersheim aus Metz als Brautvater im Beisein der Braut Babette am 3. November 1807 gemeinsam unterschreiben. Es ist Gottschalk Weils zweite Ehe; aus beiden gehen insgesamt 13 Kinder hervor. Gustav ist das erste Kind mit Babette, die nun Weil heißt, und Gustav wird am 25. April 1808 in Sulzburg geboren. In einem

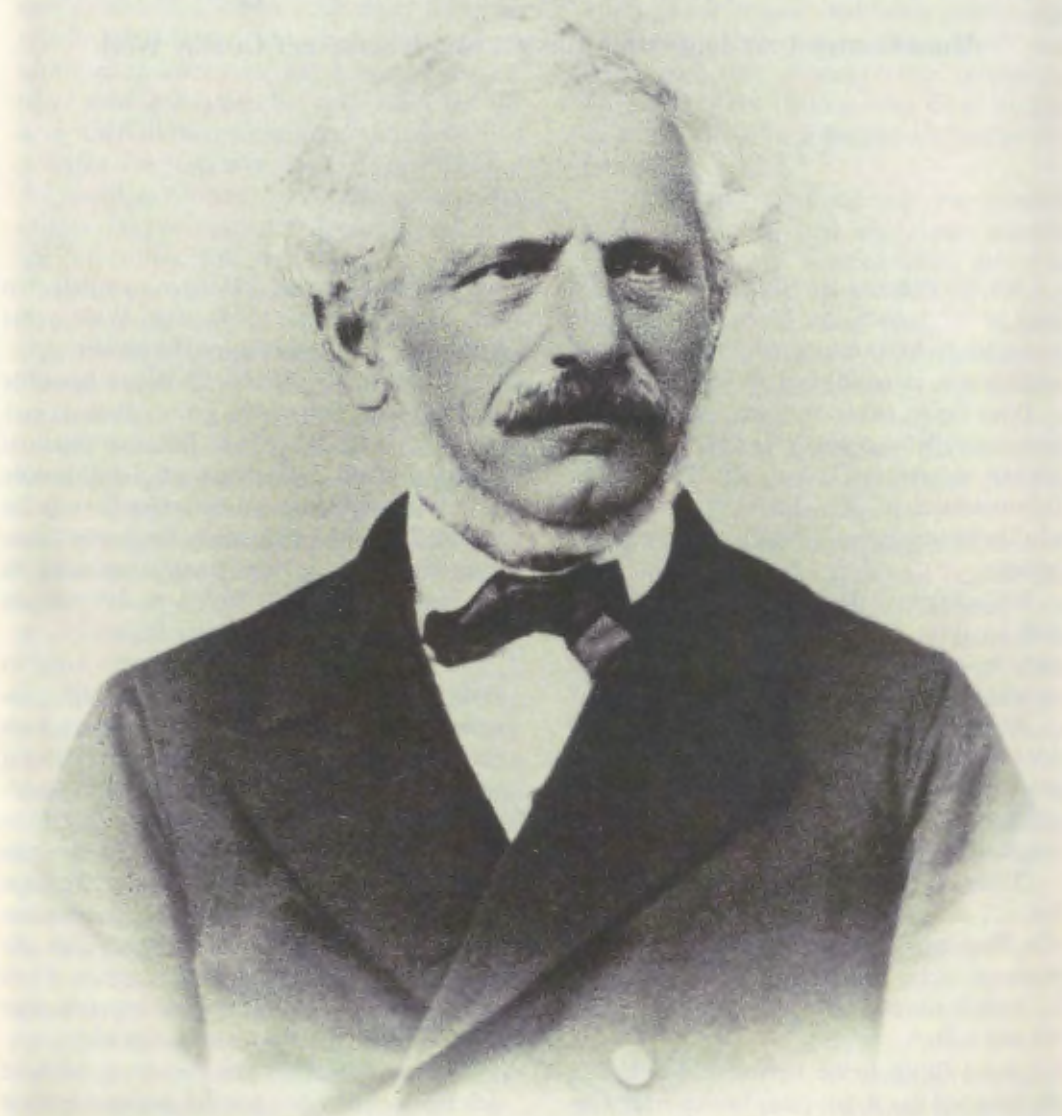
zur Promotion in Tübingen vorgelegten Lebenslauf beschreibt Gustav Weil seine Jugendzeit in Sulzburg folgendermaßen:

„Bis zu Ende meines 12. Jahres besuchte ich die dortige Ortsschule, genoss aber, da meine Eltern mich zu einem höheren Studium bestimmt haben, außerdem noch den Privatunterricht des dortigen Stadtpfarrers Gerwig. Im Jahr 1820 nahm mich mein Großvater, Konsistorialrabbiner in Metz, zu sich, um mich, da ich Theologie studieren sollte, in den nötigen Vorkenntnissen selbst zu unterrichten“.

Im Alter von 13 Jahren besucht der Junge in Metz das dortige Lyceum. Sprachbegabt, wissensdurstig, zieht es ihn von 1826 an zum Studium nach Mannheim, zwei Jahre darauf nach Heidelberg. Im Jahr 1829 gibt der Heidelberger Hochschullehrer und Historiker Friedrich Christoph Schlosser folgendes Zeugnis über den jungen Weil ab: „Daß Herr Weil aus Sulzburg meine Vorlesungen über neuere Literatur und Kulturgeschichte und über die neueste Geschichte mit dem größten Fleiß durchaus regelmäßig im Wintersemester 1828/29 besucht habe, bescheinige ich“.

In den Ortsakten von Sulzburg befindet sich zur gleichen Zeit nur der denkbar knappe Hinweis auf den jungen Mann: „Gustav, volljährig, aber abwesend“.

Aus der Rückschau, als 28-jähriger Doktorand schreibt Weil über diese Zeit: „Da ich schon in der ersten Zeit neben dem Studium der Theologie mich mit vielem Eifer den philologischen Studien hingab, gelangte ich bald zur Überzeugung, daß nur in diesen der mir innewohnende Drang nach Wissenschaft seine entsprechende Befriedigung finden könnte...“



Gustav Weil (1808–1889)

Ich gab mich . . . mit besonderer Vorliebe . . . (dem Studium der) Orientalischen Sprachen hin. Bald aber erkannte ich, daß um eine höhere Weihe zu empfangen, ich meinen damaligen Aufenthaltsort verlassen mußte“.

Er, der aus der Obhut zweier traditionsreicher jüdischen Familien eigentlich über das Studium der Theologie und über Thalmudische Studien hätte Rabbiner in Metz oder im Badischen werden sollen, verläßt den heimischen Raum und wagt den Sprung ein Jahr, bevor Heinrich Heine nach Paris übersiedelt, an die dortige Universität. In Paris studiert er mit „beharrlichem Fleiß“, wie er selbst findet, arabisch bei den Gelehrten de Sacy und Perron.

Ein Semester verweilt er, dann treibt es ihn weiter. Auf der Suche nach etwas, was er – in amtlichen Lebensläufen zumindest – nur ansatzweise andeutet. „Um in unmittelbarer Anschauung den Geist des orientalischen kennenzulernen und zu ergründen“, (so steht es in seinem Lebenslauf) macht er sich im Schlepptau der französischen Expeditionsarmee zu einer Reise nach Algier auf. Was er sieht, schreibt er nieder, und er schreibt es in Cottas Magazin, in den „Morgenblättern für die gebildeten Stände“, in denen auch Börne und Heine als regelmäßige Korrespondenten veröffentlichen. „Ich sah die schmutzigen arabischen Kaffeehäuser oder Barbierstuben, wo man nichts als einen schwarzen Kaffee ohne Zucker haben kann, die großen Badhäuser, von denen ich mir so viel Vergnügen versprach, so unreinlich gehalten . . . Da ich von Seiten meines Vermögens am wenigsten glänzte, konnte ich in wenigen Gesellschaften Eingang finden.“

Über Alexandria reist er nach Kairo. Während er dort als Lehrer für Französisch an einer medizinischen Schule arbeitet, erlernt er die türkische, die arabische und die persische Sprache. Ebenso bemächtigt er sich der Syrischen mit der ihm eigenen Ausdauer. Selbst der Pest will er nicht weichen: „So unerschrocken ich sonst bin, so verliere ich doch allen Mut, wenn ich daran denke, daß vielleicht, während ich Ihnen hier schreibe, der Todesstoff in mir gährt, und ich dann, von aller Welt verlassen, eines so hässlichen Todes sterben muß. Ich werde aber dennoch meinem einmal gefaßten

Schluß, einige Monate wenigstens meiner ferneren Ausbildung in den orientalischen Sprachen wegen, hier zuzubringen treu bleiben, wenn das Übel nicht gar zu sehr überhand nimmt, d. h. wenn nicht täglich 300–400 Menschen verschwinden“.

Es ist Herbst 1832. Gustav Weil aus Sulzburg bricht seinen ersten Aufenthalt im Orient ab, begibt sich auf die Heimreise. Daheim in Sulzburg: Der Vater ist gestorben, mit Verleger Cotta in Stuttgart müssen weitere Verhandlungen wegen zusätzlicher Korrespondentenberichte und Honorare stattfinden. Anfang 1833: Weil erhält einen Zuschuß der badischen Regierung für die geplante zweite Orientreise, die Gespräche mit Cotta sind ebenfalls günstig verlaufen. Er bricht erneut auf. In der Nähe Kairos arbeitet er als Lehrer und Übersetzer. Leben und Sprache saugt er begierig auf. Mit welt offenem Blick und nicht ohne Ironie setzt er seine Berichte an das deutsche Lesepublikum fort. So beschreibt er den Tag der Kanaleröffnung, der jedes Jahr begangen wird, und der die Bewohner Kairos auf den Beinen sieht, als einen „Tag der Fantasia“:

„Ihr wohltätiger Leichtsinn läßt sie (die Ägypter) die Vergangenheit vergessen, wirft einen Schleier über ihre Zukunft und die Gegenwart, die ist ja so schön. Es ist ein Festtag, an dem man keine Männer aufgreift, um sie mit einer Kette am Halse einem Regimente zuzuschicken, keine Kinder, um sie in den Fabriken oder an öffentlichen Gebäuden zu beschäftigen, keine Frauen, um sie einzuschiffen, und entweder an männerleeren Dörfern das Feld zu bearbeiten lassen, oder nach dem menschenarmen Sennar zu versenden.“

Weil, ein europäischer Jude, der sich wie ein Orientale kleidet, und mit dem Blick des Volkskundlers seine Umgebung betrachtet, reflektiert die Tradition seiner Erziehung und seines Glaubens: „Der Mann verbietet der Frau nur, sich jemandem zu zeigen. Es soll niemand außer ihm selbst mittels der Augen sich an seiner Frau ergötzen. Sie aber darf alle Männer angaffen, sie mag auch andere schöner finden als ihren Mann, was liegt an ihren Wünschen und Gefühlen? Ich besitze sie, denkt er, sie ist mein, wie mein Ochs oder mein Esel. Nun war die Melancholie an meiner Reihe, denn während ich hier das traurige Los der Frauen

HIER RUHT
HOFRAT Dr:
GUSTAV WEIL
PROF. D. ORIENTALISCHEN
SPRACHEN AN DER
UNIVERSITÄT HEIDELBERG
GEB. IN SULZBURG
25. APRIL 1808
GEST. IN FREIBURG
29. AUGUST 1889.

Grabstein Gustav Weil auf dem Judischen Friedhof in Freiburg

allein bedauerte, mußte ich bald, als ich hinter mir eine zarte Frauenstimme von einer Gitarre begleitet, eine italienische Arie singen hörte ... die peinliche, unnatürliche Lage der Occidentalen beider Geschlechts um so tiefer fühlen, als ich selbst daran beteiligt bin ...“

Als er den Orient 1836 zum zweiten Mal verläßt, fühlt er sich als kosmopolitischer Wanderer, reif und fähig, seine erworbenen Kenntnisse „im deutschen Vaterlande zu verbreiten“. Er trägt bei sich verschiedene Manuskripte und Vorstudien, die er, nach Baden zurückgekehrt, in der Folge überarbeitet und als Buchdrucke herausgeben läßt. So erfolgt 1836 in Tübingen Weils Promotion ohne mündliche Prüfung mit seinem bereits in Buchform vorliegenden Werk über Zamasharis „Goldene Halsbänder“, welches er neu übersetzt und mit einem soliden Kommentar versehen hat. Die Widmung im Vorsatz gilt dem Badischen Innenminister Winter. Über den weiteren akademischen Werde-

gang von Doktor phil. Gustav Weil lassen wir die „Allgemeine Deutsche Biographie“ erzählen. „... (er) versuchte seine Habilitation in Heidelberg zu erwirken, was ihm nicht ohne Schwierigkeiten gelang. W. hatte nämlich gegen Josef von Hammer (einen der führenden Orientalisten seiner Zeit) eine Übersetzung von Zamasharis ‚Goldene Halsbänder‘ polemisiert, was bei dem hohen Ansehen Hammers die inkompetente Heidelberger Fakultät stutzig gemacht hatte.“

Die tatsächliche Ernennung verdankt Weil denn auch dem besonderen Zuspruch und der Empfehlung seines früheren Lehrers de Sacy aus Paris. 1838 bis 1841 arbeitet Weil an seinem großen Werk, eine aus dem arabischen Urtext übersetzte, philologisch getreue Fassung der arabischen Erzählung von „1001 Nacht“. Mit dieser ersten, vollständigen Übersetzung – die erste seit der französischen Übersetzung durch Antoine Galland im 17. Jahrhun-



Arabische Märchen-Erzählung.

Tausend und eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Zum erstenmal aus dem Urtext vollständig und treu übersetzt

von

Dr. Gustav Weil,

ordentlichem Professor der orientalischen Sprachen an der Kaiserlichen Universität, ordentlichem Mitglied der kaiserl. Akademie zu Wien u. s. w. Ritter des kaiserl. österreichischen St. Stephanus- und des kaiserl. russischen Annenordens.

Dritte vollständig umgearbeitete, mit Anmerkungen und mit einer Einleitung versehene Auflage.

Als zweyter Theil der ersten in diesem Heftchen.

Erster Band.



Stuttgart:

Neumann'sche Verlagsbuchhandlung.

(s. Banden)

1866.

dert – erfüllen sich jedoch nicht seine Erwartungen. Wird doch seine schriftstellerische und übersetzerische Tätigkeit durch den Verleger-Schriftsteller August Lewald be- und überarbeitet und dessen Vorwort, in dem er den Autor Weil als jungen Gelehrten „...voll orientalischen Sinnes und orientalischer Erregbarkeit“ vorstellt, kündigt somit auch die Richtung an, mit der an die Weilsche Übersetzung Hand angelegt werden wird. „Treu und wahr, und doch keusch und verhüllt nach unseren Begriffen... so artig und konventionell, daß keine Dame die Augen senken dürfte...“

Dem Verleger zugesagte Lieferungen des 4-bändigen Werks lassen auf sich warten. Schließlich einigt man sich „gütlich“, denn Gustav Weil ist auf das karge Honorar angewiesen, und sperrt sich nicht. Derart zensiert und um etliche Erfahrungen reicher, bereitet er in rascher Folge seine nächsten Veröffentlichungen vor, mit denen er für die wissenschaftliche Fachwelt Neuland betritt. Darunter fallen seine Mohammed-Biographie, die er dem Großherzog Leopold widmet, eine kritisch-historische Kalifen-Geschichte sowie die historisch-kritische Einleitung in den Koran. Weil, der ab September 1836 als „Kolaborateur“, als Bibliothekar, an der Universität Heidelberg eine staatliche Anstellung hat, richtet im Februar 1843 die Bitte an das Innenministerium, ihm aufgrund seiner vielfältigen Veröffentlichung und seiner Lehrtätigkeit den außerordentlichen Professorrentitel zuzuerkennen. Ein Reigen an gutachterlichen Stellungnahmen hebt an. Hat doch der Umstand, als „Israelit“ an einer deutschen, respektiver einer badischen Hochschule zu gelten, Weils akademische Laufbahn immer wieder gebremst.

Die literarischen Verdienste Dr. Weils werden gebührend anerkannt, wie die Fakultät mitteilt, gegen eine etwaige Ernennung zum Professor hat die Fakultät jedoch das Bedenken, „daß diese gegen die bisherige Observance auf allen deutschen Universitäten sein würde“. Er könne wegen „seines jüdischen Glaubensbekenntnisses gemäß den bestehenden Statuten nicht in die Fakultät einrücken“.

Im August 1845 entscheidet der Großherzog Leopold persönlich – gegen den Entschluß der Fakultät. Weil wird außerordentlicher Professor der Orientalischen Sprachen in Heidel-

berg. Seine Besoldung als Bibliothekar bleibt jedoch noch etliche Zeit bestehen, denn erst am 7. August 1861, ein Jahr vor der Badischen Emanzipationsgesetzgebung, die die „Israeliten“ im Großherzogtum rechtlich zu Bürgern erklärt, wird Weil zum ordentlichen Professor ernannt. Er hat in dieser Zeit weiter geforscht, gelehrt, publiziert, wurde anerkannt durch Kollegen und am Großherzoglichen Hof. Ehrungen und Auszeichnungen stellen sich ein. Er wird Geschworener beim Großherzoglichen Badischen Hofgericht des Unterrheinkreises, Träger von Orden und Verdienstkreuzen. 1884 wird ihm der Titel Hofrat verliehen. Er ist Mitglied in verschiedenen wissenschaftlichen Gesellschaften im In- und Ausland. Zu seinen letzten Arbeiten gehört die Katalogisierung der orientalischen Handschriften, die der Londoner Buchhändler Trübner der Universität Heidelberg geschenkt hat. Am 30. Mai 1889 wird seinem Ruhestandgesuch stattgegeben. Kurz zuvor ist er zum zweiten Mal Witwer geworden. Seine letzten Wochen verbringt er bei Freunden in Badenweiler. Über seine persönlichen Lebensverhältnisse sagen die offiziellen Quellen nichts. Gustav Weil stirbt am 29. August 1889, von schwerem Asthmaleiden gezeichnet, in Freiburg, wo er auf dem gerade 30 Jahre alten israelitischen Friedhof seine letzte Ruhestätte findet.

Ein Grabstein. Ein Straßename. Auch ein Geburtshaus gibt es. Eingebunden in die Häuserzeile der Sulzburger Hauptstraße findet es sich in der Mitte der Stadt. Die Fassade mit Ecklisenen eingefaßt, das Gesims mit jahreszeitlichen Darstellungen reich geschmückt. Rückwärtig grenzt dieses Anwesen an jene Straße, deren Namensgeber zu sein der hier Geborene einmal die Ehre hatte und nun wieder hat seit einer vorausschauenden Entscheidung des Rates der Stadt Sulzburg.

Anschrift des Autors:
Jost Großpietsch
Landesbergbaumuseum
Hauptstraße 56
79295 Sulzburg

Wirtschaftsstandort Südlicher Oberrhein

Es wäre einer Betrachtung wert, wie sich der Wirtschaftsstandort Südlicher Oberrhein im Laufe der Jahrhunderte verändert und entwickelt hat, weil das, was es heute darzustellen gilt, nicht vom Himmel gefallen ist. Wir stoßen sehr schnell darauf, daß der geographische Begriff „Südlicher Oberrhein“ neueren Datums ist – genau seit der Verwaltungsreform 1973 – und ein Gebiet bezeichnet mit der Ortenau und dem Kinzigtal im Norden und dem Breisgau bis zum Feldberg hinauf im Süden. Beide Gebiete haben nur bedingt eine gemeinsame Geschichte, und diese war Stadtgeschichte. Die Gründungsphase Freiburgs im 12. und 13. Jahrhundert war durch den Silberbergbau fulminant, brach aber aus den verschiedensten Gründen, auch der Pest, ab. Eine zweite Blüte sah Freiburg um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, als die Stadt für die Habsburger eine besondere strategische Bedeutung erlangte. Es waren die Jahre, in denen das Münster fertiggestellt wurde, dessen Bau über 100 Jahre brachlag.

Diese Zeit war vielleicht die bisher beste für die Oberrheinregion, da deren Teile im Elsaß, in der Nordwestschweiz und in Deutschland einen einheitlichen Kultur- und Wirtschaftsraum darstellten. Der herrschende Wohlstand zeigt sich heute noch in zahlreichen Gebäuden und Kunstschätzen aus Spätgotik und Renaissance, die damals entstanden sind.

Überspringen wir die Folgezeit, die durch Kriege und andere Einwirkungen nicht glanzvoll war, auch nicht in Freiburg – trotz seiner Qualität als Universitäts- und vorderösterreichischer Hauptstadt. Ruinös wirkten die napoleonischen Kontributionen. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts setzte die Indu-

strialisierung ein, in der Ortenau ebenso wie in Freiburg, das seit den 80er Jahren ein starkes Bevölkerungswachstum erlebte – bis heute um knapp 470%. In der Region als ganzes verdoppelte sich die Bevölkerung innerhalb von nur 100 Jahren.

Die Weichen für die heutige Struktur wurden weitgehend um die Jahrhundertwende gestellt. Man muß sich vor Augen halten, daß die Wirtschaft damals noch weitgehend agrarisch geprägt war mit 20–25% der Beschäftigten. Freiburg setzte damals schon auf den Dienstleistungssektor im Interesse hoher Wohnqualität, die Ortenau auf Industrialisierung. In Lahr dominierte die Konsumgüterindustrie, allen voran die Tabakindustrie.

Die Entwicklung wurde in diesem Jahrhundert mehrfach jäh unterbrochen durch die großen Kriege, Inflation, Wirtschaftskrisen, Zerstörung. In der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts war es wiederum Freiburg, das eine besondere Entwicklung nahm: die Bevölkerungszahl verdoppelte sich. Offenburg überholte Lahr endgültig und mauserte sich zum Oberzentrum.

Heute ist die Region Südlicher Oberrhein hinsichtlich der Bevölkerung die drittgrößte im Land Baden-Württemberg mit einer Bevölkerungszunahme, die mit 13,5% über dem allgemeinen Zuwachs im Land liegt.

Die Wirtschaftsstruktur hat sich in den letzten Jahrzehnten zunehmend verändert: Es kam zu einer Verschiebung der Orientierung vom primären zum sekundären und tertiären Sektor. Zwar sind nach wie vor etwa 40% der Fläche in der Region Südlicher Oberrhein landwirtschaftlich genutzt, es arbeiten jedoch mittlerweile nur noch knapp 1% der Beschäftigten in

der Land- und Forstwirtschaft. Hingegen lag der Anteil der Beschäftigten im sekundären Sektor 1995 bei 35,9%, während der Anteil im tertiären Sektor auf 60,5% angewachsen ist. Der Strukturwandel wird noch deutlicher, wenn man sich vergegenwärtigt, daß 1975 47% der Beschäftigten im tertiären Sektor tätig waren und sich dieser Wert bis 1996 auf 58% erhöht hat.

Zugegebenermaßen sind dies allgemeine Angaben, die die Diversität der Region Südlicher Oberrhein und die regionalen Unterschiede innerhalb dieses Wirtschaftsstandortes nicht im mindesten widerspiegeln. Wo liegen heute die Wirtschaftszentren und wie sieht der Anteil der Beschäftigten in den jeweiligen Sektoren aus?

Grob gesagt lassen sich in der Region Südlicher Oberrhein fünf Wirtschaftszentren identifizieren: Freiburg, Emmendingen, Offenburg, Lahr und Kehl. Die einzelnen Wirtschaftsbran-

chen reichen vom Maschinenbau (Ferromatik Milancron Maschinen GmbH, Landkreis Emmendingen, Hobart GmbH, Meiko GmbH, Ortenaukreis), über Elektrotechnik (Sick AG in Waldkirch), Textilgewerbe (Gütermann & Co KG in Gutach, MEZ AG, Freiburg), der Herstellung von Kunststoffwaren (Peguform, Bötzingen) bis hin zum Druckereigewerbe mit dem Burda-Verlag als größten Arbeitgeber in Offenburg, der eisenschaffenden Industrie (Badische Stahlwerke in Kehl) und der Bauindustrie (Fertighaushersteller Weber-Haus). Außerdem sei hier noch die Feinkeramik (Duravit AG, Hornberg), die Chemische Industrie (Rhône-Poulenc Rhodia, Freiburg) und die Nahrungsmittelindustrie (Gubor, Müllheim) erwähnt.

Die Anteile der Beschäftigten als Indikatoren für die Bedeutung der einzelnen Sektoren in der Region sind nachfolgender Tabelle zu entnehmen.

| Merkmal | Region | Freiburg | Lkr. Breisgau-Hochschwarzwald | Lkr. Emmendingen | Ortenaukreis | Land |
|---------------------------------------|--------|----------|-------------------------------|------------------|--------------|-------|
| Anteil am produzierenden Gewerbe 1980 | 41,5% | 25,8% | 40,6% | 53,3% | 48,5% | 48,6% |
| Anteil am produzierenden Gewerbe 1995 | 35,9% | 20,2% | 38,3% | 45,4% | 42,0% | 40,4% |
| Anteil am Dienstleistungsbereich 1980 | 51,5% | 73,2% | 46,7% | 36,9% | 44,1% | 46,5% |
| Anteil am Dienstleistungsbereich 1995 | 60,5% | 79,2% | 55,5% | 49,15 | 54,1% | 57,0% |

Quelle: Statistisches Landesamt: „Materialien und Berichte: Die Region Südlicher Oberrhein mit Stadtkreis und Landkreisen“, Heft 12, 1998, S. 22

Auffällig ist die unterschiedliche Stärke der einzelnen Sektoren in der Region. So ist im Bereich der Dienstleistungen Freiburg Spitzenreiter mit einem Anteil von fast 80% oder anders ausgedrückt: Drei von vier Beschäftigten arbeiten hier im Dienstleistungsbereich, während es in der immer noch stark industriell

ausgerichteten Ortenau knapp 55% sind - jedoch mit zunehmender Tendenz. Nach wie vor deutlich zu erkennen ist die Bedeutung des produzierenden Gewerbes im Landkreis Emmendingen und im Ortenaukreis, wo die Anteil weit über dem landesweit ermittelten Werten liegen.

Betrachtet man die einzelnen Sektoren genauer, so ergeben sich interessante Entwicklungen und Fakten:

Obwohl die Bedeutung der Land- und Forstwirtschaft in den vergangenen Jahren drastisch zurückgegangen ist, liegen noch über 40% des gesamten Reblandes von Baden-Württemberg in der Region Südlicher Oberrhein. Gleichzeitig ist der Südliche Oberrhein die einzige Anbaufläche in Baden-Württemberg für die Gutedelrebe. Auch beim Spargelanbau gilt, daß mehr als 35% aller Felder in der Region liegen. Dies bedingt allerdings auch eine hohe Personalintensität in diesen Bereichen, die im Vergleich zum Landesdurchschnitt um 55% höher liegt.

Der sekundäre Sektor, das verarbeitende Gewerbe, hat sich trotz der Strukturveränderungen innerhalb der Region größtenteils weit aus besser entwickelt als auf Landesebene. So ist die Zunahme der Anzahl der Betriebe im Maschinenbau in der Region Südlicher Oberrhein innerhalb von 14 Jahren dreimal so hoch wie die Zunahme in Gesamt-Baden-Württemberg. Der Umsatz hat sich im gleichen Zeitraum um fast 160% erhöht, während im Landesdurchschnitt nur eine Zunahme von etwas mehr als 70% ermittelt wurde. Ähnliche Beobachtungen können auch bei der Elektrotechnik und bei der Chemischen Industrie gemacht werden.

| Wirtschaftsgruppe | Kenndaten | 1980 | 1994 | Veränderung | | |
|---------------------------------|-------------------|---------|--------|---------------|---------|---------|
| | | | | In der Region | | Im Land |
| | | absolut | | | % | |
| Maschinenbau | Betriebe | 75 | 111 | + 36 | + 48 | + 14,6 |
| | Beschäftigte | 11 046 | 15 070 | + 4 024 | + 36,4 | - 6,7 |
| | Umsatz in Mio. DM | 1 166 | 3 002 | + 1 836 | + 157,5 | + 73,0 |
| Elektrotechnik | Betriebe | 67 | 77 | + 10 | + 14,9 | + 22,7 |
| | Beschäftigte | 12 890 | 12 937 | + 47 | + 0,4 | - 8,0 |
| | Umsatz in Mio. DM | 1 262 | 2 759 | + 1 497 | + 118,7 | + 75,9 |
| Herstellung von Kunststoffwaren | Betriebe | 47 | 57 | + 10 | + 21,3 | + 28,7 |
| | Beschäftigte | 6 029 | 8 203 | + 2 174 | + 36,1 | + 38,1 |
| | Umsatz in Mio. DM | 597 | 1 420 | + 823 | + 137,9 | + 162,1 |
| Chemische Industrie | Betriebe | 23 | 26 | + 3 | + 13,0 | + 1,1 |
| | Beschäftigte | 8 236 | 7 562 | + 674 | + 8,2 | + 4,8 |
| | Umsatz in Mio. DM | 1 641 | 3 307 | + 1 666 | + 101,5 | + 84,3 |

Quelle: Statistisches Landesamt: „Materialien und Berichte: Die Region Südlicher Oberrhein mit Stadtkreis und Landkreisen“, Heft 12, 1998, S. 30

Immer wieder wird in den Veröffentlichungen darauf hingewiesen, daß die Grundstoffgüter produzierende Industrie in der Region überrepräsentiert sei. Als ein Grund wird die starke Präsenz der Chemischen Industrie in dieser Region angegeben. Gerade aber die Zusammenschlüsse innerhalb der Chemischen Industrie in den letzten Monaten haben zu der Aufwertung des Standortes Südlicher Oberrhein beigetragen, der zusätzlich durch das funktionierende, grenzüberschreitende Netzwerk der Chemischen Industrie im Dreiländereck unterstützt wird.

Sehr erfreulich ist gegenwärtig die Lage in der Bauwirtschaft in unserer Region, die von einem Aufwärtstrend spricht: neben einem gleichbleibenden Auftragsengang liegt mittlerweile ein Auftragsbestand von 3-6 Monaten vor - im Gegensatz zu 1-3 Monaten vor einem Jahr.

Es kann jedoch nicht verhehlt werden, daß gerade aufgrund der Asienkrise, aber auch aufgrund der Krisen in Rußland und in Lateinamerika des letzten Jahres die Wachstumsraten in der Investitionsgüterindustrie Ende 1998 nach unten revidiert werden mußten. Basierend

auf den Wirtschaftslegebericht für das II. Quartal 1999 der IHK Südlicher Oberrhein ist mittlerweile davon auszugehen, daß die Industrie wieder verhalten optimistisch ist und sich der Auftragseingang wieder stabilisiert hat. Deutlich ist jedoch der negative Effekt der innenpolitischen Unsicherheiten in Deutschland bei der Regelung der 630-Mark-Jobs, der neueingeführten Gesetze gegen die Scheinselbständigkeit und die Diskussion um eine Steuerreform einschließlich der Einführung einer Ökosteuer. Dies trifft den Wirtschaftsstandort Südlicher Oberrhein insofern schwer, als er direkt mit den angrenzenden Gebieten von Frankreich und der Schweiz einen gemeinsamen Wirtschaftsraum bildet und sich somit die institutionellen Unterschiede wie Sand im Getriebe eines gemeinsamen Wirtschaftens im nachteiligen Sinne für den deutschen Teil des Gebietes auswirken.

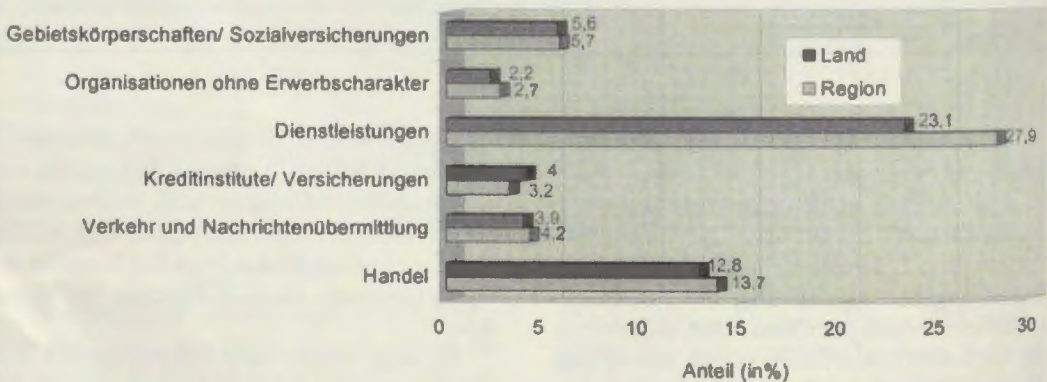
Der tertiäre Sektor, das Dienstleistungsgewerbe, kann aufgrund seines rapiden Wachstums auch als der Motor der Entwicklung und als Indikator für die Modernität der Wirtschaftsstruktur der Region Südlicher Oberrhein betrachtet werden. Während die verarbeitende Industrie in den letzten Jahren insgesamt

knapp 6% ihrer Beschäftigten verlor, kamen im Dienstleistungssektor etwa 26% hinzu.

Vergleicht man die Anteile der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten im tertiären Sektor in der Region mit den landesweiten Durchschnittswerten, so liegen die ermittelten Daten der Region in allen Bereichen, außer bei Branche der Kreditinstitute und Versicherungen, über dem Landesdurchschnitt. Auch diese Darstellung dokumentiert die Bedeutung und das Wachstum des tertiären Sektors für die Region Südlicher Oberrhein.

Bei der Betrachtung der Daten des Dienstleistungsgewerbes hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Region fällt auf, daß Freiburg in fast allen Bereichen des tertiären Sektors eine Spitzenstellung einnimmt. Insbesondere Dienstleistungen im Gesundheits- und Bildungsbereich sind in Freiburg ausgeprägt, was u. a. auf die Universität und das Universitätsklinikum als größter Arbeitgeber mit ca. 12 000 Mitarbeitern zurückgeführt werden kann. Ein weiterer Beitrag zur Stärkung des Dienstleistungsbereichs liefert der kirchliche Sektor mit der erzbischöflichen Verwaltung und dem Sitz der deutschen Caritas. Aber auch der Ortenaukreis liegt im Bereich Handel und Verkehr und Nachrich-

Sozialversicherungspflichtig Beschäftigte 1996 im tertiären Sektor in der Region Südlicher Oberrhein

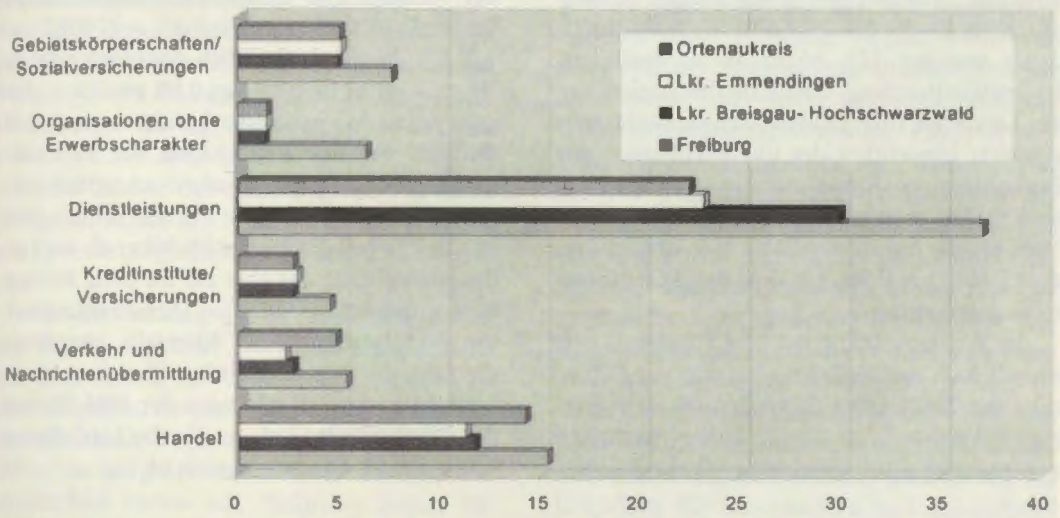


Quelle: Statistisches Landesamt, „Materialien und Berichte: Die Region Südlicher Oberrhein mit Stadtkreis und Landkreisen“, Heft 12, 1998, S. 23, Auszug

tenübermittlung fast gleichauf mit Freiburg, während der Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald den zweithöchsten Anteil von Beschäftigten im Dienstleistungsbereich aufweisen kann.

Insgesamt hat die Region Südlicher Oberrhein nach der Region Unterer Neckar den höchsten Dienstleistungsanteil im Land Baden-Württemberg.

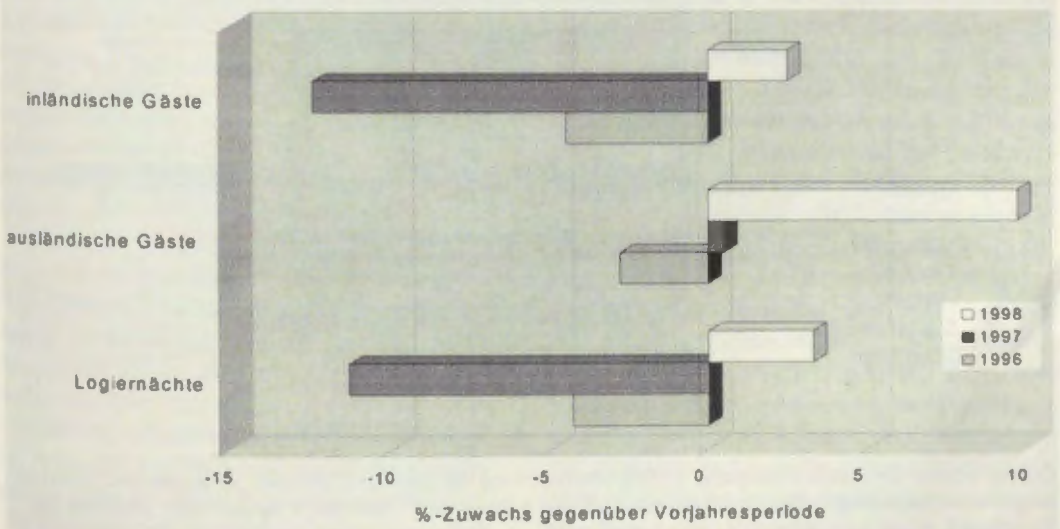
Verteilung der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten 1996 im tertiären Sektor innerhalb der region Südlicher Oberrhein



Eine der Branchen, die in den letzten Jahren konstant zum Wachstum des tertiären Sektors in der Region Südlicher Oberrhein beige-

tragen hat und daher ein bedeutender Wirtschaftsfaktor ist, ist der Fremdenverkehr und das Gastgewerbe.

Kennzahlen zum Gastgewerbe



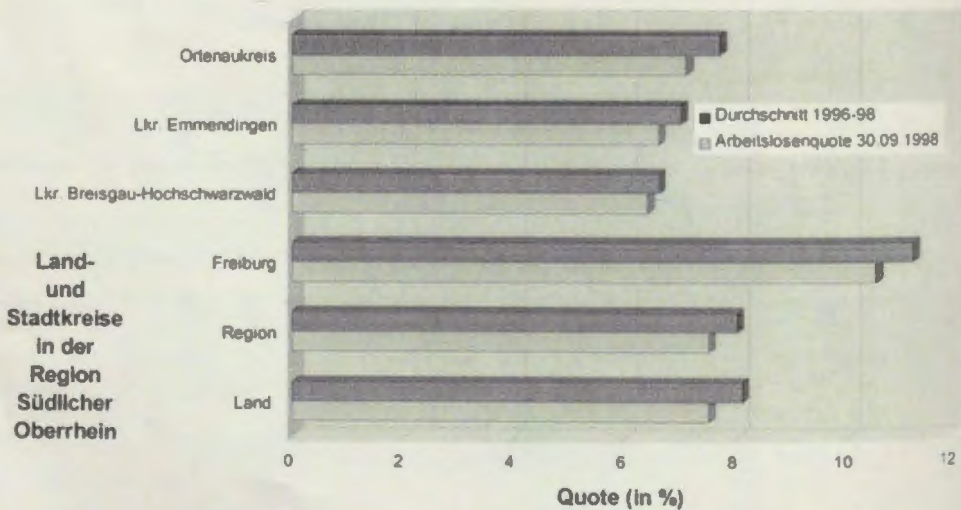
Im Gegensatz zu vielen anderen Urlaubsgebieten verfügt insbesondere der Schwarzwald über eine ganzjährige Saison. Gäste genießen die badische Lebensart mit einer abwechslungsreichen Gastronomie und die Landschaftlichen Reize in Baden. Innerhalb Baden-Württembergs ist die Region absolut führend mit über 7 Mio. Übernachtungen. Die Bettenauslastung lag 1997 um 5% höher als der Landesdurchschnitt, die durchschnittliche Aufenthaltsdauer war gar 11% höher als im restlichen Baden-Württemberg. Innerhalb der Region war der Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald Spitzenreiter hinsichtlich der Übernachtungen pro Einwohner: pro Einwohner konnten 15 Übernachtungen errechnet werden. Allein im Jahr 1998 hat die Anzahl der Gäste in Südbaden aus dem Inland um 2,5%, aus dem Ausland gar um 9,7% zugenommen.

Im Zusammenhang mit dem Tourismus entwickelt sich der Spitzensport und die Förderung der Topathleten durch den Olympiastützpunkt Freiburg zu einem immer wichtiger werdenden Faktor. Eindrucksvollstes Beispiel

aus der jüngsten Vergangenheit sind die 4 Skispringer aus dem Schwarzwald, die in der letzten Wintersaison Weltmeister geworden sind und massiv zum Bekanntheitsgrad des Schwarzwaldes beigetragen haben.

Auch bezogen auf Gesamtindikatoren wie die Beschäftigung kann die Entwicklung in der Region insgesamt als außerordentlich positiv bezeichnet werden. Die Beschäftigungsentwicklung innerhalb der Region verläuft seit 1987 mit + 10,5% überdurchschnittlich. Allerdings ging die Beschäftigung 1996/97 um 0,9% zurück - nicht ganz so stark wie auf der Landesebene (- 1,0). Auffällig bei der Betrachtung der Beschäftigungssituation ist der überdurchschnittlich hohe Anteil der beschäftigten Frauen (Mitte 1997 knapp 45% und damit etwa 2% höher als der Landesdurchschnitt), der aber auf die hohe Konzentration der Arbeitsplätze im Dienstleistungssektor zurückzuführen ist. Ebenfalls charakteristisch für die Region Südlicher Oberrhein ist der hohe Anteil der Selbständigen, der 1995 9% über den Durchschnittswert, der für das Land Baden-Württemberg ermittelt worden ist, lag.

Daten zur Arbeitslosigkeit: Land und Region Südlicher Oberrhein im Vergleich



Quelle: Institut für Südwestdeutsche Wirtschaftsforschung der Steinbeis-Stiftung: „Analysen und Daten zur Regionalbeobachtung in Baden-Württemberg, Band 1. Analysen“, Stuttgart, Februar 1999, Auszüge aus S. 142/143.

Die Region Südlicher Oberrhein verfügt über einen hohen Anteil von Pendlern. Schon Anfang der neunziger Jahre sind täglich mehr als 20 000 Personen aus dem benachbarten Frankreich in die Region gependelt. In die Gegenrichtung wurden nur etwa 1000 Personen gezählt. Als Gründe hierfür werden das höhere Lohnniveau in der Region und ein höheres Arbeitsplatzangebot angeführt.

Bis 1996 wurden etwa 6500 Arbeitsplätze in der Region abgebaut. Dies entspricht einem Verlust von 2% im Gegensatz zu 7% landesweit. Hinzuweisen ist, daß Freiburg ein Minus von nur - 0,1% aufweisen konnte.

Nach Jahren der zunehmenden Arbeitslosenzahlen wurde für 1998 wieder ein Zuwachs der Erwerbstätigenzahl von knapp 0,5% berechnet.

Die Entwicklung der Arbeitslosenquote in der Region Südlicher Oberrhein läuft parallel zur Entwicklung im Land - ohne signifikante Abweichungen. Innerhalb der Region weist nur der Stadtkreis Freiburg überdurchschnittliche Werte im Vergleich zu den auf Landesebene ermittelten Daten auf. Teilweise liegen die Arbeitslosenquoten in der Region (Breisgau - Hochschwarzwald und Emmendingen) fast einen Prozentpunkt unter den 7,5%, die für Baden-Württemberg insgesamt ermittelt worden sind.

Interessanterweise ist die Anzahl der Arbeitslosen höher als die Anzahl der abgebauten Arbeitsplätze. Dies wird auf die Attraktivität der Region Südlicher Oberrhein zurückgeführt, in der eine höhere Zuwanderungsrate auch von Arbeitsplatzsuchenden beobachtet wird bzw. durch das Bleiben von Arbeitslosen, nachdem sie den Arbeitsplatz verloren haben, erklärt wird. Damit führt die Attraktivität der Region paradoxerweise zu einer Verschlechterung von gesamtwirtschaftlichen Daten des Südlichen Oberrheins.

Wie sehen die Prognosen für die wirtschaftliche Weiterentwicklung in der Region Südlicher Oberrhein aus? In ihrem Wirtschafts-lagebericht für das II. Quartal 1999 spricht die IHK Anfang Juli davon, daß der „Aufschwungspfad wieder im Visier“ ist.

Der Konjunkturindikator der Geschäftslage als Saldo der positiven und negativen Meldungen ist mit + 4,9 deutlich im positiven Bereich. Die Unternehmen der Region gehen von einer

zukünftig besseren Geschäftslage aus, die Bauwirtschaft befindet sich in einem klaren „Aufwärtstrend“ und auch der Handel zeigt sich „verhalten optimistisch“.

In der Tourismusbranche hält die „gute Stimmung“ an, auch wenn aufgrund des diesjährigen nur mäßigen Sommerwetters mit eher zurückhaltenden Geschäftsdaten gerechnet werden kann. Auch auf der Nachfrageseite - also den Bürgern unserer Region - wird von einer positiven Entwicklung ausgegangen, wie die Umfrage des Konjunkturworkshops der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Freiburg Ende Juni dieses Jahres bei 140 Freiburgern gezeigt hat. 36% der Befragten sehen die gesamtwirtschaftliche Entwicklung positiv und liegen damit über dem bundesdeutschen Trend. 65% bezeichnen ihre persönliche wirtschaftliche Lage als stabil, nur jeder zehnte geht davon aus, daß sich diese innerhalb eines Jahres verschlechtern wird.

Ein wichtiger Standortfaktor für den Bereich Südlicher Oberrhein sind die Bildungs- und Forschungszentren, die gleichzeitig die Grundlage für Innovationen und zukunftsorientierte Wirtschaftsstrukturen schaffen. Dies soll anhand einiger Fakten dargestellt werden. Gegenwärtig studiert jeder sechste Student des Landes Baden-Württemberg in der Region. Zurecht wird immer wieder darauf hingewiesen, daß die Region neben der Universität eine breite Palette zusätzlicher Studienmöglichkeiten bietet. Erwähnt seien hier die Fern-Fachschule für Berufstätige in Lahr, die Fachhochschule für Technik und Wirtschaft in Offenburg, die Verwaltungsfachhochschule des Landes in Kehl, die Kunsthochschule für Musik und die katholische und evangelische Fachhochschule für Sozialwesen. Allein die Zahl der Fachhochschulstudenten hat in den Jahren von 1980 bis 1996 in der Region um 195% zugenommen im Vergleich zu einem landesweiten Wachstum um knapp 102%.

Die Region Südlicher Oberrhein zeichnet sich durch ein Netzwerk an Bildungs- und Forschungszentren aus, die eng mit der Wirtschaft in den Bereichen Pharmazie/Biotechnologie und Medizintechnik, Umwelt- und Energietechnik, Software-Technologie, Mikrosystemtechnik sowie Solartechnik zusammenarbeiten. Neben der Universität Freiburg mit ihren Instituten

sind die Fachhochschulen in Furtwangen und Offenburg, aber auch die Steinbeis-Transferzentren sowie das Max-Planck-Institut für Immunbiologie zu erwähnen, die eine Fortentwicklung zukunftsorientierter, moderner Technologien ermöglichen.

Wie eng die Beziehungen zwischen der Wirtschaft in der Region und den Forschungszentren ist, sei am Beispiel der Universität Freiburg aufgeführt. Pro Jahr werden von der Universität Freiburg mehr als 150 von der Industrie finanzierte Forschungsprojekte durchgeführt. Gleichzeitig bietet die Universität Freiburg eine Forschungsdatenbank als Informationsquelle für Unternehmen an, die via Internet abgerufen werden kann sowie eine Technologietransferstelle, die gleichzeitig auch Patentstelle der Universität ist. Außerdem wurde im Rahmen des Technologietransfers mit der Unterstützung und Förderung von Existenzgründungen begonnen und bei mehr als ein Dutzend Unternehmen schon erfolgreich durchgeführt. Die Universität beteiligt sich aktiv am „BioValey Oberrhein“, an der „Stiftung Biomed Freiburg“ und dem „BioTech-Park Freiburg“. Im Rahmen der Innovationsforschung wurde das Institut für Informatik und Gesellschaft gegründet, das die Auswirkungen der neuen Informationstechnologien auf die Gesellschaft untersucht und selber engste Kontakte im Rahmen einzelner Forschungsprojekte zu den Unternehmen der Region pflegt. Ähnliches gilt für das Universitätsklinikum, das im Rahmen biotechnologischer Forschungen klinische Anwendungen entwickelt und testet.

Ebenfalls aktiv im Netzwerk Forschung-Wirtschaft sind die Fraunhofer-Institute für physikalische Meßtechnik, für Kurzzeitdynamik, für angewandte Festkörperphysik sowie für Werkstoffmechanik und die Steinbeis-Transferzentren u. a. für Strömungsberechnungen und Strukturanalyse, für Medizin-Elektronik, für Energie- und Reinraumtechnik, für Umweltinformatik und Bildverarbeitung und für Systemtechnik und Regelungstechnik integriert. Mit diesen Kooperationen wird sichergestellt, daß wissenschaftliches Know-How wirtschaftlich genutzt werden beziehungsweise zielgerichtet für die Weiterentwicklung der Wirtschaft eingesetzt werden kann.

Die besonderen Beziehungen zum Nachbarland Frankreich fanden in der Gründung des

Frankreichzentrums ihren Niederschlag, das neben Forschungsprojekten im Rahmen von Frankreich-Studien – in einem Aufbaustudien gang den Führungskräftenachwuchs für die deutsch-französische Zusammenarbeit ausbildet.

Im Zusammenhang mit der Forschung im Bereich Südlicher Oberrhein muß auf die Bedeutung des Umweltschutzes als Wirtschaftsfaktor für die Region eingegangen werden. Diese wird schon anhand der hier angesiedelten umweltorientierten Institutionen deutlich, wie z. B. das Fraunhofer-Institut für Solare Energiesysteme, die International Solar Energy Society, die International Environmental Agency for Local Governments (ICLEI) und das Ökoinstitut e. V. Insgesamt finden sich allein in der Region Freiburg mehr als 450 Umweltunternehmen, bei denen etwa 10 000 Personen beschäftigt sind und die einen Umsatz von 2 Mrd. DM aufweisen.

Aufgrund der bisherigen Entwicklung kann folgendes Resümee gezogen werden:

Baden-Württemberg belegt einen Spitzenplatz in Deutschland. Die hier aufgeführten Daten zeigen, daß unsere Region innerhalb Baden-Württembergs aufholt. Hinsichtlich des Wachstums steht sie mit an der Spitze in Baden-Württemberg. Wie sich die Zeiten ändern: Lothar Späth, der damalige Ministerpräsident des Landes, äußerte vor etwa 15 Jahren sinngemäß öffentlich, man könne starke Regionen – sprich Stuttgart – nicht schwächen, indem man dort Geld abziehe, um schwache Landesteile zu subventionieren, wozu er unsere Region offensichtlich zählte. Ganz anders der Freiburger Oberbürgermeister Dr. Böhme, der zwar Landeszuschüsse forderte, aber vor allem dazu aufrief, die Region solle ihre Kräfte bündeln und sich selbst helfen. Von heute aus gesehen, kann man sagen: beides ist geschehen. Erst der Zuschuß zum Konzerthaus aus Stuttgart ermöglichte den Bau, und die Regierung Teufel hat die Mittel zur Errichtung der Fakultät für angewandte Wissenschaften an der Universität Freiburg, immerhin rund 200 Mio. DM, zur Verfügung gestellt. Voraussetzung war allerdings, daß die regionale Wirtschaft einen Stiftungslehrstuhl auf 10 Jahre finanziere, was sie getan hat. Das gehört zum Thema „Sichselbst-helfen“.

Wenn zwischen den beiden Weltkriegen dieses Jahrhunderts ein Grund für die retardierende wirtschaftliche Entwicklung unseres Raumes der war, daß von heute auf morgen die Grenzen geschlossen waren und der erhebliche Export vor allem der Ortenau ins Elsaß wegbrach, so kann umgekehrt für heute gelten, daß offene Grenzen in der Regio als Wachstumsimpulse für alle Teile anzusehen sind. Es gibt nicht nur Pendlerströme, sondern auch erhebliche güterwirtschaftliche Verflechtungen. Neu bildet sich eine Struktur der Komplementarität und Arbeitsteiligkeit heraus, die der Unternehmer Georg H. Endress auf sein Unternehmen bezogen so definiert: „Wenn es um niedrigere Arbeitskosten, billigere Energie- und Grundstückskosten geht, investiere ich im Elsaß, im Badischen, wenn es um die Nähe zur Forschung geht, und in der Schweiz, wenn Finanzen und Finanzdienstleistungen das Thema sind.“ Treffender kann man wohl nicht ausdrücken, daß wir hier Europa im Kleinmaßstab schaffen, erleben und nutzen.

Unbestreitbar liegt die Region in der Mitte Europas. Sie ist also von der geographischen Lage her eine europäische Zentralregion, allerdings nur, wenn man die drei nationalen Teile als Einheit betrachtet. Hier liegt noch eine Strecke Weges vor uns, denn diese Einheitlichkeit wird nicht geschenkt, sondern muß erarbeitet werden. Die Integration am Oberrhein ist nicht meßbar, aber sichtbar. Sie wird jedem klar, der sich um 10 Jahre zurückversetzt. Die Grenze nach Frankreich ist weg und nicht mehr im Bewußtsein dessen, der sie selbstverständlich überschreitet, sei es aus Gründen des Berufs, des Einkaufens oder nur zum Spazierenfahren. Machen wir uns aber nichts vor: es gibt nach wie vor erhebliche Barrieren, die in der Sprache, den unterschiedlichen Mentalitäten und Staatlichkeiten liegen. Sie stehen der Entwicklung eines Wirgefühls entgegen, das vor 500 Jahren selbstverständlich war, sich jedoch heute nur langsam und mühsam entwickelt, aber notwendig ist für die Identifikation des einzelnen Bürgers mit diesem trinationalen Raum. Ein Medium hierfür sind rheinüberschreitende Veranstaltungen und - unverzichtbar - Begegnungen der Menschen.

Es gibt eine ganze Reihe von Gremien auf staatlicher, kommunaler und Wirtschaftsebene

im rheinüberschreitenden „Geschäft“, und es ist zu beobachten, daß sich das Denken zunehmend gleichrichtet. Allerdings kommen in dem Maße, wie konkrete Projekte angegangen werden, mit der Interessenlage Reibereien ins Spiel, wie das ja auch unter Nachbargemeinden vorkommt.

Das ist so bei den Verkehrsthemen, wobei sich alle einig sind, daß die Kapazitäten auf der Straße, auf der Schiene, zu Wasser und in der Luft nachfragegerecht auszubauen bzw. instandzuhalten sind. Schließlich ist unsere Region eine der großen Transitregionen der Welt.

Ein großer Wirtschaftsfaktor ist der EuroAirport Basel-Mulhouse-Freiburg. Hier muß noch einmal die Landesregierung erwähnt werden, die es bisher brüsk abgelehnt hat, sich an den Kosten des Ausbaus zu beteiligen. Sie gibt für den Flughafen Stuttgart 1,3 Milliarden aus, und hier meint man, es stünde dem Land Baden-Württemberg sehr wohl an, einen Bruchteil dessen für den großen Flughafen unserer Region aufzubringen. Schließlich sind fast 30% der Flughafenbenutzer - mit ständig steigendem Anteil - Deutsche aus Baden. Der Flughafen selbst und die darauf angesiedelten Firmen beschäftigen mittlerweile über 5000 Mitarbeiter, darunter viele Deutsche. Unverkennbar ist der EuroAirport die flugverkehrliche Drehscheibe in unserer Südwestregion, also auch des deutschen Teils.

Die Stärken der Region sind vielfältig, angefangen von Forschung und Lehre an den Universitäten und vielen anderen Forschungseinrichtungen über die technische Begabung der Menschen („Tüftler“) bis hin zu den Schönheiten der Landschaft und der Kultur und den Annehmlichkeiten des Klimas. Wer solche Vorteile hat und mit diesen Pfunden wuchert, dem gehört die Zukunft. Angesagt ist High-Tech, Dienstleistung und sanfter Tourismus.

Die Fakultät für angewandte Wissenschaften, die sogenannte 15. Fakultät, an der Universität Freiburg mit den Zweigen Informatik und Mikrosystemtechnik ist ein „Renner“ in der deutschen Universitätslandschaft. Schon ist von 4-5000 Studenten und Numerus clausus die Rede. Die Professoren suchen den Kontakt mit der Wirtschaft, und es zeichnet sich ab, daß zahlreiche Unternehmensgründungen initiiert

werden. Die Bedeutung dieser Fakultät, die sich auch als interfakultär arbeitend versteht, kann nicht überschätzt werden.

Vorrangig zu nennen ist das Projekt Bio Valley Oberrhein, eine Vernetzung der biotechnologischen Aktivitäten von Baden, Elsaß und Nordwestschweiz auf dem Gebiet Forschung und Entwicklung, Anwendung und Produktion. Der südbadische Teil weist mit derzeit 90 Unternehmen und 70 Forschungseinrichtungen die höchste Dichte in Deutschland auf. Allein seit 1997 sind mehr als 50 Firmen dazugekommen gegenüber 17 im Raum Heidelberg und 12 im Rheinland. Das Wachstum dieses Sektors im Dreieck zwischen Basel, Straßburg und Freiburg geht weiter und beschleunigt sich.

In den Startlöchern steht das Projekt Sun-Rhine, das Solarwirtschaft zum Gegenstand hat. Der Nukleus ist Freiburg. Dahinter steht aber das ganze Kapitel der regenerierbaren Energien, das dem Leitbild unserer Region gemäß ist. Der besondere Wert liegt aber auch hier in der Vernetzung mit den Nachbarn.

Es wird zur Zeit plötzlich klar, daß der Tourismus in seiner wirtschaftlichen Bedeutung verkannt und vernachlässigt wurde. Dabei ist alles in einer Fülle da wie kaum irgendwo, Schwarzwald, Kaiserstuhl, Vogesen, elsässische

Weinstraße, Europapark, historische Städte, Kulturdenkmäler erster Qualität, Hotellerie, Gastronomie, Heilbäder u. v. a. m. Nicht zu vergessen der Beschäftigungseffekt: eine um einen Tag längere Verweildauer kann die Arbeitslosigkeit um 1% verringern! Und wiederum gilt, daß erst die Vernetzung mit Elsaß und Nordwestschweiz mit ihrer Angebotsvielfalt ein Produkt schaffen kann, das seinesgleichen sucht.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um darzustellen, daß die Region nicht nur Chancen hat, sondern sie auch ergreift und daß ein wesentliches Zukunftspotential in der rheinüberschreitenden Sicht liegt.

Die Zukunft hat am Oberrhein begonnen, sie wird gut sein für die Landschaft und die Menschen, für deren Wohlbefinden und ihren Wohlstand.

Anschrift des Autors:
Hermann Frese
Rathausgasse 10
79098 Freiburg

- Präsident des Einzelhandels Südbaden e. V. und der Freiburger Regio-Gesellschaft e. V.
- Präsident a. D. der Industrie- und Handelskammer Südlicher Oberrhein

Im Reich des Sonnenkönigs

Der Erfolg des Solarunternehmers Georg Salvamoser

Die Geschichte beginnt 1990. Georg Salvamoser, erfolgreicher Geschäftsführer bei einem Fertighausanbieter, hängt seinen Job an den Nagel und verkauft sein Haus. Was zunächst nach Ausstieg aussieht, ist tatsächlich der Einstieg in eine Unternehmung, die heute von vielen als größter Zukunftsmarkt überhaupt gesehen wird.

Acht Jahre später soll der gebürtige Bayer und Wahlbadener zum „Sonnenkönig“ geadelt werden, zum Vorzeigeunternehmer als Mitbegründer eines neuen Zeitalters, dem Zeitalter der Sonne. Als Krönung dieses Erfolgs soll er sogar den europaweit höchst dotierten Umweltpreis der Deutschen Bundesstiftung Umwelt erhalten.

Angefangen hat das alles viel kleiner, viel bescheidener. Mit dem Kapital, das Salvamoser aus dem Verkauf seines Eigenheimes erwirtschaftet hat, gründet er in Freiburg die Solar-Energie-Systeme GmbH. Sein Ziel: Solarstromanlage als Komplettlösungen auf dem Markt anbieten und mit Professionalität die Solarbranche aus der Bastelecke holen.

Dies alles geschieht zu einer Zeit, in der die junge Solarbranche noch gegen alle Seiten kämpft: Gegen Vorurteile, gegen eine ungünstige Förderlandschaft, gegen Energieversorgungsunternehmen und gegen ausschließlich profitorientiertes Denken in Gewerbe und Industrie.

Salvamoser kommt nicht aus der „Szene“. Er ist Geschäftsmann. Ein Geschäftsmann mit Energie, Charme und sonorer Stimme. Und deshalb ist er der Meinung, daß man mit Solarenergie auch Geld verdienen darf. Und so geht er unbeirrt daran, geeignete Strategien für seinen Geschäftserfolg zu entwickeln und diese pragmatisch in die Tat umzusetzen.

Salvamoser braucht nur drei Jahre, um seiner Firma eine Spitzenstellung in der Region Freiburg zu verschaffen. Sein Rezept: Für die Solarenergie begeistern und an die Verantwortung an die Zukunft der nachkommenden Generationen appellieren. Vor allem aber Wegkommen vom Kilowattstundenpreis-Rechnen. Denn ein hartnäckiges Vorurteil in der Bevölkerung lautet, daß sich Solarenergie auch wirtschaftlich rechnen müsse. Salvamoser: „Nichts im Leben rechnet sich wirklich. Weder der teure Anzug, die teure Badezimmerkacheln noch das Auto in der Garage. Die meisten Investitionsentscheidungen geschehen aus dem Bauch heraus, wir entscheiden uns emotional für den Kauf des einen oder anderen Produkts. Und so sollte es auch bei der Solarenergie sein.“

Mit innovativen Vertriebskonzepten gelingt es Salvamoser, neue Märkte zu erschließen. Beispiel Regio-Solarstromanlage. Mit diesem Beteiligungskonzept ermöglicht es Salvamoser auch Bürgern, sich für die Solarenergie zu engagieren, die hierzu bislang keine Möglichkeit hatten – beispielsweise weil sie als Mieter nicht über eigene Dachflächen verfügen. Auf diese Weise wird schlagartig ein vollkommen neues Kundenpotential erschlossen und es entstehen Photovoltaikanlagen mit einer Gesamtfläche von weit über 2000 m². Die größte Anlage ist gleichzeitig auch die berühmteste: In einer spektakulären Aktion gelingt es, das Stadiondach des Fußball-Bundesligisten SC Freiburg für eine Regio-Solarstromanlage mit einer Fläche von über 1000 m² zu belegen.

Diese auch atmosphärische Entwicklung macht Mut. So gründet Salvamoser im Juni 1996 zusammen mit dem Schokoladenfabrikanten Alfred Ritter die Solar-Fabrik GmbH.



Solar-Fabrik, Glasteier

Photo: A. J. Schmitt

Wieder wählte Salvamoser einen zunächst wenig hoffnungsvollen Zeitpunkt. Immerhin hatten alle nennenswerten Hersteller für Solarmodule den angeblich teuren Produktionsstandort Deutschland gerade verlassen und damit die Solarenergie als Wirtschaftsfaktor praktisch aufgegeben. Georg Salvamoser nimmt diese Herausforderung an – als erster

mittelständischer Unternehmer in diesem Industriebereich. Und kann damit die vorhandenen Märkte praktisch ungestört bedienen.

Auch beim Aufbau der Solar-Fabrik geht Salvamoser pragmatisch vor. Während andere Institutionen staatliche Mittel einfordern und ihr Engagement vom Umfang dieser Förderung abhängig machen, organisiert der agile Solar-

unternehmer das neue Unternehmen mit Stillen Gesellschaftern und ohne jegliche Subvention oder staatliche Bürgschaft in Form einer GmbH. Dies macht flexibel und unabhängig.

Solarenergie, bislang in der Meinung der Öffentlichkeit eine ökologisch zwar wünschenswerte, aber leider mit zu hohen Kosten und daher subventionsbedürftige Angelegenheit, bekommt ein neues Gesicht: Sie ist nicht mehr nur Thema für wenige Idealisten, sondern Anlagemöglichkeit für viele interessierte Investoren aus allen Kreisen der Bevölkerung. Kein Wirtschaftszweig, der um Almosen bittet, sondern sich selbstbewußt seinen Markt schafft.

Nahezu neun Millionen DM sammelt Georg Salvamoser bis heute von über 150 renditeorientierten Investoren ein.

Angetrieben vom Motto „Wir sind die Ersten!“ (die ohne staatliche Subventionen den Exitus der Solartechnologie aus Deutschland umkehren) kommt die Solar-Fabrik rasch auf die Beine. Schon ein Jahr nach Unternehmensgründung gehen die ersten Solarmodule vom Band. Zunächst fertigt die Solar-Fabrik noch beim Kooperationspartner AstroPower in den USA. Hier sammelt das Team wertvolle Erfahrungen mit dem komplizierten Produktionsprozeß. Doch wenige Monate später bezieht die Solar-Fabrik schon eine Produktionshalle in Freiburg und nimmt die eigene, weltweit modernste Fertigungslinie für Solarstrommodule in Betrieb. Mit einer Kapazität von fünf Megawatt können hier jährlich über 50 000 Quadratmeter Solarstrommodule hergestellt werden.

BEISPIELHAFTES UNTERNEHMEN IN VORBILDlichem GEBÄUDE

Parallel zum Aufbau der Produktionsanlage plant Georg Salvamoser den Bau eines eigenen Solar-Fabrik-Gebäudes. Hier sollen Produktion und Verwaltung der Solar-Fabrik, aber auch Solarfachbetriebe, ein Öko-Baumarkt und weitere Unternehmen der Branche untergebracht werden. Ziel: Ein kostengünstiges wie baubiologisch anspruchsvolles Gebäude zu realisieren, das Zeichen für zukünftige Industriebauten setzt. Auch das Solar-Fabrik Gebäude wird ausschließlich privat finanziert sein.

Sicherlich, Georg Salvamoser hätte auch weiterhin in der angemieteten Produktionshalle

fertigen können. Doch damit wäre die Ausstrahlung und Überzeugungskraft des Unternehmens „Solar-Fabrik“ eingeschränkt. Kunden lassen sich von Zukunftstechniken leichter überzeugen, wenn diese vom Anbieter auch kompromißlos eingesetzt werden. Ein weitsichtiges Engagement, das Würdigung findet: Die Stadt Freiburg nimmt die Solar-Fabrik als ein Leitprojekt in das dezentrale EXPO2000-Exponat „Solarregion Freiburg“ auf.

Seit Produktionsbeginn 1997 sind in der Solar-Fabrik 40 neue Arbeitsplätze geschaffen worden und ein Mehrfaches an Arbeitsplätzen bei Zulieferern und Handwerksbetrieben.

NEUE IDEEN FÜR NEUE MÄRKTE

Doch mit der Planung seiner Solar-Fabrik bleibt Unternehmer Salvamoser nicht stehen. Der Markt ist angesichts der von Stop und go geprägten Förderlandschaft nicht gerade von Kontinuität bestimmt. Und andererseits ergeben sich durch die Liberalisierung des Energiemarktes neue Chancen für Solarstrom. So gründet er im Februar 1998 die S.A.G. Solarstrom Aktiengesellschaft. Über den Kauf von Aktien ab 1000 DM soll es nun allen Bürgern möglich werden, in Solarstromanlagen zu investieren – und damit auch Rendite zu erwirtschaften.

Die erste Kapitalerhöhung ist ein wahrer Durchmarsch. Innerhalb von nur acht Wochen gelingt es der Aktiengesellschaft, mehr als 15 Mio DM einzusammeln. Mit dem Kapital baut und betreibt die S.A.G. Solarstrom AG große Photovoltaikanlagen und vertreibt den erzeugten Strom gewinnbringend an Unternehmen und Energieversorger, die diesen entweder imageträchtig selbst nutzen oder wiederum an ihre Kunden weiterverkaufen.

Auch diese Rechnung geht auf. Im April 1999 geht die S.A.G. Solarstrom AG bereits an die Börse, gründet zwei Tochterunternehmen in der Schweiz und in Österreich und hat bereits so viele Solarstromabnehmer unter Vertrag, um die Kapazität der Solar-Fabrik für mehrere Monate auszulasten.

Mit der S.A.G. Solarstrom AG hat Georg Salvamoser einen weiteren Quantensprung geschafft: Solarenergie steht in Deutschland vor dem Durchbruch. Sie hat den Ruf der zwar gut gemeinten, aber leider unwirtschaftlichen

und nicht funktionierenden Technologie verloren. Solarenergie ist zu einer wirtschaftlichen Geldanlage für alle Bevölkerungsgruppen geworden. Mit diesem Durchbruch kann die Solartechnik zum interessanten Exportprodukt werden, mit positiven Auswirkungen auf die heimische Wirtschaft und den Arbeitsmarkt. Insbesondere in den nichtelektrifizierten Ländern der Erde wartet ein Milliardenmarkt, der sich mit innovativer Technik und deutschem Know-how erschließen läßt.

NEUE UNTERNEHMER BRAUCHT DAS LAND

Verantwortung für die Umwelt – Wirtschaften für die Zukunft. Um dieses Ziel zu erreichen, braucht es Visionen. Visionen, gepaart mit Pragmatismus. Nachhaltiges Wirtschaften braucht neue Unternehmer, die risikobereit sind. Unternehmer, die an der Entwicklung unserer Gesellschaft aktiv teilnehmen und bereit sind, Verantwortung für die Umwelt und auch für die Zukunft nachfolgender Generationen zu tragen. Georg Salvamoser hat mit seinem bisherigen Engagement auf vorbildliche Weise gezeigt, wie dieses Bild des neuen Unternehmers verkörpert werden kann. Solche nachahmenswerten Beispiele, Umweltprobleme zu erkennen und unter persönlicher Risikoübernahme mit geeigneten Strategien zu entschärfen, brauchen wir für Umweltentlastung sowie

zukunftsorientiertes und nachhaltiges Wirtschaften.

Deshalb wurde Georg Salvamoser im Herbst 1998 der Deutsche Umweltpreis verliehen. Als Umweltminister Jürgen Trittin den Preis in der Frankfurter Alten Oper überreicht, gibt es stehenden Applaus für Salvamoser. Seither bezeichnen ihn viele als den ungekrönten Sonnenkönig, kaum ein Energieseminar, in dem das Energiebündel nicht auf dem Programm steht. Fernsehteams, Zeitungen, Hörfunk – alle wollen Salvamosers O-Ton in ihren Berichten haben.

Manchmal wird ihm diese Prominenz zuviel. Dann setzt er sich aufs „Motorradl“, wie er sagt und streift für ein Wochenende durch die Vogesen. Doch Salvamoser wäre nicht der Sonnenkönig, wenn er dabei nicht schon an sein nächstes Solarunternehmen denken würde. So plant er beispielsweise für Herbst dieses Jahres den Aufbau eines Stromhandels-Unternehmens, das Strom aus erneuerbaren Energien an Haushalte liefern wird. Hierfür sucht er wieder umwelt- und renditeorientierte Gesellschafter, die sich gewinnbringend an diesem Unternehmen beteiligen. Ein König kommt eben nie zur Ruhe.

*Solar-Fabrik GmbH, Munzinger Str. 10,
79111 Freiburg, Tel. 07 61-4 00 00, Fax 07 61-
4 00 01 99, Internet: www.solar-fabrik.de*

Mit neuer Energie in die Zukunft

Die europaweit erste Nullemissions-Fabrik für Solarstrommodule steht in Freiburg

Am 14. Mai war es soweit. Ein großer Tag für Georg Salvamoser: Nach einer Bauzeit von nur 14 Monaten wurde im Freiburger Gewerbegebiet „Haid“ die europaweit erste Nullemissions-Fabrik für Solarstrommodule offiziell eingeweiht.

In dem ausschließlich mit erneuerbaren Energien versorgten Produktionsgebäude gehen seither absolut CO₂-neutral produzierte Solarstrommodule vom Band. „Mit dieser Solar-Fabrik können wir zeigen, daß es möglich ist, auch einen modernen Produktionsbetrieb mit erneuerbaren Energien zu versorgen“, erklärt Solar-Fabrik-Chef Salvamoser.

Das vom Architekturbüro Rolf + Hotz geplante Gebäude fällt anreisenden Gästen schon von weitem durch die imposante, nahezu 10 m hoch in den Himmel ragende, schräg gestellte Glasfassade auf, die das Gebäude zum Süden hin abschließt und gleichzeitig Teil eines ausgeklügelten Energiekonzepts ist. Innen entsteht hierdurch eine beeindruckende Glashalle mit über 400 m² Fläche. Eine beeindruckende Kulisse, die sich für weitaus mehr eignet als nur als Foyer. Erst kürzlich hielt die Arbeitsgemeinschaft Selbständiger Unternehmen ihre Jahreskonferenz ab. Und Franz Alt, bekannter Fernsehjournalist, nutzte den Raum für eine Live-Fernsehsendung zum Thema Sonne.

Keine sterile Empfangsatmosphäre wie in Fabriken üblich, sondern ein Ort von Lebendigkeit, Offenheit und Phantasie. Ein neues Verständnis von Fabrik, ein Reich ganz im Sinne des „Sonnenkönigs“ Georg Salvamoser.

Kultur und Arbeiten gehören für ihn zusammen. So hat er vom 11.8 bis 23.9. Alfred E. Ploch für eine Ausstellung in die Solar-Fabrik eingeladen. Ein Künstler, der es auf ein-

zigartige Weise versteht, die Emotionalität der Sonne in seinen Werken sprechen zu lassen. Im Foyer der Solar-Fabrik hat Salvamoser auch ein Bistro mit badischer und mediterraner Küche eröffnet, in dem die Tische zur Mittagszeit ausgebucht sind. Am Nachmittag nimmt manch ein Vertriebsmanager aus dem Gewerbegebiet in dieser Oase seine Auszeit, schaut den kleinen Fischen im Teich nach, oder blinzelt in die herrlichen Lichtreflexe in der Glasfassade.

Die Solar-Fabrik ist Ästhetik pur, so wollte es ihr Erbauer Georg Salvamoser. Weniger sichtbar, aber mindestens ebenso bedeutend ist das feinsinnige Energiekonzept, das Freiburger Ingenieure und Architekten für die Solar-Fabrik entwickelt haben. Das gesteckte Ziel lautete von Anbeginn: Verwaltungsgebäude wie Produktionsanlage sollen ausschließlich mit erneuerbaren Energien versorgt werden.

Es ist gelungen. Einspartechniken und erneuerbare Energien wurden geschickt verknüpft, so daß das Gebäude keine konventionellen Energien benötigt.

Bedeutender Teil des Energiekonzepts ist die Glasfassade. Sie nutzt die tiefstehende Wintersonne zur passiv-solaren Beheizung. Außerdem wird Frischluft nicht kalt in das Gebäude gelassen, sondern über lange, unter dem Gebäude verlegte Erdkanäle vorgewärmt. Dies spart ebenfalls Energie, denn der Erdboden hat über das Jahr eine konstante Temperatur von 12 Grad C. Im Winter wird kalte Frischluft energiesparend vorgewärmt, im Sommer angenehm gekühlt.

Bereits beim Bau wurde an einen effizienten Wärmeschutz gedacht: Eine 16 cm starke Wärmedämmung hält das Gebäude auch bei strenger Winterkälte angenehm warm.



Bistro Solar-Fabrik: Sonnenterrasse

Photo: Antigone Kiefer

Natürlich wird Solarenergie im Solar-Fabrik-Gebäude auch zur Stromerzeugung genutzt: Solarstrommodule auf und an dem Gebäude mit einer Gesamtfläche von 575 m² decken etwa ein Drittel des Strombedarfs. Auch vor der Glasfassade sind mehrere Reihen Photovoltaikmodule angebracht. Sie erzeugen nicht nur Strom, sondern schatten die Glashalle bei hochstehender Sonne ab.

Im Winter hilft ein Blockheizkraftwerk (BHKW) mit einer elektrischen Leistung von 45 kW nach, das Kraft-Wärme-gekoppelt gleichzeitig Strom und Wärme erzeugt. Als Brennstoff kommt naturbelassenes Rapsöl aus regionaler Produktion zum Einsatz, mit enormen Vorteilen für Umwelt und Klima: Weil bei der Verbrennung von Rapsöl nur soviel Kohlendioxid entsteht, wie beim Wachstum der Pflanze gebunden wurde, ist der CO₂-Kreislauf geschlossen. Strom- und Wärmeversorgung in der Solar-Fabrik sind somit absolut CO₂-neutral.

„Eine solche Nullemissions-Fabrik für Solarstrommodule ist europaweit einzigartig“, betont Georg Salvamoser. „Für unsere Kunden und Partner in aller Welt ist das Fertigungsgebäude ein Beweis dafür, daß wir unser Produkt, die Sonnenenergie, ernst nehmen“, fügt er hinzu.

Das Solar-Fabrik-Gebäude ist nicht nur energetisch, sondern gesamtökologisch durchdacht. Großen Wert wurde beispielsweise auf den vollständigen Verzicht von PVC und FCKW gelegt. Regenwasser wird in einer Zisterne gesammelt und steht zur Nachspeisung des Klimateichs und für die Toilettenspülungen zur Verfügung. Bei der Innenausstattung wird auf aufwendige Verkleidungen und Kaschierungen verzichtet. „Jedes verwendete Baumaterial wird offen gezeigt“, erklärt Architekt Fred Rolf das Planungskonzept.

Die Reduktion auf das Wesentliche unterstreicht auch die Architektursprache des Gebäudes: Innen wie außen wirkt es sachlich,

funktional und erfrischend klar. Gleichzeitig wurde dadurch bares Geld gespart: So gelang es dem ausführenden Generalunternehmen Freyler Industriebau, die Baukosten mit etwa 6 Mio. DM im Bereich eines konventionellen Industriegebäudes zu halten.

Seit der Eröffnung der Solar-Fabrik besuchen zahlreiche Gäste auch international den futuristisch anmutenden Industriebau. Zeitungen und Fachzeitschriften sind voll des Lobes für dieses Gebäude. Georg Salvamoser hat es auch hier wieder einmal geschafft: Solarenergie als modernes Zukunftsthema zu definieren, das bereits heute machbar und wirtschaftlich ist. Keine Sache für Asketen, sondern für Menschen, die dem Leben zugewandt sind.

Tip: Ein Besuch in der Solar-Fabrik lohnt auf jeden Fall. Wer nach Freiburg kommt, sollte die Gelegenheit nutzen und den imposanten Industriebau besichtigen. Tagsüber zwischen 10 und 19 Uhr ist das Bistro Solar-Fabrik geöffnet. Im Glasfoyer kann man sich an einem Monitor über das Energiekonzept informieren oder, bis zum 22. September, die Ausstellung „She is the one“ mit Sonnenbildern von Alfred E. Ploch genießen. Adresse: Solar-Fabrik, Munzinger Straße 10, 79111 Freiburg, Gewerbegebiet Haid.

EIN LEBEN MIT DER SONNE

Die Eheleute Salvamoser über ihre Motivation in der Solarbranche tätig zu sein:

Georg Salvamoser arbeitet seit Beginn seiner Selbständigkeit Seite an Seite mit seiner Ehefrau Maria Salvamoser.

„Badische Heimat“ traf das Ehepaar Salvamoser in der Solar-Fabrik zu einem Interview.

Herr Salvamoser, vor 8 Jahren gaben Sie einen gut dotierten Job auf und stiegen in die Solarbranche ein. Was war die Motivation?

G. S.: Im wesentlichen gab es zwei Gründe. Zum einen hatten wir damals eine eigene Solaranlage auf dem Dach, die ohne zu puffen oder zu stinken sauberen Strom erzeugte. Eine Technik, die mich enorm faszinierte. Zum anderen war Photovoltaik damals noch eine Sache von

Freaks für Freaks, von Wissenschaftlern für Wissenschaftler. Es gab aber zu dieser Zeit niemanden am Markt, der Komplettlösungen anbot. Das reizte mich auch unternehmerisch. So habe ich einfach angefangen.

Frau Salvamoser, Sie haben die Entscheidung mitgetragen?

M. S.: Voll und ganz. Wir hatten uns ja schon längere Zeit mit dem Thema erneuerbare Energien auseinandergesetzt: Neben der Solarstromanlage auf dem eigenen Dach hatten wir uns auch an Windkraftanlagen beteiligt. Als mein Mann sagte, daß er sich in diesem Bereich selbständig machen wolle, war ich mit ihm Feuer und Flamme.

Herr Salvamoser, Sie waren damals kaufmännischer Geschäftsführer bei einem Fertighaushersteller. Wie reagierte Ihr berufliches Umfeld auf Ihren Entschluß, sich im Solarbereich selbständig zu machen?

G. S. (lacht): Einige Kollegen rieten mir, erst mal zum Arzt zu gehen. Die glaubten, ich sei von allen guten Geistern verlassen. Solarenergie galt damals nicht als ein Gewerbe, mit dem man Geld verdienen könne.

Sie beide arbeiten heute Seite an Seite in der Solar-Fabrik.

M. S.: Ja. Es ist enorm spannend, wie dynamisch der Solarenergiebereich ist. In dieser Branche gibt es keine ausgetretenen Wege, kaum Routine. Und mit dem Einzug in die Nullemissions-Fabrik gibt es viel zu gestalten.

Zum Beispiel?

M. S.: Beispielsweise haben wir uns entschlossen, das Glasfoyer auch für Ausstellungen zu nutzen. Da gilt es die Künstler auszuwählen, die Vernissagen zu organisieren und die Presse zu informieren. Das alles läuft dann zusätzlich zur normalen Arbeit, macht aber unglaublich viel Spaß.

Sie haben noch eine Tochter. Wie steht sie zu Ihrer Umtriebigkeit in Sachen Umwelt?

G. S.: Caroline ist natürlich sehr damit einverstanden, daß ihre Eltern in einem Bereich tätig sind, der der Umwelt nützt und nicht schadet. Das heißt jedoch nicht, daß sie uns deswegen nicht vorhält, wenn wir mal den Müll falsch

trennen, oder mit dem Wagen fahren, statt mit dem Zug. Von jungen Menschen wird man immer sehr persönlich auf sein Umweltverhalten angesprochen. Das ist natürlich und auch gut so.

Frau Salvamoser, Herr Salvamoser, in all den Jahren, hatten Sie manchmal Bedenken, daß Ihr Unternehmen scheitern könnte?

G. S.: Nein, eigentlich nie. Da die konventionellen Energien früher oder später ohnehin zur Neige gehen, und ihre Nutzung darüber hinaus mit unglaublich hohen Umweltschäden verbunden ist, gibt es keine andere Wahl, als auf erneuerbare Energien umzusteigen. Die Entwicklung gibt uns recht. Außerdem glaubte ich immer fest daran, daß es möglich ist, Solarenergie zu einem ganz normalen Produkt zu entwickeln, das seinen Markt findet.

M. S.: Und diese Zuversicht hat uns auch Kraft für die Zeiten gegeben, in denen es Durststrecken gab und schwierig war, Aufträge zu bekommen. Ich denke, daß sich die Anstrengungen gelohnt haben.

Sehr geehrte Frau Salvamoser, sehr geehrter Herr Salvamoser. Vielen Dank für das Gespräch.

1. BEMERKUNGEN ZUM PHÄNOMEN ENERGIE

Energie ist die Voraussetzung dafür, daß etwas in Bewegung kommt. Energie tritt vielgestaltig in Erscheinung. Mit Hilfe von Wandlern können Energieformen nach Belieben ineinander übergeführt werden, z. B. chemische Energie in Wärmeenergie, Wärmeenergie in Bewegungsenergie, Bewegungsenergie in elektrische Energie.

Sehr bekannte Energiewandler sind Kraftwerke und elektrische Haushaltsgeräte. Weniger bekannte Wandler sind die grünen Zellen der Pflanzen, die Sonnenenergie in chemische Energie (mit dem komischen Namen „Biomasse“) wandeln oder die Körperzellen, die die chemische Energie aus Nahrungsmitteln und Luft in die vielgestaltigen Energieformen der Lebensaktivitäten wandeln.

Ein Naturgesetz von der Erhaltung der Energie bei allen Wandlungen vermuteten schon sehr früh die bekannten Physiker Galileo

Galilei (um 1600) und Christiaan Huygens (um 1660). Nach der Durchführung zahlreicher quantitativer Experimente faßten Robert Mayer (1842) und Hermann von Helmholtz (1847) den Energieerhaltungssatz in eine physikalisch exakte Form. Heute ist der Energieerhaltungssatz als 1. Hauptsatz der Thermodynamik bekannt und somit das Fundament aller energetischer Betrachtungen.

Energie wird also nicht verbraucht, sondern nur gewandelt, d. h. eine Energieform geht in eine andere Energieform über. – Der Energieerhaltungssatz wird im Schulunterricht gelehrt und durch Experimente veranschaulicht. Seine Kenntnis und sein Verständnis gehört zur Allgemeinbildung!

2. BEMERKUNGEN ZUR KERNENERGIE

Mit der Atomkernspaltung von Uran im Jahre 1938 entdeckten Otto Hahn, Lise Meitner und Fritz Straßmann eine Energieform, die millionenfach größer ist als alle bisher bekannten Energien auf der Erde, bezogen auf eine gleichgroße Brennstoffportion. Am 2. Dezember 1942 setzte Enrico Fermi in Chicago den ersten Atomkernreaktor in Betrieb. Am 6. August 1945 forderte die erste auf Hiroshima geworfene Atombombe auf einen Schlag über 200 000 Tote. – Mit der Atomkernfusion von Wasserstoff erreicht man noch weit größere Energiedichten als bei der Atomkernspaltung von Uran.

Angesichts der globalen Zerstörungen, die als Folge von Kernwaffenexplosionen und Reaktorunfällen eintreten, hat die Menschheit den Einsatz von Kernenergie als Irrweg erkannt und will aussteigen. Die an sich großartige und faszinierende Kernenergie ist für den Homo faber auch in Zukunft nicht beherrschbar und für den Planeten Erde „um einige Nummern“ (hier Zehnerpotenzen) zu groß. Der Einsatz der Kernenergie auf der Erde ist gleichermaßen gegen Natur und Mensch gerichtet und birgt die Gefahr einer globalen Vernichtung in sich. Es gibt keine friedliche Nutzung der Kernenergie. Nur Größenwahn und die unersättliche Gier nach Geld und Macht verhindern heute den notwendigen schellen und totalen Ausstieg aus der Kernenergie.

3. BEMERKUNGEN ZUR SONNENENERGIE

Auch die Energie der Sonne ist Kernenergie (Kernfusionsenergie!) mit einem ungeheuren zerstörerischen Potential. Was auf der Sonne und im Inneren der Sonne abgeht, können wir vielleicht in Zahlen und Formeln beschreiben; es geht aber weit über das menschliche Vorstellungs- und Fassungsvermögen hinaus. Die Erde hat neben der „glutheißen“ Sonne nur deshalb eine Überlebenschance, weil die Erde sehr, sehr, ... weit von der Sonne entfernt ist, nämlich 144 Millionen Kilometer, das sind acht Lichtminuten.

Ein komplexes Zusammenspiel von Faktoren hat die Entstehung und Entwicklung von Leben auf der Erde ausschließlich mit Hilfe der Sonnenenergie möglich gemacht. Das natürliche Leben auf der Erde hat sich in Millionen von Jahren an die Sonnenenergie gewöhnt und sich von ihr abhängig gemacht. Es ist also nur natürlich, wenn sich die Menschen für ihren zusätzlichen technischen, wirtschaftlichen und luxuriösen Energiebedarf an die Sonne halten. - Energieformen aus Wind- und Wasserkraftwerken gehören dazu. Sie können als sekundäre Sonnenenergie gedeutet werden.

4. BEMERKUNGEN ZUR ELEKTRISCHEN ENERGIE

Seit knapp 150 Jahren haben sehr viele Menschen die elektrische Energie schätzen gelernt. 1866 entdeckte Werner von Siemens das dynamoelektrische Prinzip. Zur Erzeugung elektrischer Energie bauen die Industrieländer überwiegend Dampfkraftwerke, wobei die Wärmeenergie dazu aus Verbrennungsreaktionen fossiler Brennstoffe und aus Atomkernreaktionen von Uran und Plutoniumatomen stammt. Vor allem die komfortable Verteilung im Stromnetz sowie die einfache Wandlung in Industrie- und Haushaltsgeräten haben die elektrische Energie zur wertvollsten und gefragtesten Energieform der Menschheit aufsteigen lassen.

Wegen der globalen Umwelt- und Lebensgefahren von Verbrennungs- und Atomkernreaktionen ist die Menschheit zur raschen Wende bei der Erzeugung elektrischer Energie gezwungen. Klima- und Strahlungskatastrophen werden die

Menschheit in absehbarer Zeit heimsuchen, wenn wir uns nicht aufmachen, wieder die aktuelle Sonnenenergie als Lieferant für Primärenergie aller technischen Energiewandlungen anzuerkennen und allein zuzulassen.

5. BEMERKUNGEN ZUR ENERGIEWENDE

Die Sonne schickt ihre Energie unbefristet und bedingungslos in Form elektromagnetischer Wärme- und Lichtstrahlen auf die Erde. Mit dem Auge kann der Mensch nur einen Ausschnitt des Strahlenspektrums der Sonne erkennen. Die Energie der Sonnenstrahlen kann mit großflächigen schwarzen „Sonnenkollektoren“ in Wärmeenergie von Wasser gewandelt und dann genutzt oder gespeichert werden.

Als ein ganz besonders interessantes Phänomen muß jedoch die Tatsache angesehen werden, daß die kurzwelligen Lichtstrahlen der Sonne direkt in elektrische Energie gewandelt werden können! Die Wandler dafür heißen „Solarzellen“, in großflächiger Kombination „Solarmodule“. Das technische Verfahren der direkten Wandlung von Lichtenergie in elektrische Energie bezeichnet man international mit dem Wort „Photovoltaik“.

Als Geburtsstunde der Photovoltaik wird in der wissenschaftlichen Literatur der 30. Juli 1839 angegeben, an dem Alexandre Edmond Becquerel eine entsprechende Versuchsanordnung im wöchentlichen Protokoll der Akademie der Wissenschaften in Paris veröffentlichte. Die Erklärung des photoelektrischen Effekts gelang Albert Einstein 1905 mit der Lichtquantenhypothese (Nobelpreis 1921). 1954 begannen amerikanische Wissenschaftler mit Solarzellen aus Silicium zu experimentieren und bereits 1958 erfolgte die elektrische Versorgung eines Satelliten erstmals mit 108 Solarzellen aus Silicium statt mit Batterien. Der Satellit hieß Yanguard I. Seither ist der Preis zur Herstellung von Solarzellen aus Silicium um mehr als 90% gesunken.

Es gibt heute keine technischen oder wirtschaftlichen Hindernisse mehr, in wenigen Jahren die Erzeugung aller elektrischen Energie auf die Sonne als Lieferant der dazu erforderlichen Primärenergie umzustellen. Einzelne Menschen haben dies in ihrem privaten Umfeld

bereits geleistet. Auch die Speicherprobleme sind gelöst. Die Technologie ist ausgereift und der gesellschaftliche Wille dazu ist ausgeprägt. Es fehlt nur die politische Entscheidung. Zur politischen Entscheidung bedarf es des politischen Willens und Muts. Nachdem die Amerikaner schon vor Jahren das Mondlandeprojekt beschlossen und erfolgreich durchgeführt haben, hat heute Europa die Riesenchance, die Energiewende politisch zuerst in Angriff zu nehmen und zu verwirklichen.

Anschrift der Autoren:
Jürgen Leuchtnert
Büro für Solarmarketing
Dreikönigstraße 9
79102 Freiburg

Professor Johannes Zitt
Jacobistraße 9
79104 Freiburg

Eine Persönlichkeit: Dr. Herbert Falk

1. DAS VORHABEN

„Firmenporträt Dr. Falk Pharma GmbH“, so lautet ursprünglich der Arbeitstitel meines Beitrags. Später verändert sich der Auftrag und lautet: „Eine Persönlichkeit: Dr. Falk“. In der Tat sind bei Dr. Falk Firma und Persönlichkeit untrennbar miteinander verbunden. – Da ich jedoch weder die Firma Dr. Falk noch die Persönlichkeit ausreichend genug studieren kann, konzentriere ich mich in diesem Beitrag auf den Menschen Herbert Falk und werde hier nur das mitteilen, was ich als alter „Herdemer“ eher zufällig von ihm und über ihn weiß.

Sollte dabei so etwas wie ein Firmenporträt herauskommen oder der Eindruck erweckt werden, Dr. Falk sei eine Freiburger Persönlichkeit von Rang und Ansehen, so liegt dies einzig und allein an dem Menschen Herbert Falk selbst, an seiner Originalität und an seinen Leistungen. Wer es mit dem bescheidenen und umgänglichen Menschen Herbert Falk zu tun bekommt – „wann ich das Bundesverdienstkreuz bekommen habe, kann ich ihnen nicht mehr sagen . . . es war der OB Keidel . . .“ den beschleicht ganz unwillkürlich das Gefühl, es mit einem echten Badener zu tun zu haben, allerdings mit einem Badener der Extraklasse.

2. VON MÜLLHEIM NACH FREIBURG

Geboren ist Herbert Falk am 20. Juli 1924 in Müllheim (Baden) als ältestes Kind einer Apothekerfamilie. Drei Geschwister kommen später dazu. In Müllheim erlebt Herbert Falk eine frohe und natürliche Kindheit in der reiz-

vollen Umgebung des Markgräfler Landes. Dort verbringt er auch die ersten Schuljahre und erfährt den Anfang des Nationalsozialismus. Der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs 1939 setzt auch eine Zäsur in Herbert Falks Entwicklung. Die Eltern haben die „Herdemer Apotheke“ an der Habsburgerstraße 81 in Freiburg übernommen. Die Familie ist umgezogen. Herbert Falk erlebt nationalsozialistische Propaganda und Kriegsverlauf sehr bewußt als Oberstufenschüler an der damaligen Rotteck-Oberrealschule in Freiburg.

3. VERLORENE ZEIT

Als verlorene Zeit, wengleich heil überlebt, betrachtet Herbert Falk die Abschnitte seines Lebens, die sich in seiner eigenen knapp gefaßten Vita folgendermaßen lesen:

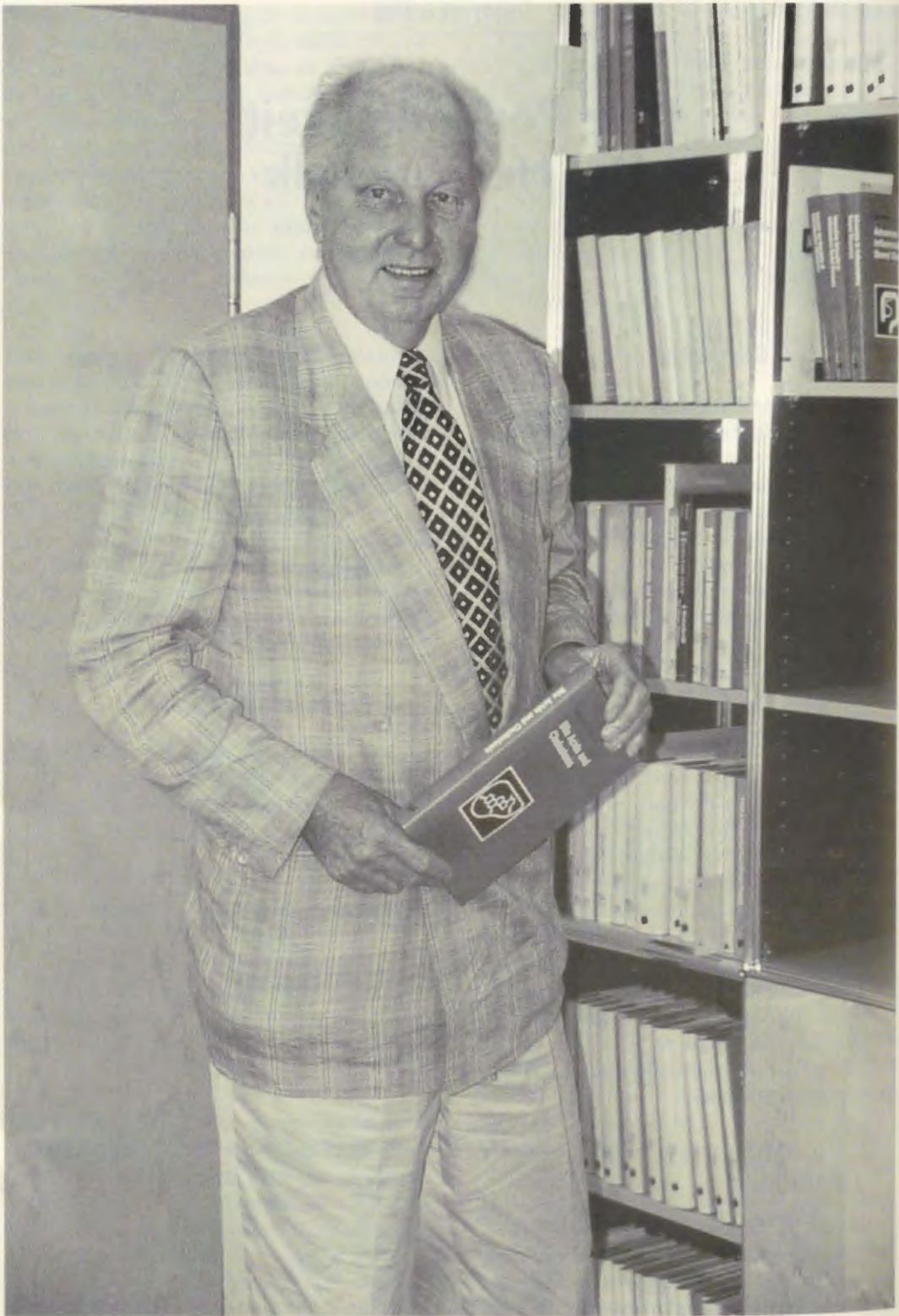
Abitur: 20. März 1942

*Kriegsdienst: Vom 26. März 1942 bis
26. März 1947*

*zuerst Einsatz im Deutschen
Afrikakorps in Tunesien;
anschließend Kriegsgefangen-
schaft in Afrika, USA und Eng-
land*

Beim einzigen großen Luftangriff auf Freiburg am 27. November 1944 fallen Bomben in unmittelbarer Nachbarschaft zur elterlichen Apotheke in Herdern. Das nahegelegene Kepler-Gymnasium wird schwer getroffen.

1948 begegne ich den Falks zum ersten Mal: Ich darf Arzneimittel in der „Herdemer Apotheke Falk“ besorgen; Herbert Falks vierzehn Jahre jüngerer Bruder Bertold wird mein



Dr. Herbert Falk fördert die Beratung von Patienten ebenso wie die Fortbildung der Gäste

Klassenkamerad in der Sexta b des notdürftig reparierten Kepler-Gymnasiums.

Heute floriert in der ehemaligen Apotheke der Verkauf von „original Italienischem Eis“ unter dem schönen Namen „Eisland“. Vom traditionsreichen Kepler-Gymnasium an der Habsburgerstraße zeugen nur noch ein ausgeprägter Erinnerungsturm und ein Baugelände mit der werbeträchtigen Bezeichnung „Keplerpark“.

4. STUDIUM IN FREIBURG

Im Sommer 1947, gleich nach der Entlassung aus langer Kriegsgefangenschaft, beginnt Herbert Falk das Studium der Pharmazie in Freiburg, damals noch in notdürftig geflickten Trümmern zerstörter Institute oder in Ausweichquartieren. Ein Auswärtsstudium kommt in der kinderreichen Familie nicht in Betracht. Aushilfen in der elterlichen Apotheke sind selbstverständlich. Sein fachwissenschaftliches Können und Interesse sowie die Wertschätzung seiner Universitätsprofessoren führen Herbert Falk nach dem Staatsexamen zu wissenschaftlicher Tätigkeit und zur Promotion zum Dr. rer. nat. Schon während seiner Doktorarbeit entschließt sich Herbert Falk zum Studium der Medizin.

Nach insgesamt elf Jahren Studienzzeit hat Herbert Falk zwei wissenschaftliche Staatsexamina in Pharmazie und Humanmedizin erfolgreich bestanden und außerdem je einen Doktorhut in Naturwissenschaften und Medizin erworben.

5. VOM APOTHEKER ZUM UNTERNEHMER

Mit seinen akademischen Abschlüssen und wissenschaftlichen Referenzen stehen Herbert Falk die Tore zur Laufbahn eines Hochschullehrers offen; doch in ihm drängen ganz andere Fähigkeiten zur Entfaltung. Zunächst übernimmt der junge Apotheker die Leitung der elterlichen Apotheke. Bereits 1960 gründet Herbert Falk im gleichen Haus an der Habsburgerstraße ein eigenes Pharmaunternehmen, das nach unterschiedlichen Bezeichnungen und Rechtsformen seit 1988 „Dr. Falk Pharma GmbH“ heißt.

Die wissenschaftlichen Schwerpunkte des Firmengründers

Gastroenterologie = Lehre von den Magen- und Darmerkrankungen

Hepatology = Lehre von der Leber, ihren Funktionen und Krankheiten

bilden in den folgenden Jahren die Grundlagen für die Erforschung und Produktion pharmazeutischer Wirkstoffe und Präparate auf diesen Gebieten. Herbert Falks persönliche Kontakte zu den führenden Wissenschaftlern an Universitäten und Kliniken sowie zu den praktizierenden Ärzten bezeichnet er selbst als Schlüssel des Erfolgs.

Mehr als eine Million Kilometer legt Herbert Falk in den ersten fünf Jahren auf deutschen Autobahnen zurück und verschleißt dabei drei Wagen des legendären achtzylindrigen Autotyps Opel-Diplomat. Ganz neu an Bord ist ein Autotelephon. Etwa 3000 Krankenhäuser mit innerer Abteilung und 8000 Ärzte lernen so den Unternehmer und seine Produkte kennen. Statt der branchenüblichen Werbung mit vielen Außendienstmitarbeitern und Hochglanzbroschüren setzt Herbert Falk auf Information und ärztliche Fortbildung.

6. FALK FOUNDATION E. V. FÖRDERT

1967 startet Herbert Falk mit einer neuen Idee, die ihm und seinem Werk weltweit Anerkennung verschafft: Die Pharmafirma Dr. Falk sponsert in Freiburg das erste internationale wissenschaftliche Symposium auf den Gebieten Hepatology und Gastroenterologie. Bald werden die Falk Symposien so bekannt und begehrt, daß Freiburg die vielen Teilnehmer nicht mehr aufnehmen kann. Basel bietet dafür die besseren Voraussetzungen. Erst mit der Fertigstellung des Freiburger Kongreßzentrums im Konzerthaus und mit einer entsprechenden Erweiterung der Hotelbettenkapazität kommt Freiburg als gastgebende Stadt wieder zum Zug.

1978 wird in Freiburg die „Falk Foundation e. V.“ gegründet, die seither alle wissenschaftlichen Fortbildungsaktivitäten der „Dr. Falk Pharma GmbH“ übernimmt. Ihr geschäftsführender Vorstand ist Herbert Falk. - Einen

ausgezeichneten Einblick in den Umfang und die Leistungen der internationalen Falk Symposien von den Anfängen (L. Heilmeyer und K. Beck) bis zur Gegenwart vermittelt der Freiburger Universitätsprofessor Dr. Wolfgang Gerok in seinem Buch: „30 Jahre Hepatologie und Gastroenterologie – Entwicklungen und Fortschritte im Spiegel von 100 Falk Symposien“².

Falk Foundation fördert den Austausch von wissenschaftlichen Informationen durch Symposien, Workshops, ärztliche Fortbildungen, Arzt- und Patientenseminare sowie Beteiligungen an Kongreßausstellungen. Darüber hinaus werden fünf hochdotierte Förderpreise an Wissenschaftler verliehen³.

7. VON FREIBURG AUS IN ALLE WELT

Während die Wohnung der Falk Familie immer noch in Freiburg Herdern liegt und hier auch hoffentlich noch lange bleiben wird, sind die Häuser an der Habsburgerstraße längst nicht mehr geeignet, die Dr. Falk Pharma GmbH zu beherbergen. Das neue sehr schmucke Firmenanwesen mit Lagerhalle liegt im Industriegebiet Freiburg Hochdorf. Die moderne Herdern Apotheke hat ihren Platz in einem Neubau 200 Meter nördlich vom alten Standort an der Abzweigung zur Hauptstraße.

Eine kluge und weitsichtige Strategie vertritt Herbert Falk nicht nur auf dem deutschen Markt. Nach dem Fall der Berliner Mauer 1989 lädt er die Ärzte der damaligen DDR zu einem mehrtägigen Symposium nach Basel ein, für viele damals die erste Begegnung mit dem Westen. Inzwischen finden Falk Symposien in osteuropäischen Ländern statt. – In einem Schreiben vom 15. 7. 1998 bedankt sich der Präsident Georgiens, Eduard Schewardnadse, bei „Dr. Herbert Falk für ein gelungenes internationales Symposium in Tbilisi“ (Tiflis). Schewardnadse schreibt: „Außerdem sind solche Symposien eine gute Grundlage für die weitere Zusammenarbeit und Freundschaft, was für das friedliche Zusammenleben in unserer Welt entscheidend ist“⁴.

Die Dr. Falk Pharma GmbH ist heute mit ihren Produkten in etwa 50 Ländern dieser Erde präsent, und es werden jährlich mehr.

Nach wie vor handelt es sich um ein Familienunternehmen, an dem neben Geschäftsführerin Frau Ursula Falk die erwachsenen Kinder Carola und Martin als einzige Gesellschafter beteiligt sind. – Nach den Vorstellungen des Familienrats wird der Sohn, Diplomchemiker Martin Falk, der sich zur Zeit auf den Abschluß seiner Promotion zum Dr. rer. nat. vorbereitet, demnächst in die Geschäftsleitung eintreten.

8. BEGEGNUNG UND BEWEGUNG

Den Zeitpunkt unserer ersten Begegnung Anfang der Achtziger Jahre können Herbert Falk und ich nicht mehr rekonstruieren, obgleich wir uns beide noch genau an Ort und Anlaß erinnern. Der Ort ist der Gymnastikraum im Blindenheim in der Karlstraße. Der Anlaß ist die wöchentliche Gymnastikstunde der Männer. Organisator und immer wieder auch freundlicher Sponsor der „Folterkammer“ ist Herbert Falk. Seine Ehefrau Ursula organisiert an einem anderen Wochentag die entsprechende Gymnastikgruppe der Frauen.

In der Adventszeit dürfen die Sportsfreunde regelmäßig auf ein sehr individuelles Präsent von Herbert Falk hoffen. Es gibt einen ganz besonders ausgewählten Kunstkalender, wo es im Kleingedruckten heißt: „Idee und Zusammenstellung von Ursula Falk. Auf der Rückseite der Kalenderblätter sind 12 Rundwanderungen im Schwarzwald, beschrieben von Herbert Falk, mit Zeichnungen von Sepp Wurster, abgedruckt“. Ergänzend dazu verschenkt Herbert Falk noch eine praktische Taschenbuchausgabe.

Spätestens seit dem Sommer 1999 wissen es auch die Leser der Badischen Zeitung: Herbert Falk ist Schwarzwaldwanderer aus Passion und Profession. Vom 8. bis 24. Juni 1999 schreibt die Zeitung täglich unter dem gleichen Logo: „Im Frühtau zu Berge... Dr. Falks schönste Wanderungen“ einen ganzseitigen Wandervorschlag. – Auf eine entsprechende Frage von Ulrich Rose in einem BZ-Interview erklärt Herbert Falk zu seinem Hobby⁵:

„Der Grund für die Herausgabe dieser Wanderbuchreihe ist ganz einfach. Seit über 30 Jahren erscheint aus Werbegründen in meiner Firma ein Schwarzwald-Bildkalender, früher mit Fotos, seit einigen Jahren mit Bil-

dern von bekannten Schwarzwaldmalern. Da wir auch die Rückseite ausfüllen wollten, habe ich vor 25 Jahren begonnen, jedes Jahr zwölf Wanderungen im gesamten Schwarzwald abzuwandern und zu beschreiben, zusammen mit meinem Künstlerfreund Sepp Wurster, der bei diesen Wanderungen jeweils Strichzeichnungen anfertigte und mit diesen rund 2000 Zeichnungen meine Wanderungen illustrierte. 1992 wurden 180 dieser Rundwanderungen in der neunbändigen Taschenbuchreihe „Wanderparadies Schwarzwald“ – regional geordnet vom Atlasco Verlag publiziert. Inzwischen kamen 120 weitere Wanderungen dazu. Alle 300 Wanderungen werden Anfang nächsten Jahres vom gleichen Verlag unter dem Titel „Schwarzwald-Wandern“ in 15 Bänden herausgegeben, wobei dankbar vermerkt werden soll, daß 230 Wanderungen, die früher beschrieben wurden, von Mitgliedern des Schwarzwaldvereins nachgewandert und auf den neuesten Stand gebracht wurden“.

9. GRATULATION

Herbert Falk feiert in diesem Jahr seinen 75. Geburtstag und im Jahr 2000 das 40-jährige Bestehen seiner Firma. Dazu gratuliert ihm auch die BADISCHE HEIMAT.

Auf die Frage des Vorsitzenden Adolf Schmid, „wie heute und morgen ‚badische Identität‘ verstanden und gelebt werden kann“, mag mancher eine theoretische Definition geben oder ein praktisches Rezept vorschlagen – Herbert Falk lebt die Antwort!

Anmerkungen

- 1 Falk Informationen: Curriculum Vitae Dr. med., Dr. rer. nat. Herbert Falk. Selbstverlag Freiburg 1998.
- 2 W. Gerok: 30 Jahre Hepatologie und Gastroenterologie – Entwicklungen und Fortschritte im Spiegel von 100 Falk Symposien. Verlag Urban und Schwarzenberg München 1998.
- 3 Falk Informationen: Dr. Falk Pharma GmbH und Falk Foundation e. V., Selbstverlag Freiburg 1998.
- 4 Falk Foundation e. V.: Infoausgabe zum Falk Symposium Tbilisi/Tiblis (Georgia). Selbstverlag Freiburg 1998.
- 5 Ulrich Rose, Herbert Falk: Wandern in Baden – Wandern soll Freude machen, Badische Zeitung vom 7. 6. 1999. Badischer Verlag Freiburg 1999.

Anschrift des Autors:
Prof. Johannes Zitt
Jacobistraße 9
79104 Freiburg

Der Freiburger Gasthof „Zum Roten Bären“ gestern und heute

Der Gasthof Zum Roten Bären spielt in Freiburgs Geschichte eine wichtige Rolle. Seit frühester Zeit ist er Teil des Oberlinden-Platzes, wo die durchs Schwabentor in die Stadt rumpelnden Händler und Fuhrleute einen Halt einlegten. Hausnamen, wie „Zur kalten Schmiede“, „Zum Hufeisen“, „Zum Sättelin“, „Zur großen Zange“, „Zum Schwarzen Rad“, „Zum schwarzen Rösslin“, „Zur Felgen“ oder „Zur blauen Säge“ zeigen, daß sich hier zahlreiche Dienstleistungsbetriebe etabliert hatten¹. Im Gasthof zum „Roten Bären“ – die Farbe verweist auf die mittelalterliche Fassadenbemalung für Gasthäuser, der Bär auf die Zähringer als Stadtherren – fanden Fuhr- und Handelsleute Verpflegung und Unterkunft. Wie Bauuntersuchungen und Urkunden belegen, gehört das Gebäude an Oberlinden 12 bzw. seine Vorgängerbauten zu den ältesten erhaltenen Häusern Freiburgs überhaupt. Aus einem Grafenhof wurde ein Gasthof und schließlich ein modernes und traditionsbewußtes Hotel Restaurant. Durch die Jahrhunderte war der Rote Bären auch im sozialen Leben der Stadt eine Institution. Anhand seiner Geschichte läßt sich die Entwicklung Freiburgs von den Anfängen als kleine Siedlung zu Füßen des Schloßbergs über die Stadtgründung und -befestigung, die zahlreichen Kriegs- und Besatzungszeiten bis zu den Umwälzungen der letzten Jahrzehnte nachzeichnen. Gleichzeitig spiegelt der Rote Bären, der durch seine bis ins frühe 14. Jahrhundert zurückreichende Wirteliste als ältestes Gasthaus Deutschlands ausgewiesen ist, die Entwicklung der Gastronomie von den mittelalterlichen Tavernen und Gasthöfen zu den modernen Hotels, die ihre Gastlichkeit in Zeiten der touristischen Globalisierung behaupten müssen.

DIE QUELLEN

Ein Abriß der Geschichte des „Roten Bären“ beruht auf drei Arten von Quellen. Für die ältesten Perioden des Hauses ist der Keller ein erst vor wenigen Jahren erschlossenes Archiv. Die schriftliche Überlieferung setzt im Jahr 1311 mit der Erwähnung eines Hanman Bienger des Älteren vom Haus zum Roten Bären ein. Weitere Wirte des Hauses sind in mehr als 90 Urkunden des Freiburger Stadtarchivs genannt. Der Heimatforscher und Dichter Wilhelm Fladt hat sich in den 30er Jahren, unterstützt und ermuntert vom damaligen Bärenwirt Eugen Riedmüller, die Mühe gemacht, diese nur zum Teil publizierten Belege zu sammeln und in einer handgeschriebenen Bären-Chronik zu verarbeiten². Es gibt Hinweise, daß die von Fladt erstellte und 1954 zuletzt von Archivdirektor Professor Paul Albert erweiterte Wirteliste noch ergänzt werden kann. Eine eingehende Bearbeitung dieses Themas steht jedoch noch aus, so daß im folgenden auf Fladts Darstellung zurückgegriffen wird. Für die späteren Abschnitte des geschichtlichen Abrisses stehen Gelegenheitsfestschriften, Broschüren und vor allem das Wissen der heutigen Bären-Wirte Monika und Peter Hansen zur Verfügung.

DIE BAUGESCHICHTE

a. Die ältesten Befunde im Bärenkeller

Das heutige Gebäude des „Roten Bären“ geht auf die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück. Der Vorgängerbau war bis auf die Kellermauern weitgehend abgebrochen worden, so daß sich



„Zum Roten Bären“ in Oberlinden

die schriftlich belegte Geschichte des Hauses heute nur noch in der Kellerarchitektur widerspiegelt. Bestandsaufnahmen alter Freiburger Keller, die Oberbaudirektor Josef Diel 1981 vornahm³, zeigten, daß sich der heutige Bärenkeller aus zwei unterschiedlich großen Kellern zusammensetzt. Sie gehörten offenbar zu zwei durch eine Hofeinfahrt getrennten, giebelständigen Häusern des 12. Jahrhunderts. Diel rekonstruiert Häuser mit tiefliegenden Lager

oder Verkaufsräumen, die von der damals tiefer liegenden Straße zugänglich waren. Im 13. oder 14. Jahrhundert bildeten beide Häuser einem traufständigen Bau mit durchgehender Front zur Straße, wobei das vorherige Sockelgeschoß im Zuge einer Anhebung des Straßenniveaus zum Keller wurde.

1985 begannen Bauaufnahmen der Stadtkernforschung und Monumentenarchäologie des Städtischen Hochbauamts unter der Lei-

tung von Immo Beyer⁴. Eine wichtige Rolle in der Rekonstruktion und Datierung der frühesten Architekturreste im Bärenkeller spielte dabei ein gemauerter Pfeiler mit Arkadenbögen. Immo Beyer gelang es, dieses Element von späteren An- und Umbauten zu trennen und mit weiteren Funden alten Mauerwerks in Beziehung zu setzen. Er rekonstruiert ein repräsentatives Anwesen, dessen tiefergelegter Hof mit Brunnen über eine arkadengestützte Brücke mit anschließender Treppe zugänglich war. Diese Hofanlage, die nach Baustil und Radiocarbonatierung von Holzkohleresten aus der Zeit um 1000 stammt, war nach 1125 im Zuge der Neuparzellierung des Areals zugemauert worden und bildet heute einen Teil des Bärenkellers. Vermutlich handelte es sich bei der Anlage um den Teil eines Grafenhofs, der sich über das Gebiet der heutigen Anwesen Oberlinden 8–20 erstreckte. Damit ist der Bärenkeller, wo die entscheidenden Baubefunde heute öffentlich zugänglich sind, eine der wenigen Stellen, wo die Bebauung Freiburgs vor der offiziellen Stadtgründung im Jahr 1120 faßbar ist.

b. Die nachromanischen Bauperioden

Vom gotischen Haus des „Roten Bären“ und seiner Ausstattung zeugt noch eine prächtige Wandmalerei, die einst den Festsaal schmückte. Das Bild, das heute im ersten Geschoß liegt, zeigt die Wahl des Paris. Bemerkenswert an der Darstellung sind die wertvollen Kostüme und aufwendigen Frisuren der Damen und die Ausstattung des Paris mit einer Fackel statt mit einem Apfel. Anhand dieser Merkmale datiert Ingeborg Krummer-Schroth das Bild in die Zeit um 1530. Eine bis heute erhaltene Feuerstelle ganz in der Nähe des Bildes zeigt, daß hier geschmaust und gefeiert wurde. In die selbe Epoche fällt auch eine Erweiterung des „Roten Bären“. Bärenwirt Hans Waltz kauft am 10. Mai 1539 einen schmale Streifen vom Nachbarhaus „Zum Straussen“ dazu. Es ist erstmals die Rede vom „Großen und vom Kleinen Bären“. Der „Straussen“ deutet auf eine Zapfwirtschaft hin, deren Zapfordnung beschworen werden mußte. Der Wirt solcher Wirtschaften durfte auch über die Straße verkaufen und dazu Käse und Brot anbieten. Als Zeichen des Zapfs hing ein grüner Buschen über der Haustür. Das dürfte dem

damaligen Bärenwirt gerade recht gewesen sein, daß er zu seiner, wie es damals hieß, Taferne (vom lateinischen *taberna*) noch eine Zapfwirtschaft dazu bekam. Die Taferne allein durfte Fremde beherbergen und war mit Kammern und Ställen ausgestattet. Statt des Buschen hing vor der Wirtschaft ein Schild mit dem jeweiligen Zeichen, das der Wirtschaft den Namen gab⁵. Auf dem Sickinger Plan von 1589 ist der Buschen in Oberlinden neben dem großen Haus, dem „Bären“, deutlich zu erkennen.

Unter Bärenwirt Johannes Strohmeyer, der das Gasthaus 1723 von seinem Vater Andreas Strohmeyer übernommen hatte, kam es zum weitgehenden Abriß des romanisch-gotischen Hauses und dem Wiederaufbau als stattliches Barockgebäude. Auslöser des Umbaus könnte das Ende der französischen Besatzungszeit im Jahr 1744 gewesen sein. Bei ihrem Abzug sprengten die Truppen die damals rund 70 Jahre alten Vaubanschen Befestigungen, wobei wahrscheinlich auch der Bären in unmittelbarer Nähe der Stadtmauer in Mitleidenschaft gezogen wurde. Bekannt ist, daß die Franzosen Freiburgs Bürger großzügig entschädigten. So erhielten wohl auch die damalige Bärenwirte, die Strohmeyers, eine Wiedergutmachung, die sie zu den gewaltigen Baumaßnahmen befähigten.

Wieder wurde ein Festsaal gebaut. Es gab einen Tanzboden, dessen sandgescheuerte Tannenholzbretter noch die Spuren von Bänken, Tischen und Stühlen tragen. Die Ständerwände waren gefüllt mit den gotischen Firstziegeln, mit Lehm und Stroh zusammengehalten und mit vier Zentimeter dicken Holzbrettern ummantelt. Einiges von diesem Material wurde bei den jüngsten Umbauten im Keller wiederverwendet, so daß die frühere Nutzung noch sichtbar ist. Der heutige Raum „Oberlinden“ ist nach den damaligen Maßen wiederhergestellt mitsamt seiner Holztäfelung, der großen Tür, den Stuckprofilen und den lichten Farben. Damals war der Raum pastellgrün angelegt, heute dominiert hellblau, umrahmt mit dem Abschlußstrich in der Farbe Ochsenblut.

Ebenerdig zum Platz Oberlinden befanden sich die Gaststuben. Wo heute das mittlere Fenster der Bürgerstube liegt, befand sich der Eingang zur Stube. Stadteinwärts daneben

öffnete sich ein großes Portal mit dem gepflasterten Gang zu den Pferdeställen an der Stadtmauer. Noch heute, 300 Jahre später, läßt der Salpeter hier jeden Putz ausblühen. Nach Osten hin gab es ein zweites Portal, wohl der Eingang für die Hausgäste am Büffet vorbei. Hier wurden die Schlüssel verteilt und eine Treppe führte ins erste und zweite Geschoß. Dort gab es zu den Ställen und Lagern hin gelegenen Gemeinschaftsschlafräum und nach Oberlinden hin großzügige Zimmer mit bemalten Holzdecken. Die Reste dieser Decken wurden 1953 bei Renovierungen zu Einschalbrettchen geschnitten und im Haus verbaut. Heute befinden sich die letzten Reste dieser hübsch bemalten Brettchen als Decke in unserem Sauna-Ruheraum.

Lange Zeit geschehen keine wesentlichen Umbauten mehr. Früh wird der „Rote Bären“ unter Denkmalschutz gestellt⁶. Den Zweiten Weltkrieg übersteht er unbeschadet. Von 1945 bis 1952 dient der Gasthof als Casino für die Offiziere der französischen Besatzungsmacht. Der „Rote Bären“ bezog in dieser Zeit als Ausweichquartier das Nachbarhaus in der Salzstraße 26. Nach der Freigabe des alten Gebäu-

des wurde es von 1953 bis 1957 umfassend renoviert. Damals erhielt auch die heutige Fassade ihre Gestalt. Sie ist einer pastellfarbenen Bemalung der Renaissance nachempfunden und zeigt die Siegel verschiedener historischer Bärenwirte.

Zu einer grundlegenden Modernisierung entschlossen sich die heutigen Bärenwirte Monika und Peter Hansen Ende der Siebziger Jahre. In drei Bauabschnitten investierten sie insgesamt acht Millionen Mark. Von 1978 bis 1980 wurde der rückwärtige Gebäudeteil abgerissen, die Stadtmauer durchbrochen und ein Zugang von der Gerberau her geschaffen. Damals entstand das sogenannte Gartenhaus mit 12 Gästezimmern und eine völlig neue Küche. Außerdem wurde die gesamte Haustechnik komplett erneuert. 1984/85 wurden der barocke Dachstuhl des Stammbaus saniert, das Dachgeschoß zur Wohnung umgebaut und die Hotelzimmer im dritten Geschoß erneuert. 1989/90 schließlich folgte die Sanierung der aus der Barockzeit stammenden Mittelwand. Im Zuge dieser Arbeiten wurden der Raum „Oberlinden“ und der Bärensaal neu gestaltet, während die Gästezimmer des zweiten Geschos-



Postkarte von 1920

ses die ursprünglichen herrschaftlichen Ausmaße zurückerhielten.

600 JAHRE GASTLICHKEIT

a. Die urkundlich nachgewiesenen Wirte

Die lange Reihe der Bären-Wirte geht zurück auf das „jor do man zalt von gottes gebürt drüzehen hundert ahtzig und sibenzehn tag, des babstesz, in der vastun“. Am 13. März 1387 also hatte sich „hanman, wirt zu den Roten Bern“ wegen eines Streits um einen Wassergraben vor Gericht zu verantworten. Ein Hanman Bienger wird allerdings schon im Jahr 1311 im Zusammenhang mit einem Streit erwähnt. Der Name begegnet wieder in einem Eintrag aus dem Jahr 1327 im Grundbuch des Klosters Adelhausen. Die Generation zwischen diesen Biengern füllt der Hanmann Bienger, der in einer Urkunde von 1360 als Gesellschafter und Zunftmeister genannt ist. Noch einmal erscheint „Hanmann Bienger zum Roten Bären“ als Ratsmitglied und Gerichtsbeisitzer im Jahr 1390. Auf Bienger folgt eine lange Reihe von Bärenwirten, an deren Ende und nach bisheriger Zählung 50. Wirte-Generation Monika und Peter Hansen stehen. Folgende Wirte sind nach 1390 bekannt⁷:

| | |
|-------------|---|
| 1403 | Hanman von Rüdlingen |
| 27. 9. 1417 | Clewi Graff, burger ze friburg |
| 1457 | Konrad von Ach |
| 1476 | Els Bumenne, wirtin zum roten Beren |
| 1504 | Jakob Beler |
| 1526 | Hans Keßler Hans Ruch Veit Gewirker, Ratsherr und Zunftmeister der Küfer |
| 10. 5. 1539 | Hans Waltz |
| 18. 5. 1540 | Hans Neher |
| 1565 | Klaus Hofmann |
| 1572 | Hans Ysenring, des beständigen Rats und Gerichts |
| 15. 5. 1582 | Symon Khüefer, Wirt zur Krone in Staufen Georg Pfeiffer, Zunftmeister und Ratsherr |
| 28. 7. 1635 | Bernhard Pflueg |

| | |
|--------------|--|
| 4. 5. 1680 | Ander Pflug Andres Strohmeier, Wirt und Gastgeber im Himmelreich |
| 19. 4. 1723 | Johannes Strohmeier, Zunftwirt Martin Strohmeier, zünftiger Hufschmiedmeister und Behrenwirth |
| 20. 3. 1771 | Franz Xaveri Bihler, zünftiger Hufschmiedmeister und Behrenwirt |
| 28. 2. 1774 | Georg Wehrle, zünftiger Weißbeckermeister und Bärenwirt |
| 20. 12. 1783 | Andreas Hauser, Löwenwirt zu Ebnet |
| 1796 | Johann Georg Fischer |
| 1812 | Jakob Gramm, Bierbrauer und dessen Ehefrau |
| 1816 | Lorenz Sutter und Ehefrau Lisette, geb. Fischer |
| 9. 10. 1823 | Joseph Knittel, Bürger und dessen Ehefrau Magdalene, geb. Merz |
| 21. 10. 1841 | Joseph Knittel, Bärenwirt |
| 8. 7. 1859 | Johann Martin Stotz |
| 24. 3. 1871 | Otto Knittel |
| 18. 6. 1877 | Christian Liermann |
| 16. 11. 1878 | Anton Paul von Schilfgaarde, privat |
| 30. 10. 1885 | Otto Ganter, Wirt |
| 20. 4. 1888 | Julius Feierling |
| 11. 9. 1888 | Otto Ganter, Bärenwirt, Ehefrau Emilie, geb. Spéri |
| 11. 4. 1889 | Ernst Bertsch, Metzgermeister aus Emmendingen |
| 29. 12. 1891 | Wilhelm Schlenker |
| 30. 3. 1892 | Heinrich Dienger, Gastwirt zum Schützen Heinrich Dienger, Witwe und Kinder |
| 21. 2. 1919 | Anton Riedmüller, Gastwirt zum Löwen in Ebnet, Ehefrau Emma, geb. Böhler |
| 3. 12. 1929 | Eugen Riedmüller sen., Ehefrau Elsa, geb. Benz |
| 16. 3. 1965 | Eugen Riedmüller jun. |
| 23. 3. 1969 | Monika Riedmüller, geb. Bried, Witwe des Eugen, spätere Ehefrau des Peter Hansen |
| 1. 7. 1980 | Peter Hansen und Ehefrau Monika Hansen |

b. Der Streit ums älteste Gasthaus Deutschlands

Der Anspruch des „Roten Bären“, das älteste Gasthaus Deutschlands zu sein, blieb naturgemäß nicht unbestritten. Vor allem der „Riesen“ in Miltenberg behauptete lange Zeit, älter zu sein. Bärenwirt Eugen Riedmüller, dessen Briefkopf in den Dreißiger Jahren der Zusatz „Ältester Gasthof Deutschlands“ zierte, unternahm zahlreiche Anstrengungen, diese Frage eindeutig zu klären. Ossip Potthoff, Verfasser der 1933 erstmals erschienenen „Kulturgeschichte der deutschen Gaststätte“⁸, bestätigte ihm, daß ihm der „Riesen“ auf Anfrage keine Urkunden über das Alter der Gaststätte nennen konnte. Eigene Forschungen im Freiburger Stadtarchiv – damals galt die Urkunde vom 25. Oktober 1390 als die älteste Erwähnung des „Roten Bären“ – hätten ihn schließlich von der Priorität des Freiburger Gasthofs überzeugt⁹. Der „Riesen“ in Miltenberg wird 1504 als Fürstenherberge genannt. In den Markt- und Stadtrechten, die Miltenberg von Erzbischof Heinrich III. (1328–1364) erhielt, ist lediglich von „drien herbergen am marckt: zu der Cronen, zu dem Swert un zu dem Esell“ die Rede. Wohl gab es eine Herrentrinkstube „Zum Riesen“, doch handelte es sich dabei um eine Art Club, und keinesfalls um eine Gastwirtschaft. Das behauptete hohe Alter des „Löwen“ in Schönberg bei Lahr schließlich beruht allein auf einem Stein mit einer Inschrift aus dem Jahr 1242. Die erste Erwähnung findet sich in Urkunde aus den 60er Jahren des 17. Jahrhunderts, in der die Reichsfreiherrn von der Leyen einem Küfer aus Seelbach die Schildgerechtigkeit des Wirtshauses „Zum Leyen“ in Schönberg verleihen.

Deutlich wird, daß weder der „Riesen“, noch der „Löwen“ die für den „Roten Bären“ belegte lange Kontinuität von Haus, Schildgerechtigkeit und Wirtefolge nachweisen können.

GEGEN KURZLEBIGE TRENDS: DER „ROTE BÄREN“ HEUTE

Das beispiellose Wachstum innerhalb der gesamten Hotellerie seit den 60er Jahren, mit überdurchschnittlichen Steigerungen bis weit in die 80er Jahre hinein, hat insbesondere auf die privaten, traditionellen Gasthäuser einen Zwang zur Neuorientierung und eine Suche

nach angepaßten Managementformen ausgelöst. Für den Gasthof „Zum Roten Bären“ waren ständige Beobachtung der Gästewünsche, ein sinnvolles, konsequentes und nachhaltiges Wirtschaften durch viele Jahrhunderte hindurch, überlebenswichtig. Fünfzig Generationen von Bärenwirten haben das geleistet, und deshalb blicken auch die heutigen Wirte zuversichtlich in die Zukunft.

Heute stehen Hotelliers und Gastronomen vor einer Vielzahl von Veränderungen, denen sich kein Unternehmen immer wieder und ständig neu anpassen kann. Da ist zum einen der ruinöse Wettbewerb auf der Anbieterseite. Das Argument heißt seit langem „billiger“ statt „besser“. Die Austauschbarkeit der Produkte und Angebote in allen Bereichen der Hotellerie ist nie größer gewesen. Hinzu kommen ein verändertes Verbraucherbewußtsein und die sich ständig und immer schneller wandelnden wirtschaftlichen Rahmenbedingungen. Genannt seien Stichworte wie Globalisierung – per Internet bucht heute ein Gast in Hongkong entweder in Freiburg oder in Bordeaux per Mausclick direkt im Hotel – Liberalisierung, Euro-Preise usw. verändern die Entwicklung auf allen Teilmärkten der Touristik dramatisch. Auch der ungebrochene Trend zur Fast Food-Küche, zur Erlebnishotellerie und zum schnellen Konsum machen den Wirten Sorgen.

Nach einer Zeit des Nachfrageüberhangs, die bis in die 70er Jahre andauerte, stehen wir heute vor einem Angebotsüberhang. Dieser resultiert vor allem aus dem Aufschwung internationaler Hotelkonzerne mit enormen Kapazitäten und ausgefeilten Marketingstrategien. Für den Standort Freiburg bedeutete dies Mitte der 90er Jahre eine Verdoppelung der Bettenzahl. Hinzu kommt, daß viele Hotelketten als Pachtbetriebe geführt werden und eine grundsätzlich andere Kostenstruktur haben, als die im Eigentum geführten Privathotels. Immer mehr Privathotels haben sich deshalb zu Hotelkooperationen zusammengeschlossen, um vor allem im Bereich des Marketing mit den Hotelketten konkurrieren zu können. Die Ringhotels, deren Gründungsmitglied der Rote Bären 1973 war, stellen heute mit 154 Privatbetrieben die größte deutsche Hotelkooperation dar.

Inhaber traditioneller Häuser müssen sich ständig fragen, wie sie heute organisiert sein

müssen, um in fünf oder zehn Jahren mit anderen Rahmenbedingungen fertig zu werden. Wenn ihre Betriebe in ihrer Organisation flexibel geblieben sind, dann nicht, weil es die Trendforscher vorbeten, sondern weil die tägliche Arbeit dazu zwingt. Hinzu gekommen sind die schnelleren Kommunikationskanäle, globale Verteilersysteme (GDS) und die ganze Bandbreite elektronischer Datenverarbeitung. Geblieben ist das „Management durch Herumwandern“. Täglich jedem Mitarbeiter an seinem Arbeitsplatz einmal in die Augen geschaut und fünf Minuten Zeit für die Lieferanten haben eine positive, aufklärende Wirkung und sind unverzichtbar für das Betriebsklima. Technik wird genutzt wo es geht, doch hat das intelligente Verstehen und Bedienen von Bedürfnissen, oder besser: die gelebte Beziehung mit dem Gast, stets Vorrang. Die großen Megatrends mit Themen wie Freizeitwert, Selbstverwirklichung, Umweltorientierung und nicht zuletzt „Das große Heimweh“ wären mit sinnvollem, rücksichtsvoll gelebtem Miteinander gar keine Trends geworden. Mit „Beziehungsmarketing“ hat das Gasthaus „Zum Roten Bären“ Jahrhunderte erlebt und überlebt. Genau diese Beziehung ist es, für die sich unser Einsatz lohnt.

AUFGESCHLOSSEN UND NEUGIERIG: DER „ROTEN BÄREN“ AUF DEM WEG IN DIE ZUKUNFT

„Beziehungsmarketing“ ist gleichzeitig das Erbe, das Peter und Monika Hansen ins 3. Jahrtausend hinübertragen wollen. Es gilt, dieses Erbe anzunehmen und zu pflegen. Zum einen von den Freiburger Bürgern, die, wie in der Vergangenheit, ihr Gasthaus nur dann behalten werden, wenn sie es erhalten. Zum anderen von der nächsten Wirtegeneration, die bereit sein muß zu diesem „Beziehungsmarketing“. Leider werden die Kinder der heutigen Bärenwirte nicht die nächste Generation von Bärenwirten stellen, aber das ist bei der Betrachtung der Generationenfolge seit 1311 keine Ausnahme. Dieses Haus hat schon die 2. Jahrtausendwende gesehen und in den vergangenen 1000 Jahren viele „neue Zeiten“ erlebt. Daraus entstand das Eigenleben dieses Gasthauses, wo die jeweiligen Wirte auch

„Gäste“ waren mit der Verantwortung für ihre Zeit und die nächste Generation. So darf man neugierig sein auf die jungen Fachleute, die den Megatrends gelassen entgegen sehen und Gastfreundschaft gemäß der dann herrschenden „Neuen Zeit“ praktizieren werden.

Anmerkungen

- 1 Mayer, Hermann: Oberlinden zu Freiburg. Schauland 54–55, 1929, 1–18.
- 2 Wilhelm Fladt: Geschichte des Gasthauses „Zum Roten Bären“. Handschriftliches und illustriertes Manuskript aus dem Jahr 1938 im Besitz der Familie Hansen.
- 3 Diel, Josef: Die Tiefkeller im Bereich Oberlinden. Zeugnisse der baulichen Entwicklung Freiburgs im 12. und 13. Jahrhundert. (= Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i. Br. 2). Freiburg 1981.
- 4 Hochbauamt der Stadt Freiburg (Hg.): Haupthaus des Grafenhofs um 1000. Oberlinden 10–14. Dokumentationsmappe. Resümee der Bauanalyse. Freiburg: 1997.
- 5 Sirch, Alfred: Bräuer, Wirte, Tafernern. Brauwesen und Gastwirtschaft in der Fuggerwirtschaft Kirchheim. Kirchheim 1991, 14 f.
- 6 Bescheinigung durch Oberbaudirektor Schlippe im Juni 1939. Darin heißt es: „Die heutige Gestalt des ‚Bären‘ stammt wohl erst aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Im Keller sind jedoch Bestandteile des Hauses aus hochmittelalterlicher Zeit, wohl unmittelbar nach der Stadtgründung 1120 erhalten, die wenn sie auch nicht im Ortsbild mitsprechen, doch denkmalpflegerischen Schutz verdienen. Obendrein kann sich der Bären rühmen, daß kein anderes Gasthaus in Deutschland in der Lage ist, die urkundlichen Belege für seine Existenz so weit zurückzudatieren, wie der ‚Bären‘“.
- 7 Hansen, Monika: Zum Roten Bären in Freiburg. Jubiläumsbroschüre. Freiburg 1987, 14 f. Die Datumsangaben beziehen sich auf die jeweils erste urkundliche Erwähnung.
- 8 Potthoff, Ossip D.: Kulturgeschichte der deutschen Gaststätte. Berlin 1933. Nachdruck Hildesheim 1996.
- 9 Brief an Eugen Riedmüller vom 1. März 1937.

Anschriften der Autoren:
Monika Hansen
Zum Roten Bären
Oberlinden 12
79098 Freiburg

Dr. Gerd Kalkbrenner
Münchhofstraße 6
79106 Freiburg

Auf den Spuren der Habsburger



Karl V.

Viele Zeitgenossen beherzigen den weisen Ratschlag und reisen, denn „Reisen bildet“. Wie wir die Welt zu erfahren, unterliegt einem steten Wandel, dem wir bei der Vorbereitung von Reisen Rechnung tragen.

KULTUR UND TOURISMUS FÖRDERN

Im Rahmen einer Initiative zur Förderung des Tourismus mit kultureller Absicht haben sich das Elsaß, Baden-Württemberg und der Aargau zusammengeschlossen, und fördern ein in den drei Gebieten stark präsent Thema.¹ Dieses Thema heißt Habsburg; und habsburgische Kunst- und Kulturgüter gibt es in diesem gemeinsamen Gebiet nicht nur viele, sondern auch interessante und sehenswerte.

Politik und Verwaltung haben in den letzten 30 Jahren die habsburgischen Baudenkmäler mit mehreren hundert Millionen DM erforscht, dokumentiert und restauriert. Diese staatliche Vorleistung erbrachte ein Ensemble an Kulturgütern, welches eine vermehrte Beachtung und Nutzung verdient. Lernen Sie unsere habsburgischen Stammlande besser kennen, besuchen Sie www.habsburg.net

EINE VERWORRENE GESCHICHTE?

Die Habsburger treten in der europäischen Geschichte auf vielfältige Weise in Erscheinung. Sie erscheinen als großartige Kaiser des Heiligen Römischen Reiches oder eher blasse Fürsten, wenn nicht gar als die Erzfeinde der angeblichen schweizerischen Freiheit. Die habsburgischen Stammlande, wie auch das spätere Vorderösterreich, unterlagen einer dauernden territorialen Veränderung, was ihre Wahrnehmung und Bestimmung erschwert. Bedingt durch die im letzten Jahrhundert in den drei Ländern entwickelten unterschiedlichen Geschichtsbilder, sind die Habsburger mal positiv mal negativ belegt.

Heute liegen die ehemals habsburgischen Gebiete in drei Staaten und zwei Sprachregionen, was das Wissen über die historische Einheit auch nicht erleichtert. Ein Ziel der Reisen auf den Spuren der Habsburger ist daher, den Bürgerinnen und Bürgern einen Teil ihrer

Geschichte in der Form von Ausflügen wieder vermehrt bewußt zu machen, sie zu Reisen zu den Nachbarn zu motivieren. Unseren Gästen präsentieren wir die Zeugnisse habsburgischen Wirkens und überlassen die Bewertung der Geschichte ihrem eigenen Urteil.

EINE INTERNATIONALE GESCHICHTE!

Was für uns gut ist, das kann auch internationalen Gästen nicht schaden. Ein weiteres Ziel der Förderung ist es daher, vermehrt ausländische Gäste zu Reisen auf den Spuren der Habsburger zu animieren. Die Erfahrungen der letzten Jahre haben gezeigt, daß Reisevorschläge vom Publikum durchaus wohlwollend aufgenommen werden. Die Habsburger sind in der Geschichte eine über Jahrhunderte und über große Gebiete Europas präse Dynastie, ein Grund weshalb wir alle aus dem Geschichtsunterricht noch mehr oder weniger vage Erinnerungen an die Habsburger mit uns tragen. Das Thema Habsburg ist bei den Gästen damit bereits präsent und wir können ihnen ohne lange Einleitungen unsere Vorschläge unterbreiten.

Um den in Gruppen oder einzeln reisenden Gästen die Vorbereitung zu erleichtern, bereiten wir thematisch strukturierte Reisen vor, zu denen wir die notwendigen kulturellen und touristischen Informationen zur Verfügung stellen. Eine Reise führt zu den habsburgischen Klöstern: Ottmarsheim im Elsaß, Muri und Königsfelden im Aargau und St. Blasien im Schwarzwald. Ein weiteres Beispiel sind die Verwaltungssitze: Baden im Aargau, Ensisheim im Elsaß und Freiburg für die letzte Periode der habsburgischen Regierung.²

Bereits haben auch erste geführte Gruppenreisen stattgefunden, etwa mit dem Freundeskreis des Augustinermuseums. Solche Reisen ermöglichen es, Kunst- und Kulturgüter zugänglich zu machen, die Einzelreisenden verschlossen bleiben, etwa den Kirchenschatz der christ katholischen Pfarrkirche zu Rheinfelden.

IMMER DIESE EVENTS

Viele Reisende entschließen sich heute zu einem Ausflug aufgrund eines besonderen

Karl V. 1500-2000

Ein Reich, in dem
die Sonne nicht untergeht.



September 1999 – September 2000

Veranstaltungen in Gent, Mecheln, Brüssel,
Antwerpen, Leuven und anderen Städten.

Info +32 (0)70 233 888

Anlasses. Die Landesausstellung „Vorderösterreich – nur die Schwanzfeder des Kaiseradlers?“⁴³ ist ein solcher Anlaß und hat mehr als 42 000 Besucherinnen und Besucher zu einem Ausflug nach Rottenburg am Neckar bewegt. Es ist klar, daß wir für den Ausstellungsbesuch in Freiburg vom 1. Dezember 1999 bis zum 28. Februar 2000 ebenfalls Gruppenreisen vorbereiten und zu einem zahlreichen Besucherstrom nach Freiburg beitragen möchten.

Ein faszinierender Habsburger war Kaiser Karl V., der am 24. Februar 1500 geboren wurde, und für den gegenwärtig viele international herausragende Anlässe vorbereitet werden. Wir bieten Ihnen im Rahmen der nachfolgend vorgestellten Reise Gelegenheit, die Persönlichkeit von Karl V. an den Stätten seiner Kindheit, seines Wirkens und seiner Abdankung kennen zu lernen.

Anmerkungen

- 1 Die Habsburgerstraße ist die laufende, zweite Phase der Initiative und wird von der europäischen Union aus dem Programm Interreg II finanziell unterstützt.
- 2 Die Reisevorschläge werden im Internet publiziert: www.habsburg-reisen.net. Eine Broschüre aus dem Jahre 1996 kann bestellt werden bei: Frau Sandra Takacs, Landscape Tourismus Consulting GmbH, Bertholdstr. 23, 79098 Freiburg, Tel.: 07 61/ 2 02 66 80.
- 3 www.vorderoesterreich.de.

Anschrift des Autors:
Lic. phil. Christoph Döbeli
Habsburg Tourismus GmbH
Sekretariat
Thiersteinerallee 40
CH-4053 Basel

LANDSCAPE

Tourismus Consulting

Kulturreise 2. 12.-5. 12. 1999
aus Anlaß des 500. Jubiläums Karl V. 1500–1558

Ein Reich, in dem die Sonne nicht untergeht
(Freiburg – Luxemburg – Brüssel – Gent – Löwen – Freiburg)

2. 12. 99

Individuelle Anreise, 9 Uhr Treffpunkt Freiburg Stadtrundgang „Vorderösterreich und die Habsburger“ Führung durch die Ausstellung: „Vorderösterreich – nur die Schwanzfeder des Kaiseradlers?“ im Augustinermuseum Freiburg Weiterfahrt über Hagenau nach Luxemburg, Abendessen und Übernachtung

3. 12. 99

Frühstücksbuffet, Weiterfahrt nach Brüssel Stadtrundfahrt: St. Michaels Kathedrale, Habsburger Fenster, Königlicher Palast, Europäisches Viertel, Grand Place, Galerien St. Hubert Retrospective James Ensor (1860–1949) Königliches Museum für Schöne Künste, mit nahezu

kompletter Bilder-Übersicht sowie Fotos und Objekten des historischen und sozialen Hintergrunds des Künstlers Weiterfahrt nach Gent, Abendessen und Übernachtung in Gent

4. 12. 99

Frühstücksbuffet, Ausstellung *Mise-en-Scène* – europäische Historienmalerei im Museum für Schöne Künste Gent, Stadtbesichtigung Gent St.-Michael-Brücke, Genter Turmreihe, St. Bavo-Kathedrale mit dem Genter Altar Mystic Lamb der Gebrüder van Eyck, Leieviertel und die mittelalterliche Burg Gravensteen, erbaut unter Philipp von Elsass

Krönendes Highlight die Ausstellung im Sint-Pietersabdij Carolus - eine Zeitreise zur Zeit Karl V. durch Gent, die Niederlande und Europa, bis in die Neue Welt
Abendessen und Übernachtung in Gent

5. 12. 99

Frühstücksbuffet, Abreise nach Löwen, Stadtbesichtigung der mittelalterlichen Stadt, Rathaus, Universitätskollegien und Beginenhof
Rückreise nach Freiburg, Ankunft ca. 17.00 Uhr

Unsere Leistungen:

- ▶ Fahrt im modernen Fernreisebus ab/bis Freiburg
- ▶ Fachkundige deutsch-französisch-sprechende Reisebegleitung während des gesamten Aufenthaltes
- ▶ 3* Übernachtung/Frühstücksbuffet in stilvoll-geführten Hotels in Luxemburg und Gent
- ▶ 3* Abendessen, in ausgesuchten, gemütlichen Restaurants
- ▶ 4* Stadtführung in Freiburg, Brüssel, Gent, Löwen
- ▶ Extra-Führungen in Deutsch/Französisch in den genannten Ausstellungen
- ▶ Eintritte für Vorderösterreich-Ausstellung Freiburg, James Ensor Retrospective Brussels, Mise-en-Scène - Carolus Gent

Preis pro Person

Im Doppelzimmer Kat. 3*** DM 1299
Einzelzimmerzuschlag Kat. 3*** DM 139

Anmeldeschluß 15. 10. 99

(Begrenzte Teilnehmerzahl max. 20 Reisende)

Gerne organisieren wir auch Ihre An- und Abreise nach Freiburg.

Aus Anlaß des Karl V. Jahres organisieren wir weitere kulturhistorische Reiseangebote.

Sind Sie interessiert?

Wir informieren Sie gerne.

Wir freuen uns auf Ihren Anruf und stehen Ihnen bei Fragen herzlich zur Verfügung.

Gerne senden wir Ihnen auch unsere detaillierte Reisebroschüre zu.

Information, Reservierung und Buchung bei:
Habsburg Tourismus GmbH
c/o. LANDSCAPE Tourismus Consulting GmbH
Frau Sandra Takács
Bertoldstraße 23
D-79098 Freiburg
Tel. 07 61-2 02 66 86
Fax. 07 61-2 02 66 89
reisen@habsburg-tourismus.net
www.habsburg-tourismus.net

In memoriam Dr. Otto Beuttenmüller, Bretten (1. 4. 1901 – 1. 7. 1999)



Wer sich ein wenig in das Leben und das Werk des Heimgegangenen, Nachfahre eines Geschlechts, das schon längere Zeit in Bretten ansässig ist, und einer Mutter, die aus einem Frankfurter Patrizierhaus stammte, vertieft, wird nicht umhin können, daß nun vollendete Leben zu bewundern. Und da es Dr. Otto Beuttenmüller beschieden war, ein langes Leben und eine gute Gesundheit geschenkt zu bekommen, darf man die Ernte dieses Lebens in diesen Jahrzehnten, von der Qualität und der

Quantität her, als herausragend bezeichnen. Dr. Otto Beuttenmüller, der sich seinem Auftrag ganz verschrieben hatte und diesen bis zuletzt nachkam, gehört dafür vor allem in der Stadt Bretten und im Kraichgau ein großer Dank.

Worin besteht nun das Verdienst dieses Mannes? Daß er von den Freunden bewußt als „Dr.“ angesprochen wurde, zeigt die Hochachtung, die man überall ihm gegenüber hatte. Es ist ja immer etwas Besonderes, wenn jemand aus den eigenen Reihen die Geschehnisse seiner Gegend aufschreibt und so den Nachkommen erhält. Bis in die letzten Jahre seines Lebens liegen von Dr. Beuttenmüller größere und kleinere Arbeiten vor, bis 1991 sind es 106 Titel, die Geschichtliches aufhellen. In der Hauptsache sind es genealogische Arbeiten, die Dr. Otto Beuttenmüller hinterlassen hat. In der Ahnenforschung brilliert Dr. Beuttenmüller ganz besonders. Aus diesem Grunde ist er auch zum Ehrenvorsitzenden der deutschen Ahnenforscher-Gilde erkoren worden. Dr. Beuttenmüller wurde zum Mitarbeiter des deutschen Geschlechterbuches. In diesem Zusammenhang soll stellvertretend für alle anderen Veröffentlichungen erwähnt werden das alphabetische Geschlechterbuch der Stadt Bretten von 1688–1837. Großes Interesse fand auch die Arbeit über die Weizsäcker-Familie bis zu Richard, dem ehemaligen Bundespräsidenten.

Dr. Beuttenmüller hat aus dem Geist Melanchthons heraus gewirkt. Er ist in jungen Jahren schon zur Melanchthon-Forschung gestoßen. Im Zweiten Weltkrieg ist er zum Retter der Melanchthonhausbibliothek geworden. Durch die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes 1. und 2. Klasse ist er auch in der Öffentlichkeit herausgestellt worden. Dabei ist

er in seinem Leben ein bescheidener Mann geblieben. Von großer Bedeutung ist das vorläufige Verzeichnis der Melanchthonausdrucke.

Dafür ist Dr. Beuttenmüller der Theologische Doktor der Universität Heidelberg verliehen worden.

Zur „Badischen Heimat“ hatte Dr. Beuttenmüller sehr früh ein enges Verhältnis, bis ins hohe Alter war er Mitglied im Beirat des Landesverbandes Badische Heimat. In den 20er Jahren ist er Mitglied geworden und somit über 70 Jahre Mitglied geblieben. Dr. Otto Beuttenmüller hat viele Arbeiten im Organ der Badischen Heimat veröffentlicht, zum Beispiel die

Artikel in Heft 1971, Gesamtinhaltsverzeichnis: Badische Heimat, Mein Heimatland, Ekkhart und vom Bodensee zum Main, 1914-1971. 1974: Geographisches Verzeichnis der Artikel in den Schriften, Badische Heimat, Mein Heimatland, Ekkhart u. vom Bodensee zum Main. 1976: Sachregister zum Gesamtverzeichnis der Badischen Heimat, Ekkhart und vom Bodensee zum Main und 1985: Inhaltsverzeichnis Badische Heimat und Ekkhart und vom Bodensee zum Main. Jahrgänge 1971-1984. Das ist heute noch eine große Hilfe.

Dem Mitarbeiter, der Wertvolles für die Badische Heimat geleistet hat, wollen wir ein ehrendes Andenken bewahren.

Bernd Ottnad zum 75. Geburtstag

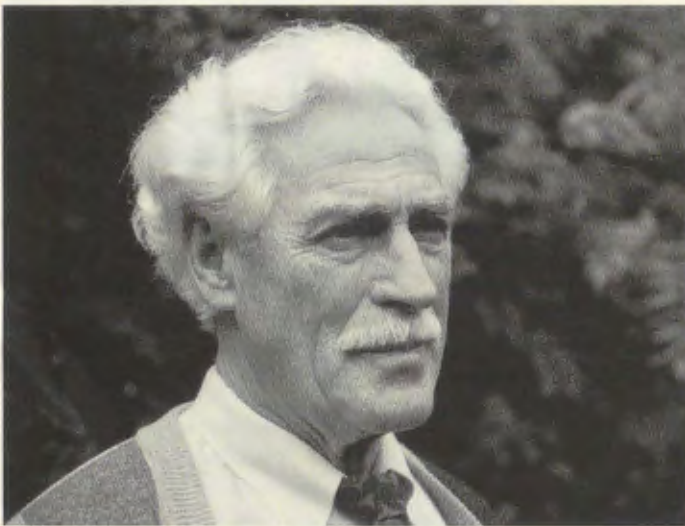
Die Wechselwirkung zwischen schöpferischer Individualkraft und (scheinbar) anonymer historischem Prozeß, die Frage nach dem, was war, wie und warum es wurde und was noch daraus werden mag, wies seinem Werk die Richtung: Bernd Ottnad, der am 9. September seinen 75. Geburtstag feiert.

Der gebürtige Karlsruher hatte nach Reichsarbeitsdienst, Kriegsdienst und amerikanischer Kriegsgefangenschaft im Sommersemester 1947 an der Universität Freiburg das Studium der Geschichte, Germanistik, Philosophie und Romanistik aufgenommen. Als Schüler des Historikers Gerd Tellenbach und des Philosophen Max Müller wurde er mit einer Arbeit über „Mensch und Geschichte bei Johann Gustav Droysen“ im Dezember 1952 promoviert. 1955 trat er in den baden-württembergischen Archivdienst ein. Berufliche Stationen wurden das

Generallandesarchiv Karlsruhe, das Universitätsarchiv in Freiburg, das Staatsarchiv Ludwigsburg, dann für fast ein Jahrzehnt das Hauptstaatsarchiv in Stuttgart, bis er 1973 die Leitung der damaligen Außenstelle des Generallandesarchivs in Freiburg übernahm.

Bernd Ottnad hat dieses Archiv maßgeblich geprägt. Während seiner 15jährigen Amtszeit wurde es zum selbständigen Staatsarchiv, zuständig für mehr als 500 Behörden im neuen Regierungsbezirk Freiburg. Bezeichnend für Ottnads Beharrlichkeit ist die Tatsache, daß er, kaum wieder in Freiburg, sich intensiv und schließlich erfolgreich um einen historisch besonders wertvollen Bestand bemühte: die Akten der ehemaligen vorderösterreichischen Landesregierung zu Freiburg aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Sie waren in den Wirren der napoleonischen Zeit ins heutige Staatsarchiv Modena gelangt. Seit 1987 sind sie im Staatsarchiv Freiburg dem Benutzer zugänglich. Ohne Anerkennung und Ehren blieb dieses Wirken nicht. Ottnad erhielt 1984 das Bundesverdienstkreuz, 1989 wurde ihm der Professorentitel verliehen.

In seinem in Thematik wie Umfang breitgefächerten Oeuvre finden sich Arbeiten zur mittelalterlichen Territorialgeschichte genauso wie zur politischen Landeskunde Badens im 19. Jahrhundert. Untersuchungen über die Beziehungen des deutschen Südwestens zu den USA und Japan stehen neben kirchenhistorischen Beiträgen. Oft jahre-



Professor Bernd Ottnad

langes Quellenstudium ist dabei charakteristisch für die quellenorientierte und -kritische Arbeitsweise des Archivars und Historikers. Als „politischer Mensch“ mit viel Gespür – für die Sache, aber auch für die Umstände, den Rahmen – leitete er den Südwestdeutschen Archivtag 1974 bis 1984 und verstand es dabei, dem Berufsstand der Archivare auch eine bislang nicht gekannte politische Anerkennung zu verschaffen. Grußworte der Ministerpräsidenten Hans Filbinger und Lothar Späth und Reden der Wissenschaftsminister Helmut Engler und Roman Herzog, der am ganzen Archivtag zum Thema „Archiv und Datenschutz“ teilnahm, weisen darauf hin.

Einen deutlichen inhaltlichen Schwerpunkt seiner Arbeit markieren archivtheoretische Ansätze, zumal in diesem Lebensabschnitt. Manch Anregendes und bis heute Gültiges hat Bernd Ottnad dabei zur Archivistik beigetragen. So gehörte er zu den ersten, die Themen wie „Datenschutz“ oder „Archiv und EDV“ aufgriffen und daraus entstehende archivspezifische Probleme formulierten. Seine Anregungen zur Praxis der archivischen Bewertung sind bis heute grundlegend geblieben. Das ist sein Beitrag zu einem der wichtigsten Themen der Archivarbeit überhaupt, geht es hier doch darum, was aufbewahrt, also zur Geschichtsquelle wird, und was „kassiert“ wird und damit unberücksichtigt bleibt. Auch diese Ideen aber – wiederum typisch für die Schaffensweise des Mannes – waren Ergebnisse der Beschäftigung mit der Geschichte. Lange Zeit hatte er nämlich auch Archivgeschichte betrieben, wie beispielsweise an seinen Arbeiten über das Bistum Konstanz sichtbar wird. Sein Beitrag „Mensch und Geschichte in Georg Orwells Roman 1984“ verbalisiert das Antimodell zur totalitär-ideologischen Vorgabe, die den Tageserfordernissen gemäß umdatiert, eliminiert, fälscht. Dazu kontrastiert Ottnad die Prinzipien der Arbeit des Archivars: Archivschutz als Daseinsfürsorge, Archivarbeit als kulturstiftendes Schaffen. Auch das „Berufsbild des Archivars“ hat Ottnad zusammenfassend und mit einer Grundsätzlichkeit dargestellt, wie sie sich zuvor nicht fand.

Nachdem er, Ottnad, 1988 die Leitung des Freiburger Staatsarchivs in andere Hände gelegt hatte und in Pension ging, konzentrierte sich sein Hauptinteresse auf die Reihe der

„Badischen Biographien“ und der „Baden-württembergischen Biographien“, die er beide im Auftrag der Historischen Kommission des Landes als deren Vorstandsmitglied herausgibt. Damit begann also keineswegs, wie man meinen könnte, der Ruhestand. Im knappen Dutzend der Jahre, die seither vergangen sind, hat er so etwas wie ein zweites Berufsleben absolviert, ohne Mitarbeiterstab diesmal, allein, aber dafür umso intensiver, von seiner Frau Margarethe unterstützt; denn sein Haus wurde fast zum Büro umfunktioniert, zum Stützpunkt der Badischen und der Baden-Württembergischen Biographien. Wer unterwirft schon sein Pensionärsdasein dergestalt einer wissenschaftlichen und landesgeschichtlich bedeutsamen Aufgabe? Bei Bernd Ottnad muß schon in solchen Worten gesprochen werden. Und seine Frau arbeitete mit, ordnete, sichtete, schrieb und brachte ins Reine. Daß es bei ihm fast nichts anderes gab, kaum daß die schwere Gesundheitskrise überwunden war, durfte nur so erwartet werden. Die Bilanz bis heute: mit dem gerade vorgelegten zweiten Band der Baden-Württembergischen Biographien und den vier Bänden der Badischen Biographien Neue Folge sind es jetzt 1111 Personen, deren Leben und Wirken von 376 Autoren dargestellt wurde. Dazu kommt eine beachtliche Zahl weiterer Manuskripte und vergebener Aufträge für künftige Bände. Ein fast kompletter weiterer Band liegt schon vor. Ein überreiches Erbe, das sein Nachfolger antreten kann.

Aber Ottnads Leistung ist nicht allein quantitativ meß- und darstellbar, sie liegt stärker noch im Konzeptionellen, das überdeutlich die Prägekraft des Herausgebers kennzeichnet. Ein kurzer Exkurs: wie das Land und sein Name aus zwei Teilen besteht, so wollte auch dessen Historische Kommission zur traditionsreichen württembergischen eine zweite, badische biographische Reihe ins Leben rufen. Doch selbst in die Kinderschuhe war dieses Projekt bis 1977 noch nicht hineingekommen. Erste Kontakte gab es bis dahin, einen Karteikasten voller Namen, Persönlichkeiten, die es zu würdigen gelte, viel mehr aber nicht. Kaum zu denken war noch an eine biographische Konzeption, daran, das Niveau der angesehensten Reihen dieses Genres im deutschsprachigen Raum zu erreichen. Bernd Ottnad ist dieses ehrgeizi-

ge Vorhaben gelungen: mit einem Kontrastprogramm, möchte man den Vergleich zum Konzept der württembergischen Lebensbilder überhaupt bemühen. Wo dort breite Darstellung und Ästhetik der Form in überkommener Weise gepflegt werden, setzte der Badener auf spartanische Bescheidenheit im Umfang, umso mehr aber auf Konzentration der Information. Allein der Vorspann zu jeder Biographie, stichwortartig die Chronologie des Lebenslaufs, und der Nachspann, Werke des Biographierten, Werke über seine Persönlichkeit und Bildnachweis, lassen erkennen, worum es dem Herausgeber geht: komprimierte Information auf möglichst wenig Raum. So knüpfte er auch an die Traditionreihe der Badischen Biographien an, die, von Friedrich von Weech 1875 begründet, bis 1935 Bestand gehabt hatte. Eine Fortsetzung hatte der Krieg verhindert. Dann aber bedurfte es der vier Jahrzehnte, bis der Neuanfang 1972 konkretisiert und in Otnad 1976 den neuen Spiritus Rector gefunden hatte. Inzwischen waren 12 Bände der „Lebensbilder aus Schwaben und Franken“ erschienen, lag das Ende der alten badischen Reihe mehr als 40 Jahre zurück. Auch Otnads Kriterien bei der Auswahl der zu Biographierenden zeigen die Bemühung um den Mittelweg. Aufgenommen in die Reihe sollte werden, wer im Lande geboren, vom Lande geprägt oder aber wichtige Jahre seines Lebens dort verbracht hatte. Noch lebende Persönlichkeiten blieben von vornherein ausgeschlossen. Damit waren weitgehend Auswahlkriterien für die neue Folge aufgestellt, die denen der alten vergleichbar waren – Streben nach formaler Kontinuität – inhaltlich rangiert die Neue Folge weit über der ersten – wird erneut sichtbar. Im Ductus der Darstellung herrschte die zuweilen „eiserne“ Hand des kritischen Herausgebers, der – mußte es sein – nicht allein prüfte, sondern oftmals selber nachforschte und ein Mehr an Präzision auf knappstem Raum erzwang. 185 Biographien enthält bereits der erste Band, den Otnad 1982 herausgab. Namhafte, auch international bekannte Badener waren darunter, etwa Karl Benz, Pionier des Automobils, oder Wilhelm Furtwängler, der weltbekannte Musiker. Charakteristisch die Prägnanz der Darstellung: kaum mehr als drei Seiten für die Weltberühmten! Nur so konnte es gelingen 185 Biographien auf 280

Seiten zu plazieren, ein knappes Fünftel der anvisierten 1000, die die Reihe enthalten sollte. Fünf Jahre später, 1987, also noch immer Frucht nebenamtlicher Tätigkeit, erschien Otnads zweiter Band der Badischen Biographien; erneut wurden knapp 200 Persönlichkeiten aus allen Bereichen dargestellt, vom Wirken wie von der Herkunft her. Er selbst definierte nun das Ziel: „Komplexe Vielfältigkeit des Lebens“ einerseits, aber auch methodische Offenheit, die in der Lage sein muß, ihre eigenen Maximen permanent kritisch zu überprüfen und dem Kontinuum des wissenschaftlichen Fortschritts anzupassen, doch stets kritisch auch dem gegenüber. „Voraussetzung für die Übertragung von Beiträgen ist die Kompetenz der Bearbeiter“, schrieb Otnad im Vorwort zum zweiten Band. Die Reihe der Badischen Biographien fand bisher noch weitere zwei Fortsetzungen, und damit war – rein quantitativ nur, versteht sich – das württembergische Pendant längst überholt.

Darum schien es auch nur folgerichtig, daß die Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg 1987, als es darum ging, endlich eine biographische Reihe für das Gesamtland zu schaffen, die seit 1952 verstorbene bedeutende Persönlichkeiten enthalten sollte, den badischen Ansatz erneut realisierte und Otnad auch mit der Herausgeberschaft dieser zweiten biographischen Reihe betraute. „Sachliche Würdigung, keine Panegyrik – die Grenzen der Persönlichkeit können durchaus zur Sprache gebracht werden . . .“ so Otnads eigene Worte für Inhalt und Ductus der Darstellung. Auch diese Reihe fand jetzt bereits ihre erste Fortsetzung, wiederum fünf Jahre nach dem ersten Band, der – Reihenkontinuum in der Breite des Spektrums – u. a. Politiker wie Theodor Heuss, Kurt Georg Kiesinger, Carlo Schmid und Alex Möller, Maler wie Otto Dix, Wissenschaftler wie Gerhard Ritter und Constantin von Dietze umfaßte. Der wahrhaft interdisziplinäre Ansatz kommt erneut in der Liste der über 100 Autoren zum Ausdruck.

Es wäre nicht Bernd Otnad, hätte er nicht seine Gedanken, die dem Ansatz beider Reihen zugrunde liegen, systematisiert, vertieft und dargestellt. Wiederum kurz und prägnant hat er sie niedergelegt im Aufsatz über „Zielsetzung und Methodik regionaler Biographien“

(= Bericht über den 19. Österr. Historikertag in Graz 1992, hg. vom Verband Österr. Historiker und Geschichtsvereine 1993, S. 413–16), wobei gerade die Masse des durchgesehenen Materials – auch das typisch für den Verfasser – mit der Kürze der Darstellung kontrastiert. Sein Ergebnis faßte er in seinen fünf Forderungen zur Methodik der Biographik zusammen: Herstellung von Begriffsklarheit – denn hieran fehlt es dieser Disziplin in der Tat; Einbeziehung des seit der Antike tradierten Gedankenguts zum Thema, Schematisierung und Offenlegung der Zielsetzung bei deutlichem Bezug zum historischen Kontext sowie bibliographische Übersicht über biographische Werke. Die wichtigste Anregung aber scheint mir das Aufgreifen einer altüberkommenen Forderung, die nur mit Nachdruck wiederholt werden kann: die der verstärkten Kooperation der biographisch bzw. an biographischen Werken Arbeitenden.

Wieder waren diesen Forderungen eingehende Forschungen vorausgegangen: die kritische Beschäftigung mit den widerstreitenden Vorstellungen über Biographik in der Geschichte, vom Anbeginn der Überlieferung an, vor allem aber während des 19. und 20. Jahrhunderts, von Goethe bis Sigmund Freud. Goethe war es darum gegangen, „das individuelle Andenken in seinen wahrhaften Besonderheiten als ein Ganzes“ zu erhalten. Diesem positiven Ansatz setzte er das Negativum als Kontrast gegenüber, nämlich die Gier am „Herunterziehen“. Wenn Otttnad formuliert hat, es wurde gerade zitiert, es könnten die Grenzen der Persönlichkeit aufgezeigt werden und nicht es müssen, dann schlägt sich Goethes Vorstellung hier nieder. Ganz elitär dagegen war Johann Gustav Droysen in seiner Historik, der allein den Menschen für biographiewürdig hielt, von dem mehr als eine triviale Anhäufung von Daten zu berichten wäre. Zurecht hält dem Otttnad entgegen, daß auch die Beschäftigung mit kleineren Größen zumindest sozialgeschichtliche Bezüge offenlege. Garstig geradezu muten die Gedanken Nietzsches an, der von der „biographischen Seuche“ seiner Zeit sprach, sich schließlich aber doch zur bedenkenswerten Forderung der „naturgemäßen Biographie“ durchrang, die letztlich ein Erklärungsmodell für den Wandel des Lebens liefern könne. Die Neigung zum „Herunterzie-

hen“, von der Goethe sprach, sie wird geradezu plastisch bei Sigmund Freud, der sich so lange mit der Vita einer bedeutenden Persönlichkeit befassen wollte, bis die Menge des Aufgespürten zur Demontage des Denkmals reiche: „Furor biographicus“. All diesen Großen stellt Otttnad mit Realismus und sympathischer Bescheidenheit seinen Vorschlag für den Ansatz der Biographie entgegen: „Annäherung an die Persönlichkeit des Biographierten“. Damit wird auch – und das ist genauso wichtig, denn es gibt der Biographie erst Existenzberechtigung, mindert den Makel des willkürlich-elitären – der Zeitfaktor hereingenommen, mit dem und aus dem das Leben des Dargestellten nur darstellbar wird.

Bernd Otttnad hat jetzt sein 75. Lebensjahr vollendet. Anerkennung seiner Leistung sei Gratulation, denn auch aus dem Ruhestand ist ein Ertrag erwachsen, der einem ganzen Berufsleben alle Ehre machte, egal ob man ihn nun mit Manfred Bosch den „Herkules“ oder den „Sisyphos“ der badisch-württembergischen Biographik nennen wollte. Dabei: es soll der Stab nun denn übergeben werden, Wissen und Erfahrung aber werden weiterhin in den Dienst der guten Sache gestellt sein – der Geschichte des Landes, Badens zumal, und der Leistung derer, die mit ihrem Wirken zu dessen Teil wurden. So mag es gelingen, auch künftig der regionalen Biographik die ihr gebührende Bedeutung zu garantieren, ist sie doch auch Ausdruck der Kulturhoheit und der Selbstachtung des Landes.

Die Goethesche Maxime, die brillianteste Definition wohlverstandenen Konservatismus: „Was Du ererbt von Deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen“, sie scheint mir in Leben und Werk von Bernd Otttnad vorbildlich realisiert. Künftig will ich mich bemühen, was ich hier erbe für mich zu erwerben, um es – mit hoffentlich ähnlichem Erfolg – in eine gute Zukunft hineinzutragen.

Anschrift des Autors:
Dr. Fred Ludwig Sepaintner
Landesarchivdirektion
Colombistraße 4
78098 Freiburg

Eugen Fischer (1874–1962)

VORWORT:

In Heft 3, September 1998, 78. Jahrgang, S. 499–502 erschien eine Rezension der Habilitationsschrift von Niels C. Lösch: Rasse als Konstrukt. Leben und Werk Eugen Fischers (Europäische Hochschul-Schriften. Bd. 737, 615 S., 1. Abb., 5 Tabellen). Entsprechend der Bedeutung E. Fischers für die Badische Heimat hat der frühere Landesvorsitzende Ludwig Vögele selbst dieses seiner wissenschaftlichen Bedeutung wie seines Umfangs nach gewichtige Werk rezensiert. Wichtig waren ihm dabei vor allem diejenigen Partien, die sich mit Fischers Herkunft und seiner Tätigkeit in und für die Badische Heimat befassen; sie hat der Rezensent ausgiebig dargelegt und gewürdigt. Fischers wissenschaftliche Arbeiten, die bei Lösch den weitaus größten Raum einnehmen und vor allem seine Wirkung und Bedeutung im III. Reich, blieben hingegen ausgespart.

Gelegenheit zur Schließung dieser Lücken bot der Badischen Heimat die ihr eingeräumte und hiermit realisierte Möglichkeit des Vorabdrucks der Kurzbiographie Eugen Fischer, verfaßt von den Professoren Dr. Horst Ferdinand (Neuzeit und Geschichte) und Dr. Dr. med. Kurt-Erich Maier (Humangenetik und Med. Makrobiologie).

Dieser Beitrag ist entnommen aus: Baden-Württembergische Biographien Bd. III im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, herausgegeben von Bernd Ottnad, Stuttgart (in Vorbereitung).

Ergänzend zu der von H. Ferdinand/K.-E. Maier vorgelegten Biographie Eugen Fischers darf darauf hingewiesen werden, daß im gleichen Jahr, in dem diese Biographie verfaßt wurde – 1997 –, ein Buch erschien, das die internationale Dimension der Eugenik bzw. Rassenhy-

giene genau rekonstruiert: Stefan Kühl, Die Internationale der Rassisten, Aufstieg und Niedergang der internationalen Bewegung für Eugenik und Rassenhygiene im 20. Jahrhundert, Campus-Verlag Frankfurt/New York. Kühl weist nach, daß die deutschen Eugeniker und Rassenhygieniker mit ihren Kollegen auf der internationalen Ebene eng verflochten gewesen seien. So sei z. B. die International Union for the Investigation of Population Problems (IUSSIPP) unter dem Einfluß Fischers und seiner Mitstreiter zu einem „willigen Legitimierungsinstrument“ der nationalsozialistischen Rassen- und Bevölkerungspolitik geworden. Daß viele deutsche Rassenforscher, darunter so belastete wie Otmar Freiherr von Verschuer, im Nachkriegsdeutschland wieder Lehrstühle besetzen konnten, gehe weitgehend auf den massiven Einfluß Eugen Fischers zurück. Die deutschen Rassenhygieniker hätten die einstige – partielle – internationale Anerkennung der nationalsozialistischen Erbgesundheitspolitik zur Rechtfertigung ihres Handelns zwischen 1933 und 1945 benutzt. Die „verdammte deutsche Rassenhygiene“ habe den Kern von Hitlers Rassenideologie gebildet, antwortete einer der ausländischen Wissenschaftler, die um Unterstützung bei Entnazifizierungsverfahren von deutschen Rassenhygienikern gebeten worden waren, und lehnte diese Unterstützung ab. Wie Eugen Fischer zum „Handlanger der Nationalsozialisten“ wurde, wird in Kühls Buch im einzelnen beschrieben. Fischer habe aus seiner „Bewunderung und Begeisterung für Hitlers Rassenpolitik“ nie einen Hehl gemacht. Aber nur in Deutschland, sonst nirgends, sei diese Rassenpolitik, die eine internationale Dimension gehabt habe, praktisch verwirklicht worden – mit den bekannten furchtbaren Folgen. Prof. Dr. Ottnad, Freiburg

FISCHER, Eugen Franz Leopold, Anatom und Anthropologe

* 5. 6. 1874 Karlsruhe, gottgläubig (Angabe von 1962), † 9. 7. 1967 Freiburg i. B.

Vater: Eugen F., Großkaufmann. Mutter Josephine, geb. Sallinger. G 3 (Ältere Schwester Fanny, jüngere Brüder Franz und Konstantin)

Ø 1901 (Freiburg) Else, geb. Walter. K. Hedwig (* 1902), Gertrud (* 1905), Hermann (1911–1942, gefallen an der Ostfront).

1884–1893 Großherzogliches Gymnasium Freiburg, Abitur

1893–1894 Einjährigfreiwilliger im 1./113. Infanterieregiment Freiburg, gleichzeitig ab WS 1893/94 stud. med. an der Univ. Freiburg (bis 1898), WS 1896/97 an der Univ. München

1898 Dr. med., Diss. summa cum laude „Anatomische Beschreibung des Beckensitus eines weiblichen Orang-Utans. Beiträge zur Anatomie der Uro-Genitalorgane des Orang-Utans“ bei Robert Wiedersheim; ärztliche Staatsprüfung sehr gut, ab WS 1898/99 Assistent bei Wiedersheim

1900 Habilitationsschrift „Das Primordialcranium von *Talpa europaea*. Ein Beitrag zur Morphologie des Säugetierschädels“; Privatdozent, 1904 Titularprofessor,

1908 Forschungsreise nach Deutschsüdwestafrika

1909 Gründung der „Badischen Heimat“, 1913 Erster Vorsitzender, 1929 Ehrenvorsitzender; 1909 Gründung einer Ortsgruppe der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene

1912–1913 I. Prosektor an der Univ. Würzburg, a. o. Professor, 1913 Rückkehr nach Freiburg in gleicher Eigenschaft

1914 Stabsarzt der Reserve, 1915 Chefarzt im Reservelazarett Offenburg, 1916 EK II; 1917 Leiter der Chirurgischen Abteilung im Orthopädischen Reservelazarett Ettlingen

1917 (14. 4.) Zerstörung der Freiburger Anatomie, Ende der militärärztlichen Tätigkeit

1918 Ordinarius für Anatomie an der Univ. Freiburg

1919 Eintritt in die Deutschnationale Volkspartei (DNVP), 1927 Austritt

1927–1942 Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Ver-

bungslehre und Eugenik in Berlin-Dahlem, Ordinarius für Anthropologie an der Univ. Berlin

1933–1935 Rektor der Univ. Berlin

1940 (1. 1.) Eintritt in die NSDAP, Mitglieds-Nr. 7383062

1942 Emeritierung (18. 3.), Rückkehr nach Freiburg, Umbenennung des Kaiser-Wilhelm-Instituts in Berlin-Dahlem in „Eugen-Fischer-Institut“

1944 Evakuierung nach Sontra (Nordhessen)

1947 Entnazifizierung: F. Mitläufer, Sühne von 300 Mark

1950 Rückkehr nach Freiburg, 1954 Rechtsstellung eines emeritierten Ordinarius der Univ. Freiburg

1906 Broca-Medaille der Pariser Anthropologischen Gesellschaft; 1922 Ehrenmitglied der Anthropologischen Gesellschaft in Italien und 1929 in Österreich; 1934 Rudolf-Virchow-Medaille; 1937 Ordentliches Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften; 1937 Dr. sc. h. c. (Coimbra, Portugal); 1939 Dr. med. h. c. der Univ. Freiburg; 1941 Ehrenmitglied der Anthropologischen Gesellschaften Spaniens und 1952 der Bundesrepublik Deutschland; 1944 Hans-Thoma-Medaille; 1951 Ehrenmitglied der Deutschen Gesellschaft für Konstitutionsforschung; 1954 Ehrenmitglied der Deutschen Gesellschaft für Anatomie

„Ein wissenschaftsgeschichtlicher Rückblick dürfte allerdings nicht der rechte Ort für politische Erörterungen über Vergangenes sein“, schrieb Johann Schaeuble, Schüler F.s und 1967 Ordinarius für Anthropologie in Kiel, in einem Nekrolog zum Tode seines Lehrers. Immerhin fügte er hinzu, daß F. zu denen gehörte, die „in der deutschen Wirklichkeit aber ihre wohlwogeneren und lauterer Gedanken in Verbrechen enden sehen mußten“. – Jede Lebensbeschreibung F.s, in der die „politischen Erörterungen über Vergangenes“ fehlen, kann nur den Mythos, der sich schon zu Lebzeiten um den Namen E. F. bildete und der von seinen Schülern kräftig gefördert wurde, verstärken und damit zur weiteren Verschleierung der Verstrickung F.s in den Kernbereich der nationalsozialistischen Weltanschauung, den Rassismus, beitragen.

F. wuchs nach dem Umzug der Familie nach Freiburg im Jahre 1876 in der großherzoglich-

badischen Idylle der Siebziger- und Achtzigerjahre auf. Von vornherein gehörte das vorwaltende Interesse des in gesicherten Verhältnissen Heranwachsenden allem, was lebt: zunächst den Pflanzen im großen elterlichen Garten und den Tieren. Nach der Schulzeit, die er ohne die geringsten Schwierigkeiten durchlief, wollte er eigentlich Zoologie studieren; aber dies hielt der nur praktisch denkende Vater für eine brotlose Kunst, so daß sich F. zur Medizin entschloß. Sein wichtigster Lehrer war der Anatom Robert Wiedersheim, dessen Assistent er nach glänzend bestandenen Examina 1898 wurde. Mit 26 Jahren war er Privatdozent für Anatomie und blieb dies, wenn auch 1904 zum Titularprofessor und 1912 zum a. o. Professor ernannt, bis 1918. Anfang des Jahrhunderts waren die Mendelschen Regeln wiederentdeckt worden, die ihn faszinierten. Mehr und mehr fühlte er sich in jenen Jahren zur Anthropologie hingezogen, deren deutsche Experten er bei Bestrebungen kennenlernte – die nicht realisiert wurden –, ein Gremium zu schaffen, das die anthropologische Beschaffenheit der Bevölkerung des Deutschen Reiches überprüfen sollte. Die Gründung einer Freiburger Ortsgruppe für Rassenhygiene im Jahre 1909 zeigt die den weiteren Lebensweg bestimmende wissenschaftspolitische Zielsetzung an. 1912 folgte er einem Ruf als I. Prosektor nach Würzburg, kehrte aber schon nach einem Jahr, wohl auf Betreiben Wiedersheims, wieder nach Freiburg zurück. 1908 wurde zu einem der Schicksalsjahre seines Lebens. F. unternahm eine Forschungsreise nach Deutschsüdwestafrika, die von der Preußischen Akademie der Wissenschaften finanziert wurde und zum Ziel hatte, Erkenntnisse über Vererbung, Rassenmischungen und -konstanz zu gewinnen. Ausgangspunkt F.s für die Reise war eine schlüssige Überlegung: Da sich bei Menschen Kreuzungsversuche, wie sie Mendel mit Erbsen und Bohnen angestellt hatte, nicht verwirklichen ließen, kam F. auf die Idee, bei einer Bastardbevölkerung die Gültigkeit der Mendelschen Regeln zu untersuchen. Erst 1913 erschien das Buch „Die Rehobother Bastards und das Bastardisierungsproblem beim Menschen“, das seinen Ruhm im In- und Ausland begründete. Er wies nach, „daß Rasseeigenschaften sich nach den Mendelschen Erbgesetzen vererben“ (F. 1962).

Dieser Nachweis wurde jahrzehntelang von vielen Gelehrten und vor allem von seinen Schülern als erbracht betrachtet. „Das Werk... bedeutet die Wegführung der Anthropologie von reiner Beobachtung des äußeren Erscheinungsbildes zur genetischen Kausalanalyse, ... zur Humangenetik, wie man heute sagt“ (J. Schaeuble). Erst 1997 meldete Niels C. Lösch (L) massive Bedenken an: F. „liefert nicht den mit statistisch gesichertem Zahlenmaterial erbrachten Beweis, daß sich eines der von ihm ausgesuchten Rassenmerkmale gemäß einem dominant-rezessiven Erbgang fortpflanzt“. Lösch wies darauf hin, daß Vergleiche des menschlichen Erbgangs mit Erbsen, Bohnen oder Löwenmäulchen sehr fragwürdig seien. F.s Erkenntnis, daß Mischlinge gegenüber der „minderwertigen“ Ausgangsrasse – Hottentotten – höherwertig seien, „luxurierten“, ist für sein Überlegenheitsgefühl gegenüber den „Negern“ bezeichnend. F. lehnte auf Grund seiner Untersuchungen die rassische Mischehe zwischen Weißen und Afrikanern entschieden ab und vertrat den Standpunkt der angewandten Rassenhygiene, d. h. des strikten Verbots der Vermischung und damit der Verhinderung des Übergangs nachteiligen Erbguts auf die Nachkommenschaft. Seine Interessengebiete waren schon im ersten Jahrzehnt des 20. Jh. sehr vielfältig. Seine Vorlesungen umfaßten Topographische Anatomie, Entwicklungsgeschichte, Vererbung beim Menschen, Allgemeine und Spezielle Anthropologie, Rassenlehre und Prähistorie. Zwischen 1898 und 1918 veröffentlichte F. 51 wissenschaftliche Arbeiten, die sich mit Höckergräbern (1903), Papuas (1905), Haarfarben (1907), Inzucht- und Bastardisierungsproblemen beim Menschen (1912) befaßten. Bei seinen Studenten erwarb er sich den Ruf des „Studentenvaters“.

In das erste Jahrzehnt dieses Jh. fällt auch der geglückte Versuch – an dem F. führend beteiligt war –, die verschiedenen badischen Vereine, die sich mit Volkstum, Brauchtum und Regionalgeschichte befaßten, zu einer einzigen Organisation zusammenzufassen: am 1. 1. 1909 wurde der bis heute bestehende Landesverein „Badische Heimat“ gegründet, dessen Vorsitz F. 1913 übernahm und dessen Ehrenvorsitzender er von 1929 bis zu seinem Tode war. Unzweifelhaft war F. von echter Heimatverbundenheit

getragen und war Land und Leuten insbesondere seiner engeren südbadischen Heimat in jeder Weise zugetan. Er verstand sich auch mit den sogenannten kleinen Leuten gut und war in den Dörfern des Schwarzwalds und des Kaiserstuhls als „Heimatprofessor“ beliebt und verehrt. Aber auch hier stand die Kräftigung der „bodenständigen Lebensweise“ und die Ablehnung des Großstadtlebens im Vordergrund. Wie er sich auch auf diesem Gebiet von rassehygienischen Überlegungen leiten ließ, zeigen viele Titel seiner 25 Aufsätze in der „Badischen Heimat“ zwischen 1914 und 1959: „Biologische Familienforschung“, „Vererbung“, „Die Erbkunde in der Familienforschung“, „Die Fortschritte der menschlichen Erblehre als Grundlage eugenischer Bevölkerungspolitik“, „Erbgut der Sippe“. Die „bodenständige Lebensweise“ war für F. der „Garant einer charakterlich und rassisch gesunden Bevölkerung über Jahrhunderte“.

Gesichtspunkte der Volksgesundheit leiteten F. auch bei der Erforschung der menschlichen Erbgesundheit. Ergänzend gewann die moderne biochemische und medizinische Genetik größte Bedeutung für das Erkennen und das Verständnis von Krankheiten (1900 Entdeckung der ABO-Blutgruppen, 1945 der Beziehung zwischen genetischer Konstitution des Menschen und Infektionskrankheiten, 1959 der Chromosomenaberrationen).

Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs stellte sich F. sofort zur Verfügung. Er wurde als Stabsarzt einberufen und leitete bis 1917 als Chefarzt das Reservelazarett Offenburg, von 1917 an stand er der Chirurgischen Abteilung des Orthopädischen Lazaretts in Ettlingen („Verstümmelte“) vor. Seine Lehr- und Forschungstätigkeit an der Univ. Freiburg lief daneben weiter. Von der Zerstörung der Freiburger Anatomie am 14. 4. 1917 an war F. wieder ausschließlich in Freiburg tätig, und dies umso mehr, als sich 1918 die Nachfolgefrage für Robert Wiedersheim stellte. Dieser setzte trotz des üblichen Widerstands gegen „Hausberufungen“ durch, daß F. seine Nachfolge antrat. Allerdings gehörte F. selbst dem Gremium an, das die prospektiven Nachfolgekandidaten sichtete, und dies veranlaßte die Fakultät, nach F.s Berufung in ihr Reglement eine Bestimmung aufzunehmen, die eine Wiederholung dieses Vorgangs ausschloß. Rufe an bedeutende anatomische Lehrstühle

- München, 1918 und 1925, Wien 1921 - bestätigten F.s Reputation. Von 1918 an bahnte sich der endgültige Übergang von der Anatomie zur Anthropologie an. Seinen Verpflichtungen als Ordinarius für Anatomie kam er selbstverständlich nach, aber der 1921 erschienene „Baur/Fischer/Lenz“ - der Mitverfasser Erwin Baur (→ IV 16) war Botaniker und Vererbungsforscher, Fritz Lenz war Rassenhygieniker -, „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre“ (schwedisch 1925, englisch 1931) zeigte an, wie sich der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Tätigkeit verlagert hatte: F. führte die vererbungswissenschaftlichen Methoden in die Anthropologie ein, aber seine eigenen Forschungen führten dazu, daß ihm seine Einteilung der europäischen „Stammrassen“ - nordisch, dinarisch, alpin, mediterran - allmählich zweifelhaft vorkam. In der 1936 erschienenen 4. Auflage des Baur/Fischer/Lenz - Hitlers Lektüre in Landsberg übrigens - strich er das Kapitel über die Rasseneinteilung ersatzlos. Es war ihm klar geworden, daß es in der früher vertretenen strikten Abgrenzung Rassen nicht geben könne.

F. reiste gerne und betrieb seine Forschungen am liebsten an Ort und Stelle. 1920 untersuchte er die menschlichen Überreste in der Gruft auf Schloß Heiligenberg - auf Grund von anthropometrischen und anatomischen Messungen fand er heraus, daß es dort ein Skelett mehr gab, als in den Aufzeichnungen aufgeführt -, 1925 in der Gruft der Universitätskirche Freiburg, 1927/28 die der Äbte des Klosters Lorsch, 1930 die etruskischen Grabkammern in Italien, 1933 die Gruft auf der Insel Reichenau, 1935 die Leichenreste von Heinrich dem Löwen. 1959 berichtete der Fünfundachtzigjährige in „Begegnungen mit Toten. Aus den Erinnerungen eines Anatomen“ über die bei diesen Forschungsprojekten gemachten Erfahrungen. Auf einer Forschungsreise nach den Kanarischen Inseln (1925) suchte F. die rassische Zugehörigkeit der Guanchen, der Urbevölkerung der Kanaren, zu ergründen, 1933 analysierte er die Masken aus den Königsgräbern von Mykene, und 1938 nahm er zur rassischen Zugehörigkeit der Etrusker Stellung. Das Problem der süddeutschen und europäischen Schädelveränderungen, der rassengeschichtlich interessanten Skelette fesselte ihn besonders bei seinen Ausgrabungen (1933) in Bischoffin-

gen am Kaiserstuhl (Neolithiker), in Forchheim (Reihengräber der Alemannen) und in Ihringen (Hallstattzeit). F. erkannte als erster, daß die Besiedelung des europäischen Raums nicht von Asien, sondern von Afrika aus erfolgte.

Schon zu Beginn des Jahrhunderts, vor allem aber in der Notzeit nach der Niederlage von 1918 gab es vielfältige Bestrebungen, die Volksgesundheit auf rassenhygienischer Grundlage zu verbessern, um auf die eine oder andere Weise „Ballastexistenzen“ loszuwerden, die die Öffentlichen Haushalte belasteten. An Sterilisation dachten selbst liberale Mediziner. Eine ähnliche Diskussion wurde damals auch in Großbritannien und Schweden geführt. Der Leipziger Strafrechtler K. Binding und der Freiburger Psychiater A. Hoche veröffentlichten 1920 eine Schrift „Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens“, die viel Aufsehen erregte. 1930 wurde unter Vorsitz des sozialdemokratischen Politikers Carl Severing ein „Reichsausschuß für Bevölkerungsfragen“ gebildet, der diese Problematik beriet. Im gleichen Jahr veröffentlichte der Psychiater Ernst Gaupp sein Buch über „Die Unfruchtbarmachung geistig und sittlich Kranker und Minderwertiger“. Diese wenigen Stichworte zeigen Präsenz und Gewicht der rassehygienischen Diskussion nach dem Ersten Weltkrieg an, die schließlich im Jahre 1927 zur Errichtung eines „Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik“ im Rahmen der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft führte. Träger waren das Deutsche Reich und der preußische Staat. Als Direktor des Instituts wurde F. berufen, der selbst die Abteilung „Anthropologie“ übernahm und die Leitung der Abteilung „Menschliche Erblehre“ seinem Vorzugsschüler und späteren engen Freund Otmar Freiherr von Verschuer (1896–1969) übertrug. Der Jesuit Hermann Muckermann wurde Abteilungsleiter „Eugenik“. Seit Übernahme der Institutsleitung publizierte F. nicht mehr viel, sondern organisierte die wissenschaftliche Forschung auf den vom Institut bearbeiteten Gebieten und vergab eine große Zahl von Dissertationen über Erbspathologie, Serologie und Zwillingsforschung.

In diesen Jahren stand F. im Zenit seines Ansehens, was unter anderem dadurch zum Ausdruck kam, daß er in die seit 1863 bestehende Mittwochs-Gesellschaft aufgenommen

wurde. Dieser alle zwei Wochen tagenden Vereinigung gehörten 16 Mitglieder aus allen Bereichen des öffentlichen Lebens an, größtenteils Gelehrte mit internationalem Ansehen, aber auch Politiker und Militärs. Die Aufnahme in die Gesellschaft galt als hohe Auszeichnung; sie ergänzte sich durch einstimmige Zuwahl. Zur Zeit der Mitgliedschaft F.s (1927–1942) waren Mitglieder u. a. der Geograph Albrecht Penck, die Historiker Friedrich Meinecke und Hermann Oncken (→ III 207), die Kunsthistoriker Werner Weisbach und Wilhelm Pinder, der Theologe Hans Lietzmann, der Chirurg Ferdinand Sauerbruch, der ehemalige Reichsminister Wilhelm Groener, der frühere Generaloberst und Generalstabschef Ludwig Beck, der preußische Finanzminister Johannes Popitz, der frühere Botschafter-Ulrich von Hassell, der Verwaltungsjurist Bill Drews. Den 30. Januar 1933 empfanden die Mitglieder der Gesellschaft „eher als Rettung denn als Bedrohung“ (Klaus Scholder), aber im Lauf der Jahre wurde aus der anfänglich toleranten Haltung gegenüber dem „Dritten Reich“ politische Opposition; drei führende Mitglieder der Gesellschaft – Beck, Popitz, von Hassell, die in enger Verbindung mit Carl Goerdeler standen – wurden nach dem 20. Juli 1944 hingerichtet.

In der Mittwochs-Gesellschaft wurde F. wegen seiner persönlichen Integrität geschätzt. Das jüdische Mitglied Weisbach – das nach 1933 in die Schweiz emigrierte – hielt F. für eine „immerhin noch gemäßigte Persönlichkeit in der ersten Zeit des Dritten Reiches“; störend wirkte auf Weisbach seine „gewandte Anpassungsfähigkeit“. Wie Millionen andere begrüßte F. das Ende des Weimarer Parteienstaates. Aber er trat nicht in die NSDAP ein, und gleich zu Beginn der NS-Zeit kam es zu einem regelrechten Eklat. In einem Vortrag am 1. 2. 1933 hatte er behauptet, „ein gleichmäßig aus arischen und jüdischen Bestandteilen gemischtes und gekreuztes Volk könnte eine sehr anerkanntswerte Kultur schaffen“. Und anders als sein nicht sehr geliebter Schüler und späterer Kollege H. F. K. Günther (→ BWB II) vertrat F. nicht die Höherwertigkeit der nordischen Rasse und auch nicht die die nationalsozialistische Weltanschauung mitbegründende These von der Minderwertigkeit der Juden. In einem Vortrag in Freiburg am 16. 2. 1933 erklärte er,

„daß die Juden keine minderwertige Rasse, sondern genauso ein hochstehendes Kulturvolk seien, wie die Arier“. „Eine der im deutschen Volk seit Jahrtausenden lebenden Rassen heute einfach als minderwertig zu betrachten, ist nicht irgendwie beweisbar.“ Zorn und Wut der NS-Presse überschlugen sich, und F. mußte sich gegen die Angriffe u. a. des „Stürmer“ gegenüber dem Reichsinnenministerium verteidigen. „In rückhaltlosem Einsatz für die nationalsozialistische Sache . . . halte ich mich jedem für ebenbürtig“, schrieb er an Frick. Daß der Nicht-Pg am 2. 5. 1933 in der letzten freien Wahl zum Rektor der Univ. Berlin gewählt wurde – mit 110 von 137 Stimmen –, ist mit Sicherheit auf die Kampagne gegen ihn zurückzuführen, andererseits war seine nationalkonservative Einstellung wohlbekannt. 1934 wurde er vom Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung zum ersten ernannten Rektor der Berliner Univ. bestimmt; dies ist wohl seinem in der wissenschaftlichen Welt ungebrochenen Ansehen zuzuschreiben. Aber er wurde bald amtsmüde – eine seiner Aufgaben als Rektor bestand darin, dem hochgeschätzten Kollegen der Mittwochs-Gesellschaft Hermann Oncken, einem Gegner des NS-Regimes, die Entlassung aus dem Staatsdienst mitzuteilen – und konnte nur durch einen befehlsmäßigen Erlaß dazu bewogen werden, seine Amtszeit ganz abzudienen. In diesen Jahren trat, nach der anfänglichen Begeisterung für die völkische Idee des Nationalsozialismus, eine gewisse Ernüchterung bei F. ein, die dadurch verstärkt wurde, daß ihm seine beiden Abteilungsleiter am Dahlemer Institut abhanden kamen: Der Jesuit Muckermann mußte sofort nach Ausbruch des „Dritten Reiches“ auf Grund des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ entlassen werden, und sein Freund v. Verschuer, dessen enge Verbindung zu F. bekannt war, wurde auf ein Frankfurter Ordinariat weggelobt. Nachfolger wurden linientreue Wissenschaftler, Friedrich Lenz (1887-1976) übernahm die Eugenik. Wie Günther vertrat dieser die Höherwertigkeit der nordischen Rasse, und hinsichtlich der Eugenik war er ein getreuer Anhänger der rassenhygienischen Zielsetzung des NS-Staates. Im Lauf der NS-Zeit verlagerte sich der Arbeitsschwerpunkt des Instituts von der Forschung zur

„Kader-Qualifizierung“ (Lösch); Beamte, Juristen, Ärzte, auch SS-Ärzte wurden in Kursen erbbiologisch geschult. Bei den am 14. 7. 1933 geschaffenen Erbgesundheitsgerichten, die über die Zwangssterilisation entschieden, wurde F. die Funktion eines Erbgesundheitsoberrichters – zweite Instanz – übertragen; er war an 67 von 1016 Entscheidungen beteiligt.

Bei Kriegsausbruch 1939 beantragte der Patriot F., wieder wie Millionen andere, die das Vaterland in Gefahr glaubten, die Mitgliedschaft in der NSDAP, stieß allerdings auf wenig Gegenliebe. Es bedurfte eines Machtworts des „Reichsführers SS“ höchstselbst: Beide (F. und Lenz) sollten aufgenommen werden, weil sie „in den letzten Jahren durch ihre wissenschaftlichen Arbeiten erheblich zur Untermauerung und wissenschaftlichen Anerkenntnis des rassischen Teils der nationalsozialistischen Weltanschauung beigetragen haben“, schrieb Himmler an den „Stab des Stellvertreters des Führers“. Am 1. 1. 1940 wurde F. schließlich aufgenommen.

Er wurde am 18. 3. 1942 emeritiert und kehrte nach Freiburg zurück, nachdem er die Nachfolgefrage gelöst hatte. Es gelang ihm, Otmar von Verschuer als seinen Nachfolger durchzusetzen. Die Weichen dazu hatte er schon früher gestellt: 1940 hatte er, unter dem Eindruck der damaligen Siegesmeldungen, eine völlige Umorganisation des Instituts im Blick auf seine „gewaltigen neuen Aufgaben“ vorgenommen. Er hatte es in sieben Abteilungen neu gegliedert. All das war im engen Einvernehmen mit Verschuer geschehen, um den Boden für dessen Nachfolge vorzubereiten. Die Mittwochs-Gesellschaft, für die F. ebenfalls Verschuer als Nachfolger vorgesehen hatte, blieb diesem jedoch verschlossen. Am 5. 12. 1943 schrieb Ulrich von Hassell in sein Tagebuch über einen Vortrag Verschuers über Rassenpolitik: „. . . der Mann, den E. Fischer wagte, als seinen Nachfolger in der Mittwochs-Gesellschaft vorzuschlagen. Ein oberflächliches, für parteipolitische Zwecke frisiertes Geschwätz, eine wahre Schande.“ Schwer erschüttert wurde F. durch den Tod seines einzigen Sohnes an der Ostfront, er legte sofort alle seine Ämter nieder. Am 70. Geburtstag im Jahre 1944 erfuhr er eine außergewöhnliche Ehrung, nachdem er schon 1939 die Goethe-Medaille erhalten hatte, er erhielt die höchste Auszeichnung des „Dritten

Reiches“, den Adlerschild des Großdeutschen Reiches, der dem „Wegbereiter der wissenschaftlichen Rassenlehre“ gewidmet war. Das Dahlemer Institut wurde in „Eugen-Fischer-Institut“ umbenannt.

Als Freiburg am 27. 11. 1944 großenteils zerstört wurde, zog F. zu einer seiner Töchter nach Sontra und blieb dort, die weitere Entwicklung in Deutschland erst einmal kühl abwartend, volle sechs Jahre. In dieser Zeit schrieb er seine Lebenserinnerungen, die bis heute nicht veröffentlicht sind. Niels C. Lösch (L) hat erstmals daraus publiziert und man erfährt, daß F. hinsichtlich der Verbrechen des „Dritten Reiches“ „unwissend und nichtsahnend“ gewesen sei und daß er „erschüttert war“ über die „zum Himmel schreienden Unmenschlichkeiten und Wahnsinnstaten“; er lehnte aber jeden Zusammenhang mit seinen rassenbiologischen Forschungen ab. Am 10. 11. 1947 wurde er von der Spruchkammer in Rotenburg an der Fulda zum „Mitläufer“ erklärt und zu einer Sühne von 300 Mark verurteilt. Es gab einigen Protest gegen diese Entscheidung – so schrieb die amerikanische Zeitschrift „Science“, „if anyone, he is the man who should be put on the list of war criminals“ –, der aber schnell verebbte. Schon 1948 begann F. wieder zu publizieren und Vorträge zu halten. Im Oktober 1950 hielt er den Zeitpunkt für die Rückkehr nach Freiburg für gekommen. Zunächst bemühte er sich intensiv um Klärung seiner Rechtsstellung. Nach langem Hin und Her und inhaltlichem Widerstand der Freiburger Medizinischen Fakultät, die um ihr Selbstbestimmungsrecht fürchtete, erkannte ihm Ministerpräsident Gebhard Müller (→ BWBII; 1999, 324-332) 1954 die Rechtsstellung eines emeritierten Ordinarius der Univ. Freiburg zu, das Land Baden-Württemberg zahlte die Ruhestandsbezüge. Mit großem Eifer ging F. nun daran, seine zum Teil durch Beziehungen zum Nationalsozialismus belasteten Schüler unterzubringen, und mit Erfolg: in den Sechzigerjahren waren vier von neun anthropologischen Lehrstühlen in den Univ. der Bundesrepublik mit seinen Schülern besetzt. Freiherr von Verschuer z. B. erhielt, nachdem F. seine noch in die Weimarer Zeit reichenden Verbindungen hatte spielen lassen, einen Universitätslehrstuhl in Münster. 1952 wurde F., wie wenn nichts

geschehen wäre, zum Ehrenmitglied der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft ernannt, 1954 wurde ihm die gleiche Ehrung von seiten der Deutschen Gesellschaft für Anatomie zuteil. Schon 1951 wurde er Ehrenmitglied der Deutschen Gesellschaft für Konstitutionsforschung. Bemühungen, eine Straße in Freiburg nach F. zu benennen und ihn zu seinem 90. Geburtstag zum Ehrenbürger von Freiburg zu ernennen, scheiterten.

Überblickt man das Lebenswerk E. F.s, so bieten sich recht zwiespältige Eindrücke. Ohne Zweifel ist es sein Verdienst, die Anthropologie aus der, wie er es nannte, „altmodischen Schädelmesserei und geistlosen sogenannten rassenkundlichen Bestandsaufnahme“ heraus und in die „Anthropo-Biologie“ hineingeführt zu haben. War er aber tatsächlich der Begründer der Humangenetik in der Anthropologie, als der er sich selbst sah? Daß die Verknüpfung von Anthropologie und Erbbiologie geradewegs nach Auschwitz führen würde, konnte er 1913 nicht voraussehen – nach seinem Ausschneiden 1942 lieferte Josef Mengele „Material“ von getöteten KZ-Häftlingen zu Rasse- und Vererbungsuntersuchungen an das von Verschuer geleitete Institut nach Dahlem. Für die Massenmorde an erblich Kranken und rassistisch der NS-Ideologie nicht passenden völkisch andersartigen Menschen legte er die wissenschaftliche Grundlage: „Heute gilt er (F.) mit Recht als der große Bahnbrecher für die wissenschaftliche Unterbauung für die Erb- und Rassenpflege des nationalsozialistischen Staates“ (von Verschuer, 1935). Daß die „Rasse“ eines Menschen über sein Sein oder Nichtsein, über das Recht, sich fortzupflanzen, entschied, war eine unmittelbare Folge der F.schen Theorien, die sich zuerst in den Gesetzen zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom 14. 7. 1933 und zum Schutze der Erbgesundheit des deutschen Volkes vom 18. 10. 1935 konkretisierten. Damit hatte die radikale Aussonderung der „artfremden“, „degenerierten“ und „kranken“ Elemente des Volkes Gesetzeskraft.

War F. Nationalsozialist? Er schrieb 1934: „Einen nationalen Staat haben wir aufgerichtet, und wir sind dabei, ihn auszubauen, einen Staat aus Blut und Boden, einen Staat aus der deutschen Volksverbundenheit heraus aufgebaut auf Volkstum, Rasse und deutscher

Seele... Der Führer hat die Größe gehabt zu sagen: Ich frage das ganze deutsche Volk, ob es mit seinem Willen hinter mir steht; und morgen wird das ganze deutsche Volk sagen: Ja! Ja!“ Aber dieser Überschwang ließ bald nach.

Die Rassenideologie mit der Verherrlichung des nordischen Menschen – die F. allerdings ablehnte – war das Kernstück der nationalsozialistischen Weltanschauung, soweit man ihr überhaupt den Rang eines geschlossenen Systems zubilligen will. F. trug zu diesem System auch dadurch bei, daß er ähnlich wie bei Haustieren die „Züchtbarkeit“ der menschlichen Rassen propagierte. Seine standhaft während der NS-Zeit durchgehaltene Überzeugung, daß die Juden keine minderwertige Rasse seien, daß die nordische Rasse nur eine unter mehreren sei und daß „Mischlinge“ aus verschiedenen Rassen höherwertige Kulturen hervorbringen könnten, lassen sich nicht als „Widerstandshandlungen“ interpretieren. Die Nationalsozialisten ließen zu, daß er diese abweichenden Meinungen vertrat, weil ihnen F.s internationales Ansehen als eines „großen Bahnbrechers“ der NS-Rassenideologie viel zu viel wert war, um es aufs Spiel zu setzen.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, das F. nach der Katastrophe durchaus begrenzte Einsicht zeigte – „Ich erkenne meine große Schuld der Blindheit, der Vertrauensseligkeit, der Weltfremdheit, der völligen Unwissenheit um all das Böse ehrlich an, aber – nur diese – und bin bereit dafür zu büßen“ –; aber in den über zwanzig Jahren, die ihm nach 1945 noch blieben, konnte er sich nicht entschließen, seine Erinnerungen mit diesen Sätzen zu publizieren. Die Buße blieb aus.

Anmerkungen

- Q Pers.-Akten E. F. im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, im Berlin Document Center (jetzt Bundesarchiv) und im Univ.-Archiv Freiburg i. B.; Mitteilungen des Staatsarchivs Freiburg i. B.
- W Die wichtigsten Werke im Text; vollständige Bibliographie in: Niels C. Lösch, Rasse als Konstrukt (L), 505-525.
- L (Auswahl) E. F., in: Herrmann A. L. Degener, Wer ist's?, 1928; E. F., in: Reichshandbuch der deutschen Gesellschaft, Das Handbuch der Persönlichkeiten in Wort und Bild, 1930, in: Das deutsche Führerlexikon, 1934/1935; Die Meinung des Herrn Univer-

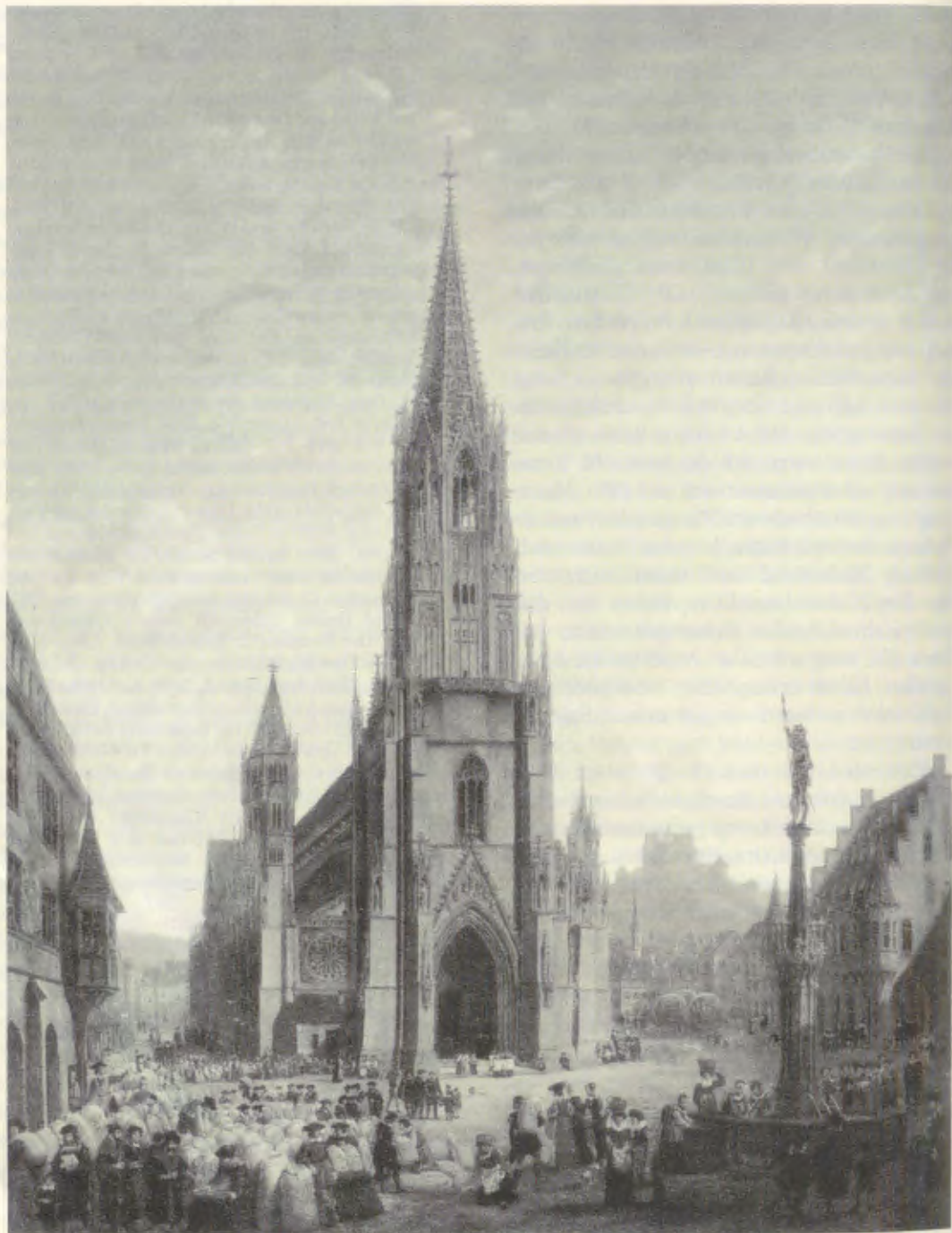
sitätsprofessor, Juden und Arier stellt er auf die gleiche Stufe, in: Der Stürmer, Deutsches Wochenblatt zum Kampfe um die Wahrheit, Mai 1934; Festband E. F. zum 60. Geburtstag gewidmet von seinen Schülern und Freunden sowie dem Verlag, hg. von Otto Aichel und Otmar von Verschuer, 1934; Otmar von Verschuer, E. F., Der Rassen- und Erbforscher, in: Mein Heimatland, Heft 5/6 1935; Franz Weidenreich, On E. F., in: Science, Bd. 104, 1946; Der Heimatprofessor, in: Badische Zeitung vom 4. 6. 1954; E. F., in: Forscher und Wissenschaftler im heutigen Europa. Erforscher des Lebens: Mediziner, Biologen, Anthropologen, hg. von Hans Schwerte – recte: Hans-Ernst Schneider, 1995 durch Selbstanzeige enttarnt, während des „Dritten Reiches“ SS-Hauptsturmführer im Amt Ahnenerbe – und Wilhelm Spengler, 1955; E. F., in: Wer ist wer?, Das deutsche Who's who, 1962; Der Heimatprofessor wurde neunzig, Dem Altmeister der Anthropologie E. F., in: Badische Zeitung vom 5. 6. 1964; Johann Schäuble, E. F. 5. 6. 1874–9. 7. 1967, in: Badische Heimat Heft 1/2 Dez. 1967; Klaus Scholder, Die Mittwochs-Gesellschaft, Protokolle aus dem geistigen Deutschland 1932–1944, 1982; Léon Poliakov/Joseph Wulf, Das Dritte Reich und seine Denker, Dokumente und Berichte, 1989; Eduard Seidler, Die Medizinische Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau, Grundlagen und Entwicklungen, 1991; Helmut Heiber, Universität unterm Hakenkreuz, Teil I, Der Professor im Dritten Reich, 1991; ders., Teil II, Die Kapitulation der Hohen Schulen, Band 1; 1992; ders., Band 2, 1994; Karl-Heinz Debacher, Regionales Geschichtsbewußtsein, Historische Vereine am Oberrhein mit besonderer Berücksichtigung des „Historischen Vereins für Mittelbaden“, 1996; Niels C. Lösch, Rasse als Konstrukt. Leben und Werk E. F.s, 1997; Peter Propping, Wegbereiter der Barbaren, In E. F.s Rassenlehre selbst vermischte sich einiges, in: FAZ vom 16. 9. 1997; Franziska Augstein, Gehirne mit Hörnern, Menschenzüchtung als Wille, Vorstellung und Wirklichkeit, in: FAZ vom 11. 4. 1997; Für deutsche Sozialdemokraten ein erlaubter Gedanke, Leserbrief in der FAZ vom 11. 9. 1997 von Bernd-Rüdiger Kern zu „Nazismus mit umgekehrten Gedankengang in Schweden“, FAZ vom 2. 9. 1997; E. F., in: Enzyklopädie des Nationalsozialismus, hg. von Wolfgang Benz, Hermann Graml und Hermann Weiß, 1997. Rolf Rößler, Das Coubertin-Denkmal und der Deutsch-Französische Kongreß (1938), in: Aquae 97, Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden, Heft 30 1997.

Weitere Veröffentlichungen über E. F. in: Niels C. Lösch (s. oben), 526–530.

B in: Johann Schaeuble, E. F., in Badische Heimat 1967 (L).

Prof. Dr. Horst Ferdinand
Fröbelstraße 4
53757 Sankt Augustin

Prof. Dr. rer. pol., Dr. med. Kurt Erich Maier
Ekkehardstraße 69
78315 Radolfzell



Domenico Quaglio, 1821

Beim Architektur- und Theatermaler Domenico Quaglio, der als bedeutendster Architektur-Vedutenmaler der Romantik galt, steht das Motiv des Münsters für seine romantische Weltanschauung. Domenico Quaglio wurde 1787 als Sohn einer Malerfamilie geboren. Seine künstlerische Laufbahn begann er als Dekorations- und später als Hoftheatermaler in München. Reisen durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich, Italien und die Schweiz nutzte er zur Aufnahme von mittelalterlichen Bauten, die ihn besonders interessierten. 1837 starb Quaglio als angesehener Künstler auf Schloß Hohenschwangau, mit dessen Wiederherstellung ihn Kronprinz Maximilian beauftragt hatte.

In seinem 1821 entstandenen Gemälde des Münsters von Nordwesten dominiert das imposante Gebäude das ganze Bild. Leicht in den Mittelgrund und auf Mittelachse gesetzt, nimmt das Münster den größten Raum des Gemäldes in Anspruch und wird damit als Bauwerk Hauptmotiv.

Im Gegensatz zu den um den Münsterplatz gruppierten Häusern scheint das Münster fest im Boden verankert und reicht dennoch hoch hinauf in himmlische Sphären. Quaglio bemüht sich um eine möglichst genaue architektonische Wiedergabe des Münsters, was besonders in den feingliedrigen Fialen, dem Hahnenturm und dem oberen Teil des Hauptturms deutlich wird. Am linken Bildrand sind die „Lugstühle“ zu sehen, eine überdachte Verkaufshalle mit Laubengang. Der am rechten Eckpfeiler der Lugstühle angebrachte Erker, der große Ähnlichkeiten mit den Erkern des Kaufhauses aufweist, kann sowohl ein realistisch architektonisches Element wiedergeben als auch romantische Zutat des Malers sein. Rechts im Vordergrund steht der Georgsbrunnen, dahinter wird der südliche Münsterplatz vom Historischen Kaufhaus, Wentzingerhaus und weiteren angrenzenden Gebäuden abgeschlossen. Auf dem sich weit in den Hintergrund hinziehenden Münsterplatz tummeln sich unzählige winzige Menschen. Vor den Lugstühlen wird reger Handel betrieben, aus dem Münster treten Geistliche, am Brunnen waschen Frauen ihre Wäsche, und ganz im Hintergrund lassen sich gar spielende Kinder erkennen. Obwohl der Münsterplatz durch so viele Menschen bevölkert wird, haben sie für Quaglio nur Staffagefunktion, um das Münster in das Leben der Stadt einzubinden. Quaglio zeigt den Schloßberg an falscher Stelle – zu weit südlich – und setzt darauf ein imaginäres Burghaldenschloß in gotischem Stil.

In diesem Gemälde kommt die für Quaglio und seine Zeit typische patriotische Begeisterung für gotische Bauwerke zum Ausdruck.

Autoren dieses Heftes

Bernhard Appel

Dipl.-Ing. Paul Bert

Dr. Rolf Böhme

Dr. Barbara Boock

Volkmar Braunbehrens

Gerhard Dangel-Reese

Wolfgang Dittrich

Christoph Döbeli

Dr. Saskia Durian-Ress

Michael Ertz

Prof. Dr. Horst Ferdinand

Jürgen Fiederlein

Hermann Frese

Prof. Dr. Hans-Martin Gauger

Dipl.-Ing. Hans Geiges (†)

Jochen Glaeser

Jost Großpietsch

Monika Hansen

Wilhelm Hausenstein (†)

Prof. Dr. Wolfgang Hug

Peter Kalchthaler MA

Dr. Gerd Kalkbrenner

Werner Klipfel

Jürgen Leuchtner

Hans-Jürgen van Look

Dr. Jochen Ludwig

Prof. Dr. Kurt-Erich Maier

Meckel Christoph

Meckel Eberhard (†)

Dipl.-Ing. Manfred Saß

Prof. Dr. J. Schlippe (†)

Adolf Schmid

Franz Schneller (†)

Roland Schrag

Dr. Fred Ludwig Sepaintner

Prof. Dr. Wolfgang E. Stropfel

Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Prof. Johannes Zitt